7. Sekundärliteratur

Leitfaden der Inneren Mission zunächst für den Berufsunterricht in Brüder-, Diakonen- und Diakonissen-Anstalten.

Schäfer, Theodor

Hamburg, 1887

Nutzungsbedingungen
Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.
Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.
Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use
All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downladed and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.
Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.
For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

R : 13

R. ~~1.~~13.

74

Leitfaden

der

inneren Mission

zunächst für den

Berufsunterricht in Brüder-, Diakonen- und Diakonissen-Anstalten

von

Theodor Schäfer, P.,
Vorsteher der Diakonissen-Anstalt zu Altona.

Hamburg,
Agentur des Rauhen Hauses.
1887.

OSTINDISCHE-MISSIONS-ANSTALT
HALLE
BIBTH. 34.38

Meinen lieben Freunden

Pastor K. Kobelt,

Lindenhof zu Reinstedt am Harz,

Pastor Dr. Joh. Krabbe,

Stift Bethlehem zu Ludwigslust (Mecklenburg),

Pastor Th. Hoppe,

Oberlinhaus zu Nowawes bei Potsdam,

Direktor Joh. Wichern,

Rauhes Haus zu Horn bei Hamburg,

in Treuen zugeeignet.

EVANGELISCHE-MISSIONS-ANSTALT
BASEL
MATH. 24.16

Vorrede.

Was ich über Entstehung und Zweck, Einrichtung und Gebrauch des vorliegenden Leitfadens der inneren Mission zu bevorworten habe, empfehle ich besonders der Beachtung derjenigen, welche danach zu unterrichten gedenken.

Im Winter 1885—1886 trat in unserm Altonaer Diakonissenhause der gottlob! bis jetzt seltene Fall ein, daß es, hauptsächlich wegen ernsthafter Krankheitsfälle in der Schwesternschaft, nicht möglich war, eine Anzahl Probeschwestern von der Arbeit soweit frei zu machen, daß der allwinterlich von mir gehaltene Unterrichtskursus eingerichtet werden konnte. Dadurch fielen für mich wöchentlich 8—10 Unterrichtsstunden aus. Es war mir lieb, einen Teil der dadurch gewonnenen Zeit für den „Berufsunterricht" im Rauhen Hause verwenden zu können. Einmal brauchte ich auf diese Weise der sonst stets geübten unterrichtlichen Thätigkeit nicht einen ganzen Winter lang ledig zu gehen, sodann war es mir eine Freude, dem Rauhen Hause, dieser Segensstätte der neuzeitlichen inneren Mission, einen kleinen Freundschaftsdienst zu erweisen, und endlich erweckte es mein Interesse, nachdem ich jahrelang Schwestern unterwiesen habe, auch einmal Brüderunterricht zu erteilen und so meine Erfahrungen auf dem Gebiet der inneren Mission nach dieser Seite zu erweitern. So habe ich denn während etwa halbjähriger Dauer in wöchentlich zwei Stunden im Rauhen Hause den Brüdern Unterricht über innere Mission erteilt.

Über die Notwendigkeit eines derartigen Unterrichts kann unter Kundigen kein Zweifel sein. Wie man es nötig findet, den Studenten der Theologie Vorlesungen über praktische Theologie zu halten, um sie auf dem ganzen Gebiet kirchlichen Handelns zu orientieren, wie man die Seminaristen in der Pädagogik unterweist, um ihnen eine wenn auch noch so einfach gehaltene geschichtliche und theoretische

Unterlage für die Ausübung ihres künftigen Berufs zu geben, kurz, wie man jedem Fachmann, der seinen Beruf nicht bloß handwerksmäßig ausüben soll, neben der praktischen auch eine theoretische Ausbildung zu teil werden läßt, welche gerade erst eine gründlichere, gediegenere Praxis mit ermöglicht, so ist es auch unerläßlich, daß den Arbeitern und Arbeiterinnen in der inneren Mission oder christlichen Liebesthätigkeit oder kirchlichen Diakonie oder wie man den Namen wählen mag, welche in den Brüder- und Schwesternhäusern, den Diakonen- und Diakonissenanstalten ihre Ausbildungsstätten haben, eine übersichtliche Zusammenfassung der geschichtlichen Thatsachen, theoretischen Grundsätze und praktischen Regeln gegeben werde, welche sowohl für ihr persönliches Wirken, als für das ganze Arbeitsfeld, auf dem sie ihre Thätigkeit entfalten, maßgebend sind.

Indessen von der Notwendigkeit bis zur Ausführung ist oft noch ein weiter oder doch ein schwieriger Schritt, wenn anderswo, so auch hier. Namentlich stellte sich dem guten Willen des Einzelnen, der den Unterricht zu erteilen hatte, wie ich aus mehrfachen Klagen weiß, der Mangel eines genügenden Leitfadens hindernd in den Weg. Die vorhandenen zusammenfassenden Schriften über innere Mission in Ehren — aber keine derselben ist zum Leitfaden für derartigen Unterricht geeignet, keine auch dazu von ihrem Verfasser bestimmt. Ist dennoch diese und jene Schrift bisher dazu benutzt worden, so geschah es, weil man keine eigens für diesen Gebrauch berechnete und eingerichtete besaß. — Mir selbst war von vornherein klar, daß ich mich an keins dieser Bücher für meinen Zweck anschließen konnte.

Die nächste Auskunft in vorliegendem Fall war nicht schwer zu finden. Ich pflege mich auf alle meine Stunden schriftlich vorzubereiten. So that ich's auch hier. Und es brauchte nur ein Auszug aus meinen Aufzeichnungen den Brüdern diktiert zu werden, um ein dem Festhalten und der Repetition des Gebotenen dienliches Lehrmittel für den ersten Gebrauch zu haben. Die Mühseligkeit dieses Verfahrens jedoch und der Wunsch, auch andern, die in gleicher Lage sich befinden, ein bequemes Hilfsmittel darzubieten, legten den Gedanken nahe, den auf dem eben bezeichneten Wege gewonnenen Leitfaden durch den Druck jedem, dem er dienen könnte, zugänglich zu machen. So ist das vorliegende Buch entstanden.

Mit seiner Entstehungsgeschichte ist schon sein Zweck gegeben. Er ist ein doppelter. „Zunächst" will dasselbe, wie der Titel sagt, eine Unterlage bieten für den „Berufsunterricht in den Brüder-, Diakonen- und Diakonissen-Anstalten". Diesem ersten Zweck zu genügen, ist alles

nach Form und Inhalt berechnet. Nichts, was dieser Absicht nicht irgendwie dient, ist aufgenommen worden. Aber das schließt ja nicht aus, daß die Schrift danach auch andern doch irgendwie verwandten Zwecken des öffentlichen, privaten und Selbst-Unterrichts diene. Die wachsende Zahl von besonderen Vorlesungen, welche jetzt von theologischen Professoren und Dozenten über innere Mission gehalten werden*), die theoretisch-praktischen Kurse über innere Mission, welche unter ganz überraschendem Zudrang im Rauhen Hause, in Dresden, Hannover, Berlin stattfinden, zeigen deutlich, welches Verlangen nach Einführung in unser Arbeitsfeld besteht, und es wäre doch möglich, daß dieser Leitfaden auch solchen Zwecken in zweiter Linie bis zu einem gewissen Grade und, bevor ein wissenschaftliches Handbuch der inneren Mission existiert, dienen könnte. Nicht als ob ich glaubte, man könnte theologische Vorlesungen oder die Vorträge in jenen Kursen direkt an den Text oder doch den Gang des Leitfadens anschließen. Jene bedürfen weit mehr einer wissenschaftlichen, prinzipiellen Haltung und Beziehung auf die übrigen theologischen Disciplinen, und der Vorzug dieser ist es, daß in ihnen gewiegte Fachleute, erfahrene Spezialisten aus der Fülle ihrer Praxis schöpfen und in Anknüpfung an das unmittelbar Vorliegende und unter Hinweis auf dasselbe ihre Sachkunde andern vermitteln. — Aber eine erwünschte Ergänzung ihrer Darlegungen dürfte der Leitfaden für beide sein. Jene können für eine Fülle praktischen Details (auch vielleicht hinsichtlich des Litteratur-Nachweises), dessen man in Vorlesungen gern ledig geht, auf denselben verweisen. Diese können nach ihrer ganzen Einrichtung nur einzelne Ausschnitte aus dem Gesamtgebiet behandeln. Wer die dabei gelassenen Lücken ausfüllen will, dem wird hier gleichfalls ein kompendiarisches Hilfsmittel geboten. — Ich verwahre mich ausdrücklich dagegen, als ob der Leitfaden diesen über den Brüder- und Schwesternunterricht hinausgehenden Zielen genügte. Ich meine lediglich, daß er, bis wir ein für diesen Zweck geeignetes Werk besitzen, als erstes Orientierungsmittel, etwa neben Lehmanns „Werken der Liebe", benutzt werden könne. So bitte ich denn, das Gebotene vor allem nach dem ersten Zweck zu beurteilen und auf seine Angemessenheit als Unterrichtsmittel für jenen erstbezeichneten Kreis anzusehen. Auch hierbei darf ich billige Rücksicht-

*) Es sind hier folgende Namen dankbar zu verzeichnen: † Wolters (Halle), Hering (Halle), Harnack (Gießen, jetzt Marburg), Achelis (Marburg), Vogel (Wien), Cremer (Greifswald), † Pünjer (Jena), Lucius (Straßburg), Wurster (Tübingen), Plath (Berlin), Reinicke (am Predigerseminar in Wittenberg).

nahme auf den Umstand erwarten, daß ich mit einer derartigen lehrhaften und schulmäßigen Auswahl und Zurichtung des Stoffs noch völlig ungebahnte Wege beschritten habe.

Ich habe versucht, aus der sich herzudrängenden, geradezu ungeheuren Menge des Materials das Geeignete auszuwählen. Kein scharfbestimmter Kanon hat mir dabei als Richtschnur gedient; Erfahrungen über das richtige Maß des Stoffs, wie bei andern schon Jahrzehnte oder Jahrhunderte in Lehrbehandlung befindlichen Gegenständen, liegen nicht vor. So war ich auf meine eignen Erwägungen angewiesen. Auf Erfahrung gestützte Mitteilungen über die Nötigung zur Vermehrung oder Verminderung des Stoffs werden mir sehr willkommen sein. Nur bitte ich, bei solchen Vorschlägen im Auge behalten zu wollen, daß nicht alles, was einem selbst wichtig ist und sein darf, immer auch für andere die gleiche Bedeutung hat, und ebenso, was einem selbst nebensächlich erscheint, vielleicht für eine ganze Reihe anderer Personen oder Anstalten eine große Tragweite hat.

Die Gruppierung des Stoffs im ganzen erhebt weiter keinen Anspruch als den: Verwandtes unter einige größere Gesichtspunkte zusammenzufassen und aneinander zu reihen. Wissenschaftliche Systematik war durch den ganzen Charakter der Darstellung ausgeschlossen. Der befolgte Gang: Geschichte, Arbeit, Arbeitskräfte hat sich mir für praktisch-populäre Zwecke anderwärts bereits wohl bewährt*).

Besonders wichtig gerade für den Lehr- und Lernzweck schien mir die Einteilung jedes Paragraphen in die sechs stehenden Abschnitte: Notstand, Geschichte, Einrichtung und Arbeit, Schwierigkeiten und Gefahren, Verwandte und Hilfs-Einrichtungen, Ziel und Segen. Diese stets wiederkehrenden Rubriken nötigen, den Blick immer aufs neue den Hauptsachen zuzuwenden. Sie erleichtern namentlich auch dem Schüler, sich bei der Repetition des Paragraphen über die eigne Kenntnis oder Unkenntnis seines Inhalts zu vergewissern. Kann jemand sich und andern über die sechs genannten Punkte einigermaßen Rechenschaft geben, so darf er als propädeutisch informiert gelten. — Eine Gewähr für die Richtigkeit dieser Einteilung ist es mir auch gewesen, daß alles Wichtige ungezwungen sich in den Rahmen ein-

*) Mein Werk: „Die weibliche Diakonie in ihrem ganzen Umfang dargestellt“ (Stuttgart, D. Gundert) umfaßt folgende drei Bände: I. Die Geschichte der weiblichen Diakonie. II. Die Arbeit der weiblichen Diakonie. III. Die Diakonissin und das Mutterhaus.

tragen ließ. Nur in einigen wenigen, besonders gearteten Fällen habe ich eine noch einfachere Teilung anzuwenden für praktisch gehalten.

Eins bedarf noch in betreff der Einrichtung besonderer Erwähnung. Nach meiner Wesensbestimmung der inneren Mission hätte ich im geschichtlichen Teil nicht nur eine Übersicht der Entwicklung der Liebesthätigkeit, sondern auch der freien Wortverkündigung und der Reformbestrebungen geben müssen. Bereits waren die betreffenden Partieen großenteils ausgeführt. Aber bei der Knappheit des dafür verfügbaren Raumes, bei der Unmöglichkeit, in diesem Zusammenhang meine Meinung genügend zu begründen, sah ich so viele Mißverständnisse der betreffenden Andeutungen voraus, daß es mir richtiger schien, nur die Geschichte der Liebesthätigkeit und damit die Hauptsache, den Körper — daß ich so sage — der ganzen Entwicklung zu geben, dagegen die Geschichte der freien Wortverkündigung und der Reformbewegungen unausgeführt zu lassen. Vielleicht ist mit diesem Verzicht meinerseits manchem, der sich mit meiner Auffassung der inneren Mission nicht befreunden kann und doch den Leitfaden zu Unterrichtszwecken gebrauchen will, mehr gedient, als mit der betreffenden Darlegung. Für solche aber, welche in ihrem Unterricht auch diese Partie ausführen wollen, giebt ja der einleitende Paragraph, sowie der Litteraturnachweis, wenigstens die allernötigsten Winke. Wer sich für meine Auffassung und nähere Darstellung der Sachlage interessiert, den muß ich auf mein in der Vorbereitung begriffenes Handbuch der inneren Mission verweisen, das ich schon seit Jahren in Arbeit habe, dessen Vollendung aber selbstverständlich hinter den Aufgaben der Praxis, wozu ja auch nach Gelegenheit und Umständen die Abfassung solch eines Leitfadens wie der vorliegende zu rechnen ist, zurückstehen muß.

Was endlich den Gebrauch dieses Leitfadens beim Unterricht anlangt, so ist keineswegs das die Meinung, als ob überall von § 1 an der Stoff in der hier eingeschlagenen Ordnung und in dem hier getroffenen Maß durchgenommen werden sollte. Die Bedürfnisse und Möglichkeiten der Anstalten sind trotz desselben Grundes und Zweckes zu wenig gleichartig, als daß ich das hoffen und vorschlagen könnte. Vielmehr ist bei der Abfassung sehr auf die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit eines mehrfach verschieden modifizierten Gebrauchs Rücksicht genommen worden. — Ich erinnere an die verhältnismäßig lose Verknüpfung der Teile und Unterteile. Wenn der Lehrer nur im ganzen Buch Bescheid weiß, für den Schüler ist's nicht nötig, erst § 9 und § 17 zu wissen, ehe er § 10 und § 18 verstehen kann. — Ich

mache weiter aufmerksam auf die häufigen Verweisungen und zeitweiligen Wiederholungen von schon Dagewesenem, das allerdings immer unter neuem Gesichtspunkt und deshalb unter neuer Beleuchtung wiederkehrt.

Soll ich Beispiele angeben, in welcher Auswahl man den Stoff nur zum Teil benutzen kann, ohne doch dabei ganz willkürlich zu verfahren? Man kann etwa auswählen:

a. was für Brüder und Diakonen wichtig,
b. was für Diakonissen zu wissen notwendig,
c. was für beide zusammen wünschenswert;
d. kann man zu a, b, c die einleitenden und die geschichtlichen Mitteilungen hinzufügen
e. und kann bei letzteren auch wieder so verfahren, daß man entweder das Ganze durchspricht, oder nur die Persönlichkeiten, deren Reihenfolge eine Geschichte der Liebesthätigkeit in Biographieen giebt.

Andere werden nach ihren individuellen Bedürfnissen noch in anderer Weise den Stoff für ihre Stunden zweckmäßig und in einer gewissen Geschlossenheit auswählen können, z. B. indem sie nur etwa die in der eignen Anstalt gepflegten Zweige der Arbeit behandeln.

Eine große Hauptsache für den betreffenden Lehrer wird neben den sonst nötigen Voraussetzungen auch sonderlich das sein, daß er imstande ist, die im Leitfaden gebotenen Grundsätze und Umrisse aus der Geschichte, eigner und fremder Praxis zu bereichern, zu verdeutlichen, zu kolorieren und auszuführen. Ein Lehrer, der in der Hauptsache nicht mehr weiß, als was hier gedruckt steht, wird es fertig bringen, selbst diesen Unterrichtsgegenstand langweilig und unfruchtbar zu behandeln. Solchen jüngeren Kollegen, welche vielleicht noch wenig bewandert in dem Stoff, aber strebsam sind, giebt der Litteraturnachweis die wichtigsten Fundorte weiterer Belehrung an.

Der Verfasser.

Inhalt.

	Seite
Einleitung. § 1. Wesen der inneren Mission	1
Erstes Kapitel: Zur Geschichte der inneren Mission	4
§ 2. Liebesthätigkeit in der apostolischen Zeit	4
§ 3. Liebesthätigkeit in der „Märtyrerkirche"	6
§ 4. Liebesthätigkeit in der „Reichskirche"	9
§ 5. Liebesthätigkeit im Mittelalter	17
§ 6. Liebesthätigkeit im Zeitalter der Reformation und der Orthodoxie	27
§ 7. Liebesthätigkeit in der Zeit des Pietismus und des Rationalismus	33
§ 8. Innere Mission in der Neuzeit	44
Zweites Kapitel: Erziehung und Unterricht von Kindern	61
§ 9. Krippe	61
§ 10. Warteschule (Kleinkinderschule)	64
§ 11. Sonntagsschule (Kindergottesdienst)	68
§ 12. Waisenhaus	73
§ 13. Erziehungsverein	77
§ 14. Knabenarbeitsanstalt und Knabenhort	79
Drittes Kapitel: Erziehung und Bewahrung der Jugend	82
§ 15. Handarbeitsschule für Mädchen	82
§ 16. Mägdeschule	84
§ 17. Mägdeherberge	87
§ 18. Fabrikarbeiterinnen-Herberge	88
§ 19. Sonntagsverein (Jungfrauenverein)	90
§ 20. Lehrlingsdaheim und Lehrlingsverein	91
§ 21. Herberge zur Heimat	93
§ 22. Jünglingsverein	98
§ 23. Verein junger Kaufleute	103
Viertes Kapitel: Rettung der Verlornen	106
§ 24. Rettungshaus	106
§ 25. Magdalenium (Kampf gegen Prostitution)	113
§ 26. Trinkerasyl (Kampf gegen Alkohol)	117
§ 27. Arbeiter-Kolonie (und Verpflegungsstation)	122
§ 28. Gefangenen- und Entlassenenpflege	126

Seite

Fünftes Kapitel: Bewahrung der Gefährdeten 131
§ 29. Pflege der evangelischen Diaspora in Deutschland 131
§ 30. Pflege der deutschen evangelischen Diaspora im Ausland . . 134
§ 31. Pflege der regelmäßig wandernden Bevölkerung 138
§ 32. Seemannsmission 139
§ 33. Auswanderermission 142
Sechstes Kapitel: Pflege der Gebrechlichen und Kranken . . . 145
§ 34. Fürsorge für die Taubstummen 145
§ 35. Fürsorge für die Blinden 149
§ 36. Fürsorge für die Idioten und Epileptischen 152
§ 37. Fürsorge für die Verkrüppelten 156
§ 38. Ferienkolonie, Kinder-Sol- und Seebad 157
§ 39. Krankenpflege und Krankenhaus 159
§ 40. Irrenhaus 163
Siebentes Kapitel: Verbreitung christlicher Litteratur . 168
§ 41. Bibelsache 168
§ 42. Traktat- und Schriftensache 171
§ 43. Volksbibliothek 174
§ 44. Kolportage 176
Achtes Kapitel: Kampf gegen soziale Notstände 178
§ 45. Stadtmission 178
§ 46. Gemeindepflege 183
§ 47. Armenpflege 187
§ 48. Pflege in Zeiten der Seuche und des Krieges 192
§ 49. Sonntagsfrage 196
§ 50. Schulfrage 200
§ 51. Wohnungsfrage 203
Neuntes Kapitel: Arbeitskräfte der inneren Mission 207
§ 52. Persönlichkeit, Verein, Anstalt 207
§ 53. Vereinsgeistliche 213
§ 54. Brüder und Diakonen 217
§ 55. Diakonissen 225
Anhang: Litteraturnachweis 235

Einleitung.

§ 1. Wesen der inneren Mission.

Die Erscheinungen in dem kirchlichen Leben der Gegenwart, welche man mit dem Namen der inneren Mission bezeichnet, lassen sich einzeln, zum Teil sehr reichlich, auch in den vergangenen Zeiten nachweisen, ihre Zusammenfassung und damit eine gemeinsame eigenartige Wirksamkeit haben sie indessen erst in unseren Tagen gefunden.

Es lassen sich gleichsam drei Strömungen unterscheiden, welche einzeln die Geschichte der Kirche in allen ihren Hauptperioden durchziehen, um sich dann in der inneren Mission zu gemeinsamem Lauf und Wirken zu verbinden.

Zuerst die Werke der Barmherzigkeit. Dieselben haben der Kirche Gottes nie gefehlt. Seit der Heiland auf Erden umherzog und die Kranken heilte, die Hungrigen speiste, die bösen Geister austrieb u. s. w. — durch die Tage der ersten Liebe hindurch, da die Christen ein Herz und eine Seele waren und alle Dinge gemein hatten — während der Zeiten der Verfolgung, worin die Christen untereinander und gegen die Welt, welche sie haßte und tötete, Liebe übten — in der Glanzperiode der ersten Herrschaft der Kirche nach Konstantin, in welcher der Strom der christlichen Freigebigkeit und Hilfsbereitschaft sich über die Welt ergoß und wesentliches dazu beitrug, die letzten Burgen des Heidentums zu brechen — im ganzen Mittelalter, da Geistliche und Laien, Mönche und Nonnen, Ritterorden und Bruderschaften in guten Werken wetteiferten und dieselben so hoch in der Wertschätzung stiegen, daß sie die Gnade verdunkelten — in der Reformationszeit, welche den verschütteten Quell der rechten, gottwohlgefälligen guten Werke im wahren Glauben und im Evangelium wieder eröffnete und diese guten Werke an die Stelle des gleisnerischen Selbstruhms setzte — in den Tagen des Pietismus, welcher die Gläubigen zu Werken der Liebe, sonderlich auch durch das Beispiel A. H. Franckes, anregte — bis in unsre Zeiten herein, in denen das wiedererwachende Glaubensleben, sonderlich auch durch die Bestrebungen der inneren Mission, eine Richtung auf praktische Bethätigung in Barmherzigkeit mit der Not, in Hilfe für das Elend aller Art empfing — immer hat die Liebesthat Gottes in Christo Liebe in der Welt entzündet, die ihm in seinen elenden Brüdern und Gliedern zu dienen begehrte.

Sodann die freie Verkündigung des Evangeliums in Wort und Schrift, ohne kirchenamtlichen Auftrag, aus Liebeseifer und Zeugengeist oder Gewissensdrang und Erbarmen mit der Verwahrlosung und Unwissenheit des Volks. Es ist ja bekannt und die neutestamentlichen Schriften be-

zeugen es, daß in der apostolischen Zeit die Verkündigung des Wortes nicht ausschließlich an das kirchliche Amt, sondern an die Gabe, an die Ordnung, an das Erbauungsbedürfnis gebunden war. Das blieb im wesentlichen so, wenn auch unter manchen erfolgreichen Versuchen der Beschränkung, in den ersten Jahrhunderten. Die allmählich in der katholischen Kirche erstarkende Priesterherrschaft riß dieses Recht, wie so manches andere, ausnahmslos an sich, nicht einmal immer um es auszuüben, sondern vielfach um es einschlafen zu lassen. Die Vernachlässigung der Predigt im Mittelalter ist eine der verhängnisvollsten Sünden der katholischen Kirche gewesen. Als ein Versuch der Ausfüllung dieser Lücke ist die Thätigkeit der Predigerorden anzusehen, deren Wirken von der Pfarrgeistlichkeit thunlichst beschränkt und befehdet wurde. In der Reformation wurden nicht nur für die Predigt des Evangeliums die Kanzeln in den Kirchen wiedererobert, sondern auch der freien Verkündigung des Wortes durch Mund und Bücherdruck die Thür aufgethan. Luther wahrte in seinen Schriften jedem Christen das Recht, für die Sache des Herrn das Wort zu nehmen, bis er, durch Mißbrauch dieser Freiheit bewogen, auch hier wie auf anderen Gebieten die Schranken enger zog, damit die Freiheit nicht zum Deckel der Bosheit werde. (Augsb. Konf. Artikel XIV, recht verstanden, bezeichnet die goldene Mitte zwischen willkürlichem Lehren und Dämpfung des Geistes.) In manchen Kreisen der nachreformatorischen Zeit als Recht behauptet, wenngleich unter dem Druck der Verhältnisse mündlich nur sehr spärlich ausgeübt, wurde erst in unsern Tagen, namentlich durch die innere Mission, die Befugnis auch des Laien zur freien Darbietung des Heils und Gnadenwortes außerhalb des eigentlichen Gemeindegottesdienstes wieder zurückgefordert und vielfach wirksam ausgeübt.

Endlich die kirchlichen Reformversuche. Nach dem hellen, frischen Morgen, welchen Jesus, die Sonne der Gerechtigkeit, über die Welt heraufgeführt hatte, traten bald mehr oder weniger starke und umfassende Trübungen ein, sowohl des Glaubensgrundes als der Lebenswirkung bei den einzelnen und bei der Kirche im ganzen. Doch fehlte es auch nicht an eifriger Gegenwirkung gegen diese Trübungen. Man suchte sie zu verhindern, wenn sie im Anzug und wieder zu beseitigen, wenn sie eingetreten waren. Letztere Gegenwirkungen sind als Reformversuche zu bezeichnen. Nur einer derselben hatte eine gründliche und durchgreifende Besserung zur Folge: die Erneuerung des gesamten Glaubensgrundes in der Reformation. Doch blieb auch nachher noch genug zu thun, da man einesteils die wiedergewonnenen Gnadengüter noch nicht allseitig verwertet, das Licht noch nicht auf alle Gebiete des kirchlichen Lebens hatte leuchten lassen, oder manche Teile des geistlichen Tempels noch nicht ausgebaut waren, da man andernteils durch Vernachlässigung und Untreue manches von dem ersten Besitz wieder eingebüßt hatte. Ein nach verschiedenen Seiten hin gelungener Versuch nachreformatorischer kirchlicher Reform ist der Pietismus. Ein zweiter stellt sich in der inneren Mission dar.

In der inneren Mission laufen die eben bezeichneten drei Strömungen zusammen. Sie ist diejenige kirchliche Reformbewegung des 19. Jahrhunderts, welche den inneren Zustand der Kirche dadurch zu bessern unternimmt, daß sie die Werke der

Barmherzigkeit ebenso wie die freie Verkündigung des Evangeliums dem Leben der Kirche einpflanzen und in ihr wirksam machen will.

Dabei ergeben sich als Näherbestimmungen der inneren Mission, daß ihre Thätigkeit ausgeht von den lebendiggläubigen Gliedern der Kirche, daß sie sich erstreckt auf die geistlich und leiblich Elenden, oder die, welche in Gefahr stehen, solche zu werden, ohne daß das geordnete Amt der Kirche sie genügend versorgt resp. versorgen kann. Sie hat das Ziel diesem Elend abzuhelfen oder es tragen zu lehren nach Gottes Willen. Die Mittel zu diesem Ziel sind freie Bezeugung der göttlichen Wahrheit in Wort und Schrift und Übung der Barmherzigkeit.

Als Grenzgebiete, deren Arbeit sich mit derjenigen der inneren Mission berührt und in den Gestaltungen des Lebens oft in dieselbe übergreift, wie diese in jene, sind zu bezeichnen: die äußere Mission, die Humanität, die Barmherzigkeit anderer Kirchen, die offizielle Arbeit der eignen Kirche, die staatliche und kommunale Fürsorge, private (rein geschäftliche) Veranstaltungen, bei welchen namentlich die Lehren der Nationalökonomie (Volkswirtschaft) und der Hygieine (Gesundheitslehre) zur Wirksamkeit gelangen. In Arbeitsweise und Ziel ist aber die innere Mission, ihrem oben bestimmten Wesen gemäß, von der Thätigkeit auf allen diesen Grenzgebieten zu unterscheiden.

Der Name der inneren Mission ist zuerst von Professor Lücke in Göttingen in einer 1843 erschienenen kleinen Schrift öffentlich angewendet worden, ungefähr gleichzeitig aber auch in dem Wichernschen Kreis in Hamburg in Gebrauch gewesen. Man kam zu dieser Bezeichnung durch den Blick auf die in Wirklichkeit heidnischen Zustände der Verkommenheit und Not, welchen man mit der aus dem Evangelium geborenen und zum Evangelium führenden Arbeit abhelfen wollte. In dem Namen liegt etwas Beschämendes, aber zugleich zur eifrigen Thätigkeit Anspornendes.

Zur Vergleichung sei hier noch die Erklärung über innere Mission angeführt, welche an der Spitze der „Denkschrift" von Wichern steht, und somit als eine Zusammenfassung des von ihm aufgestellten Arbeitsprogramms anzusehen ist: „Als innere Mission gilt uns nicht diese oder jene einzelne, sondern die gesamte Arbeit der aus dem Glauben an Christum geborenen Liebe, welche diejenigen Massen in der Christenheit innerlich und äußerlich erneuern will, die der Macht und Herrschaft des aus der Sünde direkt oder indirekt entspringenden mannigfachen äußeren und inneren Verderbens anheimgefallen sind, ohne daß sie, so wie es zu ihrer christlichen Erneuerung nötig wäre, von den jedesmaligen geordneten christlichen Ämtern erreicht werden."

Erstes Kapitel.

Zur Geschichte der inneren Mission.

§ 2. Liebesthätigkeit in der apostolischen Zeit.

(Etwa 1—100 n. Chr.)

Die Liebesübung der apostolischen Kirche steht in völligem Gegensatz gegen die Lieblosigkeit der römischen Welt. Der Dichter Plautus sagt: „Um den Bettler macht sich übel verdient, wer ihm zu essen und zu trinken giebt; denn was er giebt, ist verloren, und dem Armen verlängert er nur sein Leben zu seinem Elende." Die Geschenke, welche Vornehme und Reiche austeilten, hatten nur den Zweck, das Volk den Gebern geneigt zu machen und es ruhig zu erhalten. Bei den Griechen sah es nicht besser aus. Der Philosoph Aristoteles beschreibt einen „trefflichen" (wir würden sagen: einen tugendhaften oder heiligen) Menschen und faßt seine Schilderung in den Satz zusammen: „Von allem Löblichen teilt der Treffliche sich selbst das Beste zu." (Vergl. im Gegensatz dazu 1 Kor. 13, 5 „Die Liebe suchet nicht das Ihre".) Der Philosoph Plato rät, Bettler aus dem Staat auszutreiben, sie störten ja doch nur das Gesamtwohl. Bei den Juden, dem Volke Gottes, dem vertrauet war, was Gott geredet hat, sah es freilich ganz anders aus. Da heißt es: Der Gerechte ist barmherzig und milde (Psalm 37, 26), er nimmt sich des Dürftigen an (Psalm 41, 1). (Vergl. auch 1 Sam. 15, 22; Jes. 28, 7—10 ꝛc.) Indessen ist die alttestamentliche Barmherzigkeit noch von zwei Schranken eingeengt, einer gesetzlichen (bestimmte Gebote, Armenzehnten u. s. w.) und einer nationalen (insofern doch noch Unterschiede zwischen dem Juden, dem Fremdling in den Thoren Israels und den Gliedern ganz fremder Völker gemacht werden. Dagegen im Neuen Testament „ein Mensch" Luk. 10, 30).

Die Person Christi war der Quellort der in der apostolischen Kirche ausgegossenen Liebe. In ihm ist Gott Mensch geworden, die Liebe im Fleisch erschienen. Er ist gekommen die Werke des Teufels zu zerstören. So erhob er sich zuerst wider die Sünde in der Gnadenpredigt, aber sodann auch wider die Folgen derselben, das Elend in allen Gestalten und Formen, durch Barmherzigkeitsübung. Er will letzteres als ein Kennzeichen seines Messiaswirkens angesehen haben (Luk. 7, 22). Seine Jünger aber läßt der Herr auch mit angreifen bei seinen Liebesthaten (Wundergabe und Helferdienst wie bei der Speisung) und giebt ihnen wie allen

seinen Gläubigen einen mächtigen Antrieb Liebe zu üben dadurch, daß er alles den Elenden Erwiesene als ihm gethan ansehen will (Matth. 25).

Ihr eigenartiges Gepräge hat die Liebesthätigkeit der apostolischen Zeit darin, daß das ganze Gemeindeleben sich als dasjenige einer **erweiterten Familie** darstellte. Der Jüngerkreis lebte mit dem Heiland wie eine Familie zusammen (dessen Glieder waren seine „Brüder und Schwestern"). Zu diesem engsten Kreis wurden an Pfingsten die neuen Mitglieder „hinzugethan" (Apgesch. 2, 41). Bei dieser Anschauung ist die sog. Gütergemeinschaft, richtiger: die unbedingte Opferwilligkeit der Gemeindeglieder erklärlich, ja selbstverständlich. Wie die erwachsenen Angehörigen einer Familie selbständiges Eigentum haben, aber bei der Notlage eines der Ihrigen davon soviel als nötig zu opfern bereit sind, so war's auch damals, und wie das Gemeinschaftsleben der Familie in den gemeinsamen Mahlzeiten zu besonders deutlichem Ausdruck kommt, so auch damals bei den sog. Liebesmahlen (Agapen). Die Opferwilligkeit der apostolischen Christen zeigte sich aber nicht nur in der Form der „Gütergemeinschaft" der Urgemeinde in Jerusalem, sondern auch in dem reichlichen Ertrag der Kollekte, welche Paulus bei den heidenchristlichen Gemeinden für Jerusalem sammelte.

Bei der Willigkeit zum Geben fehlte aber nicht die sittliche Zucht gegen die Empfänger der Gaben. Das zeigt sich u. a. darin, daß Müßiggänger, die unordentlich wandeln, aus der Gemeinde ausgeschlossen werden sollen (2 Thess. 3, 6) und daß durch Gemeindealmosen niemand seiner persönlichen Verpflichtungen sich für enthoben erachten durfte (1 Tim. 5, 8).

Nicht nur des Elends einzelner nahm man sich an, sondern auch der Notstände ganzer Gemeinden. Die massenhafte Not rief eine Organisation der Liebe wach. Als die jerusalemische Urgemeinde verarmt war, kommt ihr Paulus durch eine sorgsam ausgeführte Kollekte in den heidenchristlichen Gemeinden zu Hilfe (Röm. 15, 26 f.). Und als sich dieselbe Gemeinde zu Jerusalem zu groß zeigt, um von den Aposteln in jeder Weise genügend versorgt zu werden, wird das ein Anlaß zur Einrichtung eines neuen Amtes, des Diakonats. Also damals schon der Notstand einer Massengemeinde (Apgesch. 6, 1), dem man mit großer Weisheit (Apgesch. 6, 2—6) und mit bestem Erfolg (Apgesch. 6, 7) begegnete. (Über das Diakonenamt vergl. unten.)

Die Einrichtung des Amtes der Barmherzigkeit hinderte aber nicht im geringsten die Ausübung der freien Liebesthätigkeit. Recht und Pflicht derselben bleibt für jeden Christen bestehen. Der betreffende Grundsatz wird mit Bezug auf das Haus Stephanas ausgesprochen (1 Kor. 16, 15 f.) und die Beispiele, daß danach gehandelt wurde, sind allbekannt.

Als Persönlichkeiten, welche mit und ohne Amt in der Liebesübung sich auszeichneten, sind namentlich zu nennen: der Apostel Paulus mit seiner Predigt vom lebendigen Glauben, der Liebesfrüchte bringen muß; mit seiner musterhaften Kollektenarbeit; mit seiner Sorge für das Amt der Barmherzigkeit (1 Tim. 3) und deren Träger (Röm. 16, 1 f.; mit seinem Lob der freiwilligen Liebesthätigkeit (1 Kor. 16, 15 f.

Röm. 16). — Der Diakon Stephanus, welcher aber außer seinem Armenpflegeramt in seinem einfachen Christenstand, aus gottverliehener Gabe, sich der Lehre befleißigte. — Philippus mit dem Doppelamt eines Diakonen und eines Evangelisten. — Die Gemeindediakonissin Phöbe (Röm. 16). — Die Schar der Freiwilligen: Tabea (Apostelgeschichte 9, 36), Lydia (Apgesch. 16, 14 ff.), Tryphena, Tryphosa, Persis (Röm. 16, 12), Priscilla und Aquilas (Röm. 16, 3), Stephanas (1 Kor. 16, 15 f.), Gajus (3 Joh.) und ein anderer Gajus (Röm. 16, 23) u. a.

§ 3. Liebesthätigkeit in der „Märtyrerkirche".

(Etwa 100—300 n. Chr.)

Die Eigentümlichkeit der kirchlichen Liebeswerke in dieser Zeit läßt sich in das eine Wort **„Gemeindepflege"** zusammenfassen. — Unter reiner Gemeindepflege verstehen wir diejenige Form der Armenversorgung, bei welcher sich die kirchliche Gemeinde vermittelst ihrer Beamten oder freier Hilfen der in Not befindlichen Mitglieder so annimmt, daß sie sich um das persönliche und eigenartige Bedürfnis derselben kümmert und ihnen beisteht, ohne sie ihren gewöhnlichen Berufs- und Familienverhältnissen zu entnehmen. Die damalige reine Gemeindepflege kennt fast noch keine Anstalten (nur gegen Ende des Zeitraums Witwenhäuser), in denen das Elend, namentlich gleichartige Formen desselben, gesammelt und so versorgt wird.

Diese Form der Wohlthätigkeit mußte damals genügen, denn es waren Verfolgungszeiten. Die Christen erwiesen sich als „ein zum Sterben bereites Geschlecht" (Tertullian), das sich in dieser Welt nicht zu fest einbaute. Nur selten wagte man Kirchengebäude zu errichten, viel weniger Anstalten der Barmherzigkeit mit zahlreichen Bewohnern, welche alsbald die Aufmerksamkeit der Verfolger auf sich gezogen hätten.

Diese Form der Wohlthätigkeit konnte aber auch noch genügen, denn es waren Zeiten der ersten Liebe. Man gab gern und reichlich. Die Traube gab ihren Saft, ohne daß die Kelterschraube angezogen wurde. Daneben war man zu persönlichen Liebesdiensten willig und bereit. Solange jedes Christenhaus sich den fremden oder armen Brüdern öffnete, bedurfte man keiner anstaltlichen Herbergen, Krankenhäuser u. s. w. Diese rein häusliche, gewissermaßen private Fürsorge reichte aber um so eher aus, als es damals im römischen Reich eine solche Massenarmut, wie später, nicht gab. Es waren im ganzen wirtschaftlich glückliche Zeiten.

Die Liebeswerke wurden ausgeübt, teils von den Gemeindebeamten, den Diakonen, Diakonissen und Witwen (vergl. unten) oder Gemeindegliedern, namentlich von christlichen Frauen. Von Tertullian haben wir eine anschauliche Schilderung von der Liebesthätigkeit, einer solchen, wie sie von Straße zu Straße geht, auch in die ärmsten Hütten, wie sie den fremden Bruder ins Haus aufnimmt und Küche und Keller aufschließt, ihn zu verpflegen. Alles aber geschah unter Leitung des Bischofs. Neben der persönlichen Fürsorge für den einzelnen in seinen besonderen Nöten und eigentümlichen Verhältnissen (Individuali-

sierung) ist diese Zusammenfassung (Centralisation) in der Hand des Bischofs das Eigenartigste in der Thätigkeit dieser Zeit. Das war den Verhältnissen ganz entsprechend. Die von außen angefeindeten Gemeinden hielten um so wärmer und fester zusammen. Sie waren fast alle verhältnismäßig klein, so daß selbst in Großstädten alle Glieder dem Bischof persönlich bekannt waren (so dem Cyprian in Karthago, dem Viktor in Rom). So ist denn der Bischof der Kirchenvater und Armenvater und verwaltet die betreffenden Mittel ganz unumschränkt. Die kirchlichen Beamten sind nur seine Organe. Auch die materiellen Mittel der Privatpersonen gehen meist und je länger desto mehr durch seine Hand.

Im einzelnen ist besonders bemerkenswert bei der Armenpflege die ganz dem Bedürfnis des Einzelnen sich anpassende Fürsorge (Individualisierung). Man nahm sich der Armen mit der größten Liebe an, aber verbarg ihnen auch nicht, daß es freie Liebe war; ein Recht auf Unterstützung wurde ihnen nie zugestanden. Man untersuchte Bedürftigkeit und Würdigkeit. Man unterstützte meist mit Naturalien (aus dem im Gottesdienst und sonst gebrachten Opfer). Man strebte danach, die Armen arbeitsfähig zu machen, wies ihnen Arbeit nach, kaufte ihnen Werkzeuge; wo Angehörige da waren, wurden sie zunächst zur Hilfe herangezogen. — Die Liebesmahle wurden, seit das Abendmahl in den Morgengottesdienst verlegt war, immer mehr Armenspeisungen, aber freilich in einer Form, welche die Betreffenden so recht als Gäste der Gemeinde erscheinen ließ.

Auch den niedrigsten Gliedern der Gemeinde, den Sklaven, wandte sich die Sorge zu. Man griff nicht mit stürmischer Hand in das bürgerliche Verhältnis von Herren und Knechten ein, sondern suchte es von innen heraus zu reformieren. Der christliche Besitzer hielt seine Sklaven wie Brüder; der christliche Sklave sollte in seinem Beruf um so treuer sein. Loskauf durfte er von der Gemeinde nicht erwarten. Nur dann scheint derselbe öfter eingetreten zu sein, wenn seine Verhältnisse ihm christlichen Wandel unmöglich machten. Innerhalb der Gemeinde war der Sklave dem Freien völlig gleich. Kallistus wurde aus einem Sklaven Bischof von Rom.

Den bedrängtesten Gliedern der Gemeinde, den Märtyrern, stand man aufs treulichste bei. Dieselben wurden im Gefängnis besucht, erhielten die notwendige Nahrung, auch Mittel, um von den Wärtern sich Erleichterungen zu verschaffen. Scham und Furcht durften von solchen Diensten nicht abhalten. Den Gefangenen in den Bergwerken reiste man nach mit Gaben und Trostbriefen. Die Witwen und Waisen der Blutzeugen wurden versorgt.

Auch auf fremde Gemeinden erstreckten sich die Liebeserweise. Ehe ein anderes äußeres Einheitsband die Kirche umschlang, waren die Gemeinden durch Liebesopfer verbunden. Wir haben davon mehrere Beispiele. Eins der wichtigsten ist die große Summe, welche Cyprian in Karthago sammelte für die numidischen Gemeinden zur Loskaufung ihrer in Kriegsgefangenschaft geratenen Glieder. Er begleitete die reiche Gabe mit einem köstlichen brüderlichen Brief, in dem er sich ausbat, daß die Beschenkten in ähnlicher Not ja wieder bei ihm anklopfen sollten. — Namentlich die römische Gemeinde zeichnete sich öfters durch solche reich-

liche Spenden aus, was gewiß nicht wenig dazu beitrug, ihr Ansehen und das Vertrauen zu ihr zu mehren.

Ja über die Grenzen der Kirchengemeinschaft hinaus griff die rettende Hand der Liebe in allgemeinen Volksnöten, z. B. in Zeiten der Seuchen. So wird uns aus der Pestzeit in Karthago und in Alexandrien berichtet von der todesverachtenden Hingabe der Christen, die gleicherweise den Brüdern wie den feindseligen Heiden zu teil geworden sei. In solchen Zeiten wurde die Bestattung der Toten zuerst als besondere Liebespflicht in größerem Maße geübt.

Die Wirkung aller dieser Thatsachen war eine bedeutende. Dieser Thatbeweis war die beste Verteidigung des Christentums. Die Heiden bezeugten: „Sehet, wie sie einander lieben."

Dabei kann nicht verschwiegen bleiben, daß es schon jetzt nicht an Trübungen des Glaubens- und damit auch des Liebeslebens fehlte. Mit der damals schon beginnenden Verdunkelung der Rechtfertigung durch den Glauben wurde der reine und warme Quell der Liebesthätigkeit gefährdet resp. verdorben. Dieser Verfälschung kamen die Zeitverhältnisse immer mehr entgegen. Als man mit dem Nachlassen der Verfolgungen nicht mehr die „purpurne Krone" des Blutzeugen zu erwerben brauchte, stieg die durch Almosen und Vermögensverzicht zu gewinnende „weißglänzende Krone" bedeutend im Ansehen.

Von Persönlichkeiten sind aus diesem Zeitraum zu nennen:

Cyprianus, Bischof von Karthago († 258). Als er sich bekehrte, verkaufte er Landgüter und Gärten, um den Ertrag den Armen zu schenken, wie er auch später in den Notzeiten der Verfolgung von seinem Eigentum spendete. In den ruhigen Zeiten sorgte er wie ein Vater für die Notleidenden; namentlich wissen wir, daß er sich der Fremdlinge und der armen Gefangenen in den Bergwerken thunlichst annahm. (Die Kollekte für die numidischen Gemeinden und der dabei geschriebene Brief sind schon oben erwähnt.) Treulich bewährte er seine barmherzige Gesinnung gegen die Armen, als er in der Decianischen Verfolgung selbst im Exil war, durch Anordnungen und Ermahnungen: „Den Armen fehle, wie ich euch schon früher geschrieben, eure Sorge und euer Eifer nicht, nämlich denen, welche im Glauben fest und tapfer mit uns streitend das Lager Christi nicht verlassen haben. Denen müssen wir jetzt um so größere Sorge und Fleiß zuwenden, weil sie weder durch die Armut besiegt, noch durch den Sturm der Verfolgung niedergeworfen, dem Herrn treu dienen und den übrigen Armen ein Beispiel des Glaubens geben." Den glänzendsten Beweis seiner Thatkraft und Begabung legte er aber in den Zeiten der Pest ab. Während die Heiden vor Schrecken fast die Besinnung verloren und höchstens an ihre eigne Rettung oder wohl gar Bereicherung dachten, forderte Cyprian mit flammenden Worten die Christen zur Hilfe auf und organisierte diese selbst thatkräftig, wie das in seiner Natur lag. Nach der Beschaffenheit der Personen wurden jedem seine Dienstleistungen zugewiesen. Die einen gaben Geld, die anderen leisteten persönlich Hilfe. Er selbst gab allen ein Beispiel. „Wer hätte nicht unter einem solchen Lehrer sich beeilt, irgendwie an diesem Kriegsdienste teilnehmend erfunden zu werden?"

Laurentius, Diakon zu Rom († 258, in derselben Valerianischen Verfolgung wie Cyprian). Vor ihm wurden sein Bischof Sixtus II. und drei seiner Diakonen hingerichtet. Man schlug sie auf der christlichen Begräbnisstätte, wo sie ergriffen worden waren, ans Kreuz. Von Laurentius verlangte der Statthalter die Auslieferung der Kirchenschätze. Dieser versprach sie, brachte aber nur die Lahmen, Krüppel 2c. zusammen: „Das sind unsere Schätze." Zur Strafe dafür wurde er auf einem glühenden Rost verbrannt.

§ 4. Liebesthätigkeit in der „Reichskirche".

(Etwa 300—600 n. Chr.)

Das Eigentümliche in der kirchlichen Barmherzigkeitsübung dieser Zeit war **das Nebeneinander von Gemeindepflege und Anstalten.** Aus der früheren Zeit wurde die Gemeindepflege noch beibehalten, in gewisser Weise nach den Zeitverhältnissen umgestaltet, ja, was den Umfang der Thätigkeit anlangt, zu großer Blüte gebracht. Aber bei ihrem Wachsen in die Breite verlor sie innerlich an Kraft und ging unaufhaltsam ihrem Verfall entgegen. — In demselben Verhältnis, wie die Gemeindepflege niederging, kamen die Anstalten (Klöster und Hospitäler) empor. Es kam aber dabei nur zu einem äußerlichen Nebeneinander, nicht zu einem rechten Miteinander. Jedes versuchte eben dem Elend zu steuern, so gut es ging.

Und doch hätte es angespanntester, gemeinsamer, zielbewußter Arbeit aller vorhandenen Lebenskräfte bedurft. Denn man hat jenen Jahrhunderten nicht mit Unrecht die Überschrift gegeben „eine untergehende Welt". Auch das Evangelium konnte diese Welt nicht mehr retten. Nicht als ob es an sich nicht die Kraft dazu gehabt hätte. Aber es wurde damals schon in vielfach verunreinigter Gestalt verkündigt und die Völker ließen sich davon nicht durchdringen. Heidentum und Christentum bestanden gar oft noch nebeneinander. Lange Zeit bekleideten auch christliche Kaiser das Amt eines obersten Priesters beim heidnischen Gottesdienst. Man ging zur Kirche, aber betrug sich dort wie im Theater. Man stritt in Palast und Hütte um Glaubenssätze, aber man nahm ebenso heftig Partei für die Kämpfer im Cirkus. Der Zahl der ernsten Christen stand eine Überzahl ganz weltförmiger gegenüber. Wollte sich die damalige Menschheit von den Lebenskräften des Evangeliums nicht durchdringen lassen, so blieb der Kirche nur die Aufgabe, helfend, lindernd, tröstend am Sterbebett der römischen Welt mit ihrem Staat, Volkstum, ihrer Bildung zu stehen (und zugleich pflegend und erziehend an der Wiege der Völker, welche in der folgenden Periode die Führung übernehmen sollten). Ein Glück, daß die Menschen damals nur ein Bewußtsein großer Notstände, aber nicht einer untergehenden Welt hatten. Letzteres hätte vielleicht ihre Thatkraft gelähmt, ersteres entflammte sie.

Zuerst der Massenarmut gegenüber. Eine Hauptursache derselben war der furchtbare Steuerdruck, der aus der Verschwendung und Unredlichkeit im Staatshaushalt sich ergab. Deshalb verließen so viele Grundbesitzer ihre Güter, daß z. B. um das Jahr 400 in dem fruchtbaren Kampanien 24 Quadratmeilen wüst lagen. Man verkaufte nicht selten seine Kinder, nur um die Steuern bezahlen zu können. Basilius giebt eine herzergreifende

Schilderung eines Vaters, der vor der Wahl steht, welchen der drei Söhne er verkaufen solle. Den ältesten? Aber er ist der Erstgeborene. Den jüngsten? Aber er ist der kleinste und schwächste. Den mittleren? Aber er ist ihm besonders ans Herz gewachsen. — Entsprechend den Armutsnöten sah es auch in allen übrigen damit zusammenhängenden Volkszuständen übel aus. Man gewöhnte sich mehr als gut war an die Sklaverei. Durch die Einfälle der Barbaren gab's eine Menge Kriegsgefangener, die grausam behandelt wurden. Kinderaussetzungen kamen häufig vor. Fleischessünden gingen im Schwang.

Diesen Notständen gegenüber versuchte man es zunächst auf dem Weg der bisher betriebenen Gemeindepflege mit reichlichen, ja massenhaften Gaben. Viele waren willig zu großartigen Spenden. Allein gar oft wurden auch starke Mittel in Bewegung gesetzt, sie zu erlangen (Almosenpredigten). Liebesmahle und Kirchenopfer für die Armen hörten auf. Aber Schenkungen, Gedächtnisstiftungen, Legate machten die Kirche reich, und die reiche Kirche spendete mit vollen Händen, wenn die Privatleute ihre Wohlthaten nicht direkt den Armen zu gute kommen ließen. Dabei nahm man es denn auch mit der Würdigkeit und Bedürftigkeit der Empfänger nicht sehr genau. War ja doch das Wegschenken als solches schon ein gutes Werk. Freilich war die sorgsame Pflege der einzelnen wie in der alten Kirche bei diesen Massen auch kaum möglich. Man versuchte sich durch starke Vermehrung der Arbeitskräfte zu helfen. Zahlreiche Diakonen und Diakonissen standen neben den Freiwilligen am Werk. Der Bischof, der als der Inhaber des Kirchenvermögens und der Vertreter der Mutterkirche zugleich der große Almosenspender und Helfer in aller Not war, legte sich als Verwalter des Kirchengutes, seine persönliche Hilfe und rechte Hand in diesem wichtigen Thätigkeitszweig, den Oekonomus zu. Aber der Gaben spendende Bischof (Chrysostomus z. B. speist zeitweilig 7700 Arme täglich) wird doch dem Gaben spendenden Römer der alten Zeit gar zu ähnlich — und was das Schlimmste: der Not wird mit alledem nicht gesteuert, sie wird nur zeitweilig zum Schweigen gebracht.

Da tritt neben die Gemeindepflege ein Zweites, bis dahin Unbekanntes: die anstaltliche Versorgung, die nun wieder in zweifacher Weise auftrat: im Kloster und im Hospital. Die Klöster waren für viele Bedrängte ein Zufluchtsort. Hier war man vom Steuerdruck verschont. Die Armen der Umgegend wurden hier gespeist. Nirgends konnte man seine Kinder besser erziehen lassen, als dort. Mit manchem Kloster war eine Herberge für Arme, Fremde, Elende verbunden. — Während so die Klöster nebenher vielen Notleidenden halfen, wurden damals auch eigene Anstalten zu diesem Zweck gegründet, die man Hospitäler nannte. Sie waren keineswegs nur für Kranke da, sondern dienten ebensowohl auch Armen, Fremden, Witwen, Waisen 2c. In ihnen thaten besondere Beamte, Parabolanen (Todesverächter), Freiwillige oder Klosterleute den Dienst. Besonders berühmt war die nach 370 gegründete Basilias vor Cäsarea und die Krankenanstalt, welche ungefähr um dieselbe Zeit Ephräm in Edessa errichtete.

So entfaltete die Kirche einen gewaltigen und bis in alle Teile des Volkslebens sich erstreckenden Einfluß. Aber sie litt selbst an mancherlei

erheblichen Mißständen, welche ihre Kraft minderten. Dahin gehörten die Massengemeinden. Die 100 000 Seelen in Konstantinopel waren zu Chrysostomus' Zeiten eine Gemeinde, ein bei allen Hilfskräften viel zu schwerfälliges Ganze. Die Folgen blieben nicht aus: der Kirchenbesuch wurde ein sehr schwankender, die Beziehungen zwischen Hirten und Herde wurden vielfach zufällige. Man versäumte den richtigen Zeitpunkt zur Lostrennung kleiner Gemeinden. Vermögensfragen spielten hierbei auch damals eine leidige Rolle. — Noch viel schlimmer aber und auf die Dauer einschneidender waren die bedeutenden Trübungen, welche wie im gesamten christlichen Glauben und Leben, so auch auf dem besonderen Gebiet der Liebesthätigkeit eintraten. Unzähligemal wird es ausgesprochen: „Wie Wasser Feuer auslöscht, so Almosen die Sünde." Auch den bereits Gestorbenen nützt solche Hingabe von Geld und Gut. Ein Christ, der Anspruch macht, es mit seiner Seligkeit recht ernst zu nehmen, muß im Stande der Armut leben ꝛc. ꝛc. — lauter Grundsätze, die vorerst eine große Fülle der Gaben erzeugen mußten, aber weil unrichtig, auf die Dauer doch zum Verderb, zur Verunreinigung der Liebesarbeit, ausschlagen mußten.

Die großartigste Liebesthätigkeit der Kirche reichte den Notständen gegenüber nicht aus. Ja selbst von der Schuld, das Bettelwesen großgezogen zu haben, ist die Kirche nicht ganz freizusprechen. Aber auch der Staat, der damals zuerst sich durch Gesetze an der Armenfürsorge beteiligte, konnte die eingerissenen Zustände nicht beseitigen. So ordnete der Kaiser Valentinian II. eine Untersuchung der in Rom sich ansammelnden Bettlerhaufen an und verfügte die Ausweisung der arbeitsfähigen Leute unter ihnen. Unter Theodosius sollte jeder auf der Straße Bettelnde auf Stand, Gesundheit und Alter untersucht werden, den Arbeitsunfähigen wurde dann das Betteln erlaubt, den Arbeitsfähigen bei Verlust der Freiheit verboten. Justinian ließ die Sklaven unter den Bettlern ihren Herren zurückgeben, den Freien Arbeit anweisen, die Widerwilligen ausweisen. Doch hielt das alles den Gang zum Abgrund nicht auf.

Die wichtigsten Persönlichkeiten sind folgende:

Ephräm, der syrische Kirchenlehrer und Hymnendichter († 378). Er war auch der Gründer eines Krankenhauses in Edessa. Als dort um 375 eine Hungersnot herrschte, Ephräm dorthin kam und das große Elend sah, die Hungernden und Kranken, machte er den Christen Vorstellungen über ihre Hartherzigkeit. Diese entschuldigten sich damit, daß sie wohl willig wären zu geben, aber nicht wüßten, wem sie ihre Gaben anvertrauen sollten. Da erbot sich Ephräm die Liebesgaben zu verwalten. In einer Säulenhalle ließ er 300 Betten für die Kranken herrichten, versorgte die Hungernden und selbst die Fremden, die zur Stadt strömten.

Basilius der Große, Bischof von Cäsarea († 379), einer der drei großen Kappadocier (neben Gregor von Nyssa und Gregor von Nazianz), ein Hauptkämpfer für die Reinheit des Glaubens, aber auch ein treubesorgter Freund der Elenden. Er selbst gab sein Privatvermögen hin, so konnte er dann auch andre zum Geben auffordern. Als eine Hungersnot über Cäsarea kam, wußte er die Herzen zum Geben geneigt zu machen. „Er schloß durch seine Predigten die Speicher der Reichen auf und versorgte, ein zweiter Joseph, die Armen mit Brot und Nahrungsmitteln." Als

ein praktischer Mann rät er zur Prüfung der Bitten und Bittsteller: „Es bedarf einer großen Erfahrung, um die zu unterscheiden, welche wirklich arm sind, von denen, welche nur betteln, um Geld zusammenzubringen. Wer einem bekümmerten Kranken giebt, der giebt Gott, er wird den Lohn dafür empfangen. Aber wer einem Vagabunden und Schmarotzer giebt, der wirft sein Geld vor die Hunde, d. h. er giebt es Menschen, die in ihrer Unverschämtheit eher der Verachtung wert sind als in ihrer Armut des Mitleids." Was seinem Namen aber auf dem Gebiet der Liebesthätigkeit unsterblichen Glanz verleiht, das ist die Gründung der nach seinem Namen „Basilias" genannten großartigen Anstalt vor den Thoren Cäsareas (vergl. § 39, Geschichte). Nicht auf selbstsüchtige faule Beschaulichkeit, sondern auf den Dienst der Brüder und auf Arbeit war sein Sinn gerichtet: „Das Einsiedlerleben widerspricht dem Wesen der wahren Liebe, indem jeder nur für das sorgt, was ihm selbst not thut. Es wird ein solcher auch nicht leicht seine Fehler erkennen."

Makrina, die Diakonissin (etwa gleichzeitig mit Basilius). Sie war die geistesstarke Schwester Basilius d. Gr. und Gregors von Nyssa. Diesen, sowie andern Anverwandten, war sie eine Vorgängerin auf dem Weg des christlichen und ascetischen Lebens und begleitete die kirchlichen Lehrkämpfe der Brüder mit verständnisvoller Teilnahme. Nach dem Tod ihres Verlobten widmete sie sich in Gemeinschaft mit ihrer Mutter und andern Gleichgesinnten einem ascetischen Leben. Obwohl diese aus höherem und niederem Stand waren, die „gleiche Lebensweise, eine Ordnung, eine Zucht, ein Friede, eine Lebenshöhe" vereinigte alle. Ihre Dienerinnen und Sklavinnen waren jetzt ihre Lebensgenossinnen, und ihre reichen Mittel verwandte sie nur noch auf Wohlthätigkeit. Ganz besonders in der Zeit der Teuerung, die über Kappadocien kam, brachte sie vielen Hilfe. Noch auf ihrem Sterbelager erwies sie sich als die glaubensstarke Seele durch ein feuriges Gebet, das uns durch die Feder ihres dabei gegenwärtigen Bruders Gregor aufbewahrt ist.

Johannes Chrysostomus (Goldmund), Patriarch zu Konstantinopel (347—407), einer der größten Prediger und Schriftausleger, aber auch ein Held der Barmherzigkeit. Er lebte mitten unter dem Luxus der Hauptstadt aufs einfachste, unterhielt aber täglich 7700 Arme und errichtete zwei Hospitäler. Noch in der Verbannung verwandte er einen Teil des Geldes, welches ihm seine Freundin, die Diakonissin Olympias schickte, nicht für sich, sondern um den wilden Isauriern Gefangene abzukaufen. Man hat ihn mit Recht den Diakonissenvater der alten Kirche genannt. Seine Gabe für Leitung von Frauen auf dem Gebiet der Wohlthätigkeit hat er besonders in seinem Verhältnis zu Olympias bewährt. Er drang sehr aufs Almosengeben in seinen Predigten („Jeden Tag, sagt man mir, predigst du von Almosen. Darf sich ein ungelehriger Schüler über die Wiederholungen seines Meisters beklagen?"), aber sie waren ihm doch nicht das Höchste (bei Stiftung kostbarer Altargefäße wies er darauf hin, daß die Kirche kein Magazin von Gold- und Silberwaren sei, sondern es thäten ihr mehr als das gottgeweihte Seelen not).

Olympias, die Diakonissin und treue Freundin des Chrysostomus (etwa 368—420). Als 18jährige Witwe, unermeßlich reich und mit

allen Vorzügen des Geistes und Körpers ausgestattet, gehorchte sie dem Willen des Kaisers Theodosius nicht, der sie an seinen Verwandten Elpidius verheiraten wollte. Der Kaiser entzog ihr darauf die Verwaltung ihres Vermögens, als ob jemand mit solchen Anschauungen dazu nicht fähig sei. Für diesen Gewaltakt dankt Olympias dem Kaiser: er habe wie ein Fürst und Bischof an ihr gehandelt und möge sie dadurch ganz von der Last ihres Vermögens befreien, daß er es der Kirche und den Armen gebe. Solcher Gesinnung gegenüber war der Kaiser waffenlos und gab ihr alle Rechte wieder. Nun teilte Olympias mit vollen Händen ihre Schätze aus, wurde eine Wohlthäterin Tausender und eine Hauptstütze der Kirche in den Kämpfen, welche durch die Wirksamkeit ihres geistlichen Führers Chrysostomus erregt wurden. Als dieser verbannt wird, ist sie ein Halt seiner zurückgebliebenen Freunde, besteht siegreich feindselige gerichtliche Untersuchungen, spendet nach wie vor die Gaben der Liebe, bringt ihrem geistlichen Vater von ihrem Überfluß etwas auf, das jener jedoch zum Teil wieder zum Gefangenenloskauf verwendet, erquickt sich aus seinen Briefen, aber erkennt auch mit Schmerzen, welche Leiden jener erdulden muß. Nach seinem Tod lebte sie noch wenige Jahre in stillem Wohlthun und in Sehnsucht nach dem Abscheiden.

Ambrosius, Bischof von Mailand (340—397), zeigt seinen klaren Blick und seine erzieherische Einsicht, wenn er spricht: „Oft sagen sie, sie seien von Schulden überhäuft, prüft, ob sie die Wahrheit reden; sie sagen, sie seien bestohlen, forschet, ob es sich so verhält; erkennt mit einem Worte, wem ihr helfet", aber er mahnt dann doch auch wieder nicht unmenschlich zu sein und erinnert an einer andern Stelle: „Die Liebe wägt nicht Verdienste ab, sondern kommt vor allem der Not zu Hilfe." Ganz abhängig von der falschen Lehre jener Zeit erweist er sich, wenn er sagt: „Du hast Geld, kaufe deine Sünden ab. Nicht Gott ist käuflich, aber du bist käuflich; kaufe dich los mit deinen Werken, kaufe dich los mit deinem Gelde. Geld ist etwas Geringes, aber kostbar ist die Barmherzigkeit." In seiner ganzen charaktervollen Mannhaftigkeit erkennen wir ihn bei den Gelegenheiten, in welchen die Kirche sich als ein Zufluchtsort aller Bedrückten und Vergewaltigten erweisen sollte. Als Ambrosius wenige Tage nach seiner Ordination zum Bischof dem Kaiser Theodosius wegen des Verhaltens einiger seiner Beamten Vorstellungen machte, erwiderte ihm dieser: „Ich habe deine Freimütigkeit schon früher erkannt, dennoch habe ich deiner Erhebung zum Bischof zugestimmt, darum hilf, wie das göttliche Gesetz vorschreibt, unsern Sünden auf." Aber auch dem Unrecht des Kaisers selbst trat er nach dem Blutbad in Thessalonich entgegen, und ließ ihn nicht eher in das Gotteshaus eintreten, bis er Kirchenbuße gethan. So stand die Kirche als ein Schutz wider alle willkürliche Gewalt da. Denselben Sinn bewies Ambrosius auch im kleinen. In Pavia hatte ein angesehener Mann einen kaiserlichen Befehl erschlichen, durch welchen ihm das in Verwahrung der Kirche befindliche Vermögen einer Waise zugesprochen wurde. Trotzdem verweigerte Ambrosius die Herausgabe, widerstand allen Drohungen und Plackereien der bestochenen Beamten und setzte auch endlich die Zurücknahme des Befehls durch. — Äußerst eifrig war Ambrosius im Loskaufen der Kriegsgefangenen. Und als man einen Bischof,

der alles Gold und Silber der Kirche dafür hingegeben hatte und nur noch Glasgefäße zur Spendung des heiligen Abendmahles benutzte, darüber tadelte, verteidigte ihn Ambrosius mit den herrlichen Worten: „Weit nützlicher ist es, dem Herrn Seelen zu erhalten, als Gold aufzubewahren. Denn der die Apostel ohne Gold ausgesandt, hat auch ohne Gold die Kirche gesammelt. Gold besitzt die Kirche nicht um es zu bewahren, sondern es auszuspenden und in Nöten damit zu helfen .... Die Sakramente bedürfen des Goldes nicht, gefallen auch nicht um des Goldes willen, da sie nicht mit Gold erkauft sind. Die Zierde der Sakramente ist die Loskaufung der Gefangenen ..... Die lange Liste der Losgekauften ist edler als aller Glanz des Goldes."

Augustinus, Bischof von Hippo Regius in Afrika, einer der größten Kirchenväter (354—430). Seine Hauptkraft entfaltete er auf dem Gebiet seines bischöflichen Amtes und in seinen Lehrschriften. Aber er war auch in der Liebesthätigkeit von großer, wenn auch meist indirekter Wirkung. Für seine Person war er bedürfnislos. Er bittet einmal in einer Predigt, ihm keine kostbaren Gewänder zu schenken, er werde sie doch nur verkaufen, um den Kaufpreis den Armen zu geben. Wer wolle, daß er's selbst trage, der möge ihm ein Kleid schenken, welches er jedem Bruder, der keins hat, wieder schenken könne. Er sagt: „Alles was uns Gott über unsre Bedürfnisse hinaus gegeben, das hat er eigentlich nicht uns gegeben, er hat es uns nur anvertraut, daß es durch uns den Bedürftigen zukomme. Es zurückbehalten hieße sich fremden Gutes bemächtigen." „Das Kirchengut gehört nicht uns, sondern den Armen, wir führen nur die Verwaltung, maßen uns aber kein Eigentum an." „Täglich bitten so viele, täglich seufzen so viele, täglich gehen uns so viele Arme um Hilfe an, daß wir die meisten traurig stehen lassen müssen, weil wir nicht genug haben, um allen zu geben." „Gebt den Armen, ich bitte euch, ich ermahne euch, ich schreibe es euch vor, ich befehle es. Wenn sie nichts von euch empfangen, glauben sie, daß ich vergeblich an euch arbeite." So sehr er hier auf Almosen dringt, so war es ihm wahrlich nicht einerlei, woher das Geld kam: „Wer mit Enterbung seines Sohnes die Kirche zur Erbin einsetzen will, der suche sich einen andern als Augustinus die Erbschaft in Empfang zu nehmen; ich hoffe zu Gott, er wird keinen finden." — Und wie Augustinus redete, so handelte er.

Hieronymus, Mönch, Übersetzer (Vulgata) und Ausleger der heiligen Schrift (340—420), meist in Rom, zuletzt in Bethlehem (Kripplein Christi) lebend. In seinen Grundsätzen ist die falsche Mönchsmoral oft sehr eng mit richtigen Gedanken verflochten. Ich führe nur zwei seiner besseren Worte an: „Was über das für Nahrung und Kleidung Nötige hinausgeht, dafür sind wir Schuldner der Armen." „Arbeite stets etwas, damit dich der Teufel immer beschäftigt treffe." Hieronymus gehört nur zu denen, welche einen mittelbaren, aber allerdings sehr großen Einfluß auf die Liebesthätigkeit gehabt haben, indem der mit ihm durch ascetisches Leben verbundene Kreis von Männern und Frauen die Fremdenherberge und das Krankenhaus als „ein Reis von der Terebinthe Abrahams" aus dem Morgenland ins Abendland verpflanzte. Bemerkenswert ist, daß gemeinsame Schriftbetrachtung, bei welcher natürlich Hieronymus vorzugsweise der

Gebende war, das Band der Gemeinschaft dieses Kreises bildete. Ihm gehörten u. a. an Fabiola, Paula, Pammachius, die beiden Melanien (sämtlich aus Rom). Wenig wohlthuend berührt indessen die hier eingebürgerte, auch von Hieronymus beförderte Eitelkeit und die Bewunderung, mit der man einander beräucherte.

Fabiola, dem vornehmen Geschlechte der Fabier entstammend, war an einen reichen Wüstling verheiratet gewesen und hatte sich von ihm scheiden lassen. Dann aber that sie dafür öffentlich Kirchenbuße und lebte von nun an nur für die Armen und Elenden. Die großen Schätze, die ihr zu Gebote standen, benutzte sie, um das erste Krankenhaus im Abendland, nämlich in Rom, zu gründen. Da fanden die Elenden, deren es damals so viele gab, Menschen mit verstümmelten Nasen, mit ausgestochenen Augen, mit halbbrandigen Füßen und abgestorbenen Händen, mit faulenden Wunden und Aussatz behaftet, Zuflucht und Pflege. Fabiola trug oft selbst Kranke ins Haus, wusch und verband ihnen Wunden, die andere Frauen nicht einmal ansehen mochten, reichte ihnen Speise und erquickte sie mit Trank. So mütterlich, so liebevoll war ihre Pflege, daß, wie Hieronymus wohl nicht ohne Schmeichelei sagt, die Armen krank zu werden wünschten, nur um in ihre Pflege zu kommen. Ihr Leichenbegängnis gestaltete sich zu einem Triumphzug. Ganz Rom beteiligte sich, die Straßen, die Säulenhallen konnten die Menge nicht fassen, Psalmengesang und Halleluja ertönten überall.

Paula, aus vornehmstem römischen Hause, wurde von Sorge um ihr Seelenheil ergriffen und in Liebe zu dem Herrn teilte sie ihr reiches Gut mit vollen Händen den Armen aus, in der Hoffnung, damit ihren Kindern, wie sie sagte, ein besseres Erbteil zu hinterlassen: die Barmherzigkeit Christi. In der ganzen Stadt die Armen aufsuchend, hielt sie es für einen Verlust, wenn ein Hungriger oder Kranker durch einen andern als sie gespeist wurde. „Welcher Arme," ruft Hieronymus aus, „ist nicht in ihren Kleidern bestattet? welcher Kranke nicht von ihr erquickt?" Als man ihr Vorstellungen machte wegen dieses Übermaßes von Wohlthätigkeit, erwiderte sie, sie wünsche nur als Bettlerin zu sterben und bei ihrem Tode nur in ein geschenktes Leichentuch gehüllt zu werden: „Wenn ich einmal arm geworden jemanden bitte, werde ich viele finden, die mir geben, wenn aber jener Bettler von mir nichts empfängt und stirbt, von wem wird seine Seele gefordert werden?" Später ließ sie ihre übrigen Kinder in Rom zurück, ging, nur von ihrer Tochter Eustochium, die ganz in ihren Sinn und in ihre Lebensweise eingegangen war, begleitet, die heiligen Stätten zu besuchen, wo der Herr gewandelt, und ließ sich dann bleibend in Bethlehem nieder, um an der Krippe des Herrn zu leben und zu sterben. Dort erbaute sie ein Pilgerhaus und ein Kloster, in welchem sie mit ihrer Tochter allen dienend (Lampenputzen, Auskehren, Kochen), die letzten Jahre ihres Lebens verbrachte. Als man ihr anzeigte, daß nun all ihr großes Vermögen weggegeben sei, antwortete sie nur mit den beiden Schriftworten: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele," und: „Nackend bin ich von meiner Mutter Leib gekommen und nackend werde ich auch dahinfahren."

Pammachius, der Schwiegersohn Paulas und Gatte der Paulina,

ging in denselben Bahnen. Als seine Frau gestorben war, verkaufte er all ihren kostbaren Hausrat, ihre Kleider und Kleinodien und schenkte den Erlös den Armen. Seine Thür, sonst von Besuchenden erfüllt, war jetzt von Hilfeflehenden belagert. Hieronymus sagt von ihm: „Andere Ehemänner streuen Rosen, Lilien und Veilchen auf den Grabhügel ihrer Frauen, in solchem Dienste Trost suchend. Unser Pammachius beträufelt die geliebten Gebeine mit dem Balsam der Almosen." Wie Fabiola das erste Krankenhaus in Rom errichtete, so Pammachius mit ihrer Hilfe das erste Fremdenhaus in Portus.

Die beiden Melanien. Die ältere Melania verlor in einem Jahre den Mann und zwei Kinder. Linderung für ihren Schmerz suchend, ließ sie ihren noch übrig gebliebenen einzigen Sohn in Rom zurück und ging, erst 22 Jahre alt, nach Ägypten, besuchte dort die Mönche und weihte sich selbst ganz dem ascetischen Leben. In Jerusalem baute sie ein Kloster, in dem sie 50 Jungfrauen um sich sammelte. Ihre Einkünfte gehörten den Mönchen und den Armen. Über 25 Jahre lebte sie dort, dann trieb sie die Sorge um ihren Sohn und dessen Tochter, die jüngere Melania, wieder in die Heimat zurück. Auf dem Wege dahin besuchte sie den ihr verwandten Paulinus in Nola. Einige Jahre blieb Melania in Rom, ganz damit beschäftigt, die Ihren und wer ihr sonst nahe stand, auf den Weg des Heils zu weisen, den sie selbst gefunden zu haben glaubte. Dann rüstete sie sich, wieder nach Jerusalem zu ziehen, diesesmal nicht allein. Es ist eine ganze Kolonie, die sie begleitet, ihr Sohn Poblicola, ihre Enkelin Melania, deren Gemahl und viele andere. Bevor sie aufbrachen wurden noch reiche Spenden an die Armen gegeben, Hospitäler und Kirchen freigebig bedacht. Die jüngere Melania schenkte ihren Sklaven die Freiheit und vermachte ihre Güter in Spanien und Aquitanien den Armen. Dann brachen sie auf. Es war im Jahre 409, ein Jahr vor der Eroberung Roms durch Alarich. War's doch, als wollten sie sich aus dem untergehenden Rom retten, und schien doch, was sie den Armen gegeben, „als noch zu rechter Zeit dem barbarischen Löwen entrissen". Der Zug ging zunächst nach Afrika. In Hippo wurde Augustin begrüßt. Dann ging die ältere Melania nach Jerusalem, wo sie bald darauf starb. Die jüngere baute in Tagaste (Afrika) ein Kloster, ging später aber auch nach Jerusalem, wo sie noch 14 Jahre in einer engen Zelle verlebte.

Paulinus, Bischof von Nola in Campanien (353—431), ein vornehmer Römer, unermeßlich reich, von feinster Bildung, in hohem obrigkeitlichem Amt, faßte mit seiner Gemahlin Theresia, als ihnen Gott den einzigen Sohn genommen, den Entschluß ganz der Welt zu entsagen. Schon in Spanien, wohin er sich zunächst zurückzog, theilte er einen großen Teil seiner Güter an Kirchen und Arme aus, weil „mehr Stärke dazu gehöre, als er sich zutraue, auf die Güter bei fortdauerndem Besitz zu verzichten, als wenn man sie weggeworfen habe". Als er sich aber erst in Nola niedergelassen hatte und dort Bischof geworden war, wurde sein Wohnsitz der Zufluchtsort für Scharen von Elenden und was man ihm zutraute, bezeugt die von Gregor dem Großen überlieferte Sage, er habe bei einem Überfalle der Vandalen, als alle Mittel zum Loskauf erschöpft waren, sich selbst für den Sohn einer Witwe als Gefangener

gestellt und nach Afrika abführen lassen. Aber das ist nicht Sage, sondern Thatsache, daß er, als die Vandalen Nola verwüsten, ausruft: „Herr, ich gräme mich nicht um Gold und Silber, denn wo all das Meine ist, das weißt du!" Doch scheint er von einem Zug der Eitelkeit nicht frei gewesen zu sein. Er läßt sich die Lobreden seiner Bewunderer sehr wohl gefallen und nimmt keinen Anstand, als sein Bild in einer Kapelle aufgestellt werden soll, als wäre er schon ein Heiliger, dazu eine Unterschrift zu schicken. — Dies heimliche Wohlgefallen an sich selbst ist die notwendige Folge davon, daß die Almosen zu einem verdienstlichen Werke geworden, und nicht mehr bloß der Ausfluß eines Herzens sind, das nicht anders kann als wohlthun.

Gregor der Große, Bischof von Rom († 604), ein geistesgewaltiger, dabei persönlich demütiger Mann. Unter ihm wurde Angelsachsen dem Christentum und dem römischen Stuhl gewonnen. Gregor war ein trefflicher, sorgsamer Haushalter in betreff des Kirchengutes. Während früher alle kirchlichen Bedürfnisse mit der Armenfürsorge aus einer Kasse bestritten wurden, ist er ein Hauptbeförderer der Vierteilung derselben (für Bischof, Kleriker, Bauten, Arme), sicher nicht gegen das Interesse der letzteren. Er that es vielmehr, um Ordnung in die Kassenverhältnisse zu bringen und den Armen etwas Festes zu sichern. Er sagt: „Die Armen sind nicht geringschätzig zu behandeln, sondern als Patrone zu ehren." „Es sei der Wohlhabende in seiner Gabe reichlicher, aber es stehe ihm der Arme an Liebe nicht nach." Wie sehr man Almosen und Sündentilgung vermischte, zeigt das Wort: „O glückliche Armut, durch die man das himmlische Erbe erwirbt. Glücklicher Handel, für das Vergängliche Ewiges zu empfangen und das unaussprechliche Gut, mit Christo ohne Ende zu herrschen." Als er einst hörte, in Rom sei ein Armer Hungers gestorben, grämte er sich tagelang und klagte sich selbst als Mörder an. Seine Briefe und Verordnungen zeigen die eingehende Bemühung, mit welcher er über dem Gedeihen der verschiedenen Anstalten wachte und alles Mögliche zu deren Emporblühen that. Er ist das Muster der Sorgfalt eines kirchlichen Oberen für die christliche Liebesthätigkeit.

§ 5. Liebesthätigkeit im Mittelalter.

(Etwa 600—1500 n. Chr.)

Aus dem Nebeneinander von Gemeindepflege und Anstalt, wie es im vorigen Zeitraum bestand, wuchs im Mittelalter die **Alleinherrschaft des Anstaltlichen** hervor. Das Nebeneinander beider Gestaltungen der kirchlichen Liebesthätigkeit war nicht zum Miteinander und Füreinander geworden. Dem Gesamtzug der Zeit folgend, bildete sich nun alles zu anstaltlichen Formen aus. Als ein bezeichnendes Beispiel dieser Veränderung mag hingewiesen werden auf die Bedeutung des Wortes Matrikel. So hieß früher das Verzeichnis der von der Kirche unterstützten Armen; jetzt dagegen das Haus, in welches man die zu Verpflegenden aufnahm.

Unter der fast verwirrenden Vielheit und Vielartigkeit der betreffenden Erscheinungen tritt vor andern das klösterliche Hospital hervor. Wir dürfen uns darunter nicht eine Krankenheilanstalt im heutigen Sinn

vorstellen, sondern es war eine Anstalt, welche den Hauptanforderungen, die man an die Mildherzigkeit der damaligen Zeit stellte, zumal zu entsprechen suchte. In der Hauptsache bestand es aus einem Krankenhause für die Klosterangehörigen, einem Hospiz für Fremde und einer Elendsherberge für Arme. In einem der größern und vorbildlichen Klöster des Mittelalters, in Clugny, bestanden in betreff des Krankenhauses für die Klosterangehörigen folgende Einrichtungen. „Morgens berät der Siechenmeister mit dem Cellerarius, womit die Kranken wohl am besten zu erquicken sind. Dann geht er in die Küche, das Nötige anzuordnen. Was die Kranken übrig lassen, setzt er in einen Schrank, in dem er auch Obst, Pfeffer, Zimt, Ingwer und heilsame Kräuter aufbewahrt, um sie für die Kranken bereit zu halten, wenn diese ein plötzliches Leiden ankommen sollte. Nach dem Komplet (dem letzten Gebet am Tage) trägt er Weihwasser hinein, besprengt damit die Betten und sieht noch einmal nach, ob die Kranken etwas bedürfen. Zur Hilfe hat er drei Diener. Zwei schlafen vor der Thür und dienen bei Tisch, müssen sich aber, wenn die Kranken essen, zurückziehen, damit sie das Gespräch nicht hören. Der dritte hackt Holz und heizt ein.“ Diese Klosterkrankenhäuser haben einen förderlichen Einfluß gehabt auf die gesamte Krankenbehandlung. — An eines Klosters Pforte klopften aber auch viele Fremde an, reiche und arme, zu Pferde und zu Fuß reisende, Ordensbrüder mit irgend einem Auftrag, Boten mit Briefen, Pilger und Händler, Abenteurer und Bettler. Die vornehmeren Gäste unter ihnen wurden im Hospiz aufgenommen. Dasselbe war oft ein großer Raum, in der Mitte ein Eßsaal, auf der einen Seite desselben Zimmer für die Betten der Männer, auf der andern für die der Frauen und Kinder; außerdem Gelasse für die Pferde. Das Hospiz hat einen eigenen Vorsteher, dem der Cellerarius alles zur Verpflegung der Fremden Nötige unweigerlich zu geben hat. Ja, wenn der Cellerarius nicht da ist, darf der Vorsteher des Hospizes die Gefäße erbrechen, in welchen er das Zweckdienliche vermutet. Für die Gäste brennt die ganze Nacht Licht und ehe sie abreisen, werden die Eisen ihrer Pferde nachgesehen und nötigenfalls diese neu beschlagen. — In der Elendsherberge der Armen werden zwei Klassen von Menschen verpflegt: einmal dauernd eine Anzahl Bedürftiger; und sodann die vorübergehend Anwesenden, Reisende, Kranke, Arme geringeren Standes. Auch dieser Teil des Klosters hat seinen eigenen Vorsteher. Ein Zehntel der Einnahme des Klosters wird für diese Barmherzigkeitsübung verwendet. Auch bei der Abreise erhalten die Gepflegten noch Wegzehrung.

Je länger desto mehr fand diese letzte Abteilung des klösterlichen Hospitals besondere Ausbildung. Es wurden namentlich in den Städten zahlreiche Pfründhäuser gestiftet und diese wieder durch einzelne Stiftungen für Spezialzwecke ausgestattet und bereichert. Denn die Insassen empfingen da nicht ihren ganzen Unterhalt, sondern Wohnung und etwa ein bestimmtes Quantum Brot. Da war es denn eine erwünschte Sache, daß durch einzelne Stiftungen Fleisch, Speck, Gemüse, Wein, Feuerung ꝛc. zu dem ersten hinzukam. Was etwa fehlte, mußten sich die Bewohner sonst erbetteln.

Als eine besondere, gegen Ende des Mittelalters immer mehr aufkommende Art von Anstalten sind die städtischen Hospitäler zu erwähnen. Sie sind Stiftungen von einzelnen, von Korporationen oder der Bürgerschaft. Vielfach bildeten die Insassen selbst eine Bruderschaft oder wurden von einer solchen gepflegt. Oder man bestellte einen Spitalmeister, dem die nötigen Hilfskräfte und Bedienstete beigegeben wurden. Ja selbst über die andern in ihrem Bereich liegenden Spitäler versuchten die Magistrate ihre Herrschaft auszudehnen. Mißstände der früheren kirchlichen Verwaltung, sowie der Wunsch alles, was zum Nutzen und zur Einflußerweiterung der Stadt und ihrer Obrigkeit dienen konnte, in einer Hand zu vereinigen, wirkten wohl dabei zusammen.

Unter den Hospitälern für eine besondere Klasse von Kranken nehmen die für die Aussätzigen wohl das meiste Interesse in Anspruch. Der Aussatz wurde hauptsächlich durch die Kreuzzüge ins Abendland geschleppt. Die Krankheit hatte eine große Verbreitung erlangt; man schlägt die Zahl aller Aussätzigenhäuser in der Christenheit auf 19 000 an; die meisten nur klein, mit etwa 12 Insassen, manche auch groß. Viele dieser Kranken lebten auch ganz einsam in Hütten auf dem Felde. Genesung war bei den leichteren Formen nicht ganz ausgeschlossen. Die meisten gingen jedoch elend zu Grunde. Das Erbarmen wendete sich in besonderem Maße ihnen zu, sie hießen u. a.: „die guten Leute", „Gottes Sieche". Die Absonderung von den Gesunden wurde unter ergreifenden kirchlichen Gebräuchen vorgenommen.

Gegen das von den Bewohnern der Pründhäuser wie auch anderer Hospitäler geübte Betteln hatte man um so weniger Bedenken, als man das Betteln auch als eine Art von Beruf ansah. Der Bettler macht sich um seine Mitchristen verdient, da er ihnen Gelegenheit schafft, Almosen zu geben. Da waren zuerst die Armen, Krüppel, Lahmen, Blinden 2c. Sie saßen und standen auf den Plätzen der Städte, namentlich an den Kirchthüren, suchten ihre Leiden recht in die Augen fallend zu machen, oder brandschatzten die Landbewohner. Da erschienen Kollektanten für alle möglichen Zwecke, die Bettelmönche voran, Geistliche, welche für ihre Kirche, für ein Altartuch, ein Meßbuch sammeln u. s. w. Unter allen diesen Arten von Bettlern waren nicht wenige Schwindler und Gauner. Wie kam's zu diesem starken Anwachsen des Bettels? Je fester die Stände und Berufsarten gegeneinander abgegrenzt waren, desto schlimmer sah es für solche aus, die einmal aus den regelrechten Bahnen durch Führungen und Fügungen von allerlei Art hinausgedrängt waren. Sie konnten nicht leicht wieder den Weg in ihre früheren Verhältnisse zurückfinden. So schlossen sie sich denn zu einer Art Bettlerzunft zusammen, die auch wieder ihre eigenen Ordnungen hatte. Dazu kam das Anwachsen des Besitzes der toten Hand, Mißstände der Wucherwirtschaft u. s. w. Der Hauptschaden aber waren die falschen Anschauungen von Arbeit, Eigentum und Almosen, welche damals die Geister beherrschten. Weit erhaben über der Arbeit des gewöhnlichen Berufs standen selbsterwählte Werke besonderer Heiligkeit. Sich des Eigentums zu entäußern war christlicher, als es zu besitzen und zu verwalten. Almosen geben war an sich selbst ein gutes Werk, ganz unangesehn, wem man gab. So fand der Bettler bei allen

Gläubigen und der Kirche Gehorsamen den Tisch gedeckt. Er erwies durch Annahme des Almosens ebensoviel Wohlthat als der Spender desselben. Solange diese Gedanken allgemeine Gültigkeit hatten, konnte nichts dem Bettlerstrom Einhalt thun. — Gerade an dem Bettelunwesen ist ersichtlich, wie auch keine Spur der altkirchlichen Gemeindepflege mehr vorhanden war. Notständen gegenüber, welche man nicht in Anstaltsfürsorge nehmen konnte, war man rat- und hilflos, oder man ergriff solche Auskunftsmittel, wie das Ausstreuen von Almosen, bei denen es zu einer Armuts-, aber nicht zu einer Armenpflege kam und welche das Übel auf die Dauer nur größer machten.

Mit den Anstalten war nur die Grundlage, gleichsam das Haus der Liebesthätigkeit hergestellt. In den Orden und Genossenschaften haben wir das „Anstaltspersonal" vor uns. Beides aber, die Anstalt und der Orden, sind nur den Armen, Elenden, Kranken zu Dienst vorhanden und in Thätigkeit. — Als Nebenzweck kam irgendwelche Liebesthätigkeit wohl bei allen Klöstern vor. Für uns handelt es sich hier nur um Nennung derjeniger Orden, deren einziger oder Hauptzweck irgendwelche Liebesübung war.

Da sind vor allem die ritterlichen Spitalorden zu nennen, deren Blüte in die Zeit der Kreuzzüge fiel. So der Johanniterorden, ums Jahr 1100 entstanden. Sein erster bekannter Meister, gewöhnlich als Stifter genannt, hieß Gerhard und stand dem Hospital in Jerusalem vor. Um die Pilger zu geleiten und zu schützen, verband sich bald mit dem Spitaldienst der Waffendienst, welch letzterer beim inneren Sinken des Ordens später in den Vordergrund trat. Alle Brüder legten die drei Mönchsgelübde ab. Die Kranken wurden als die Herren des Hauses und der Brüder angesehen und hatten in allem den Vorzug vor diesen. Alle anderen ritterlichen Spitalorden sind Nachbildungen des Johanniterordens, so auch der Deutschorden.

Ihnen traten etwas später an die Seite die bürgerlichen Spitalorden. In den ritterlichen Orden konnten alle Nichtritter nur eine Stellung als dienende Brüder erlangen. Das führte mit dem Erstarken des bürgerlichen Geistes in den Städten zur Gründung solcher Orden, in denen nichtritterbürtige Leute volles Heimatsrecht hatten. Unter diesen Orden sind namentlich hervorzuheben: die Kreuzträger, um 1160 in Bologna gestiftet; die Antoniter („Tönniesherren") beim Volk die beliebtesten, denen man am meisten gab, wollte man sich doch gern die Gunst des großen Heiligen erwerben, der die Gesundheit bei Menschen und Vieh schützte, und bei dem man Hilfe zu finden hoffte gegen die furchtbare Entzündungskrankheit, das Feuer des heiligen Antonius; der Orden des heiligen Geistes, zwar nicht von Rom ausgegangen, aber doch dort seinen Mittelpunkt findend, von weitumfassender Wirksamkeit.

Im Vergleich mit den Orden nahmen die Beghinen und Begharden, sowie die Brüder und Schwestern vom gemeinsamen Leben eine unsichere und schwankende Stellung zur Kirche ein. Die Beghinen sind in den Niederlanden entstanden. Der Priester Lambert le Bègue in Lüttich soll sie gestiftet haben, um 1175. Sie führen ein gemeinsames Leben ohne Klostergelübde unter einer Meisterin. In solchem Leben vor den

Stürmen der Zeit bewahrt zu sein, war die erste Absicht. Als Ausfüllung dieses Lebens ergab sich mancherlei Arbeit als Broterwerb oder als Liebesdienst (Krankenpflege in Spitälern und namentlich in Privathäusern). Zwei Jahrhunderte später, um 1375, entstanden die Brüder und Schwestern vom gemeinsamen Leben. Ihr Stifter war Gerhard Groot von Deventer, ihr erster Organisator Florentius Radewins, ihr bekanntester Schriftsteller Thomas a Kempis. Ihr Leben war in ähnliche halbklösterliche Formen gefaßt, wie sie bei den Beghinen bestanden. Bedeutsam ist bei ihnen die Verwerfung des Bettels, die Hochachtung der Arbeit, die Sorge für das Seelenheil des Nächsten (nicht nur leibliche Hilfe). — Eine gewisse Verwandtschaft mit ihnen haben die Alexianer. Sie sind in freiwilliger Armut und Gemeinsamkeit lebende Laien, meist niedern Standes, halten sich ganz zur Parochialkirche und ordnen sich ebenso ganz der bürgerlichen Gewalt unter. Der Stadtrat verfügt über sie, giebt ihnen Ordnungen, regelt ihre Hauptarbeit, die Krankenpflege. Charakteristisch ist, daß ihr Siegel in Halberstadt die heilige Anna und Maria mit dem Christkind und darunter das Stadtwappen zeigt. Sie sind um 1400 gestiftet und nennen sich nach Alexius (der Sage nach der Sohn eines reichen Römers, der all sein Gut den Armen gab, die Welt bettelnd durchzog und zuletzt 17 Jahre ungekannt als Bettler vor dem Hause seines eignen Vaters lag).

Rein weltlichen Ursprung, wenn auch vielfach kirchliches Gepräge und kirchliche Formen, hatten die Genossenschaften, welche der Armen- und Krankenpflege mit dienten. Man hat sie mit den modernen Vereinen verglichen. Jedoch besteht der Unterschied, daß unsere Vereine hauptsächlich nur zu einem bestimmten Zweck zusammentreten; abgesehen von demselben, haben die Mitglieder nichts miteinander gemein. Die mittelalterliche Genossenschaft dagegen nahm zunächst den ganzen Menschen in Anspruch, und von hier aus kommt es dann zur Verfolgung einzelner Zwecke. Dahin gehören die Schutz-, Kaufmanns- und Handwerkergilden. Anfangs konnte man nur Mitglied einer solchen Verbindung sein, später mit dem Hervortreten der Einzelzwecke lockerten sich die Bande. Namentlich in den Zünften fand dies Genossenschaftswesen eine Ausbildung bis ins kleinste; die Glieder der Zunft halfen einander in allen Nöten. Auch die Gesellen hatten ihre Bruderschaften wie die Meister ihre Zünfte. Als Bruderschaften pflegten sie gewisse geistliche Übungen, daneben aber hatten sie auch Unterstützungskassen. Auch die Geistlichkeit hatte ähnliches an den Kalanden (kirchliche Zusammenkünfte an den „Kalenden", daneben Förderung der Standesinteressen).

Als Persönlichkeiten, welche in Barmherzigkeitswerken berufsmäßig oder zeitweilig thätig gewesen sind, könnte man eine sehr große Zahl anführen, weil der Charakter einer ausgebreiteten Wohlthätigkeit in der Form des mönchischen Wesens der ganzen Zeit aufgeprägt war. Allein viel Eigenartiges ist von den einzelnen nicht zu berichten. Sie gingen alle in denselben Bahnen, wer einige kennt, kennt sie alle. Es seien deshalb nur einige wenige möglichst bedeutsame und eigenartige genannt und etwas ausführlicher geschildert.

Severinus in Noricum. Der strengen Zeitordnung nach gehört

Severinus der vorigen Periode an, denn er wirkte Ausgang des 5. Jahrhunderts. Aber die Art und das Feld seiner Wirksamkeit, mitten unter den Stürmen der Völkerwanderung, geben ihm unter den Vorboten des Mittelalters eine Stellung. — Die Römerherrschaft in Noricum liegt bereits in den letzten Zügen, eine Stadt nach der andern fällt in die Hände der Barbaren. Unsägliches Elend zieht herauf durch die Unsicherheit der Verhältnisse, Krieg und Hunger. Da entsteht in Severinus ein Retter und Tröster. Wer und woher er sei, verbirgt er selbst den Nächstverbundenen. Aber ohne irgend ein Amt in Kirche oder Staat zu bekleiden, nur durch seine Ehrfurcht einflößende, thatkräftige und opferbereite Persönlichkeit beglaubigt, wird er der einflußreichste Mann des ganzen Landes. Hart gegen sich selbst, geht er stets barfuß und genießt nichts vor Sonnenuntergang; dabei ist er stets fröhlich und heiteren Antlitzes. Er warnt vor dem Vertrauen auf Mauer und Waffen, mahnt zum Wachen und Beten und gegenseitiger Hilfe. Einst in einer Hungersnot, rief er einem Weibe zu, das große Vorräte aus angstvollem Geiz barg: „Was machst du dich zur Sklavin deines Mammons? Was du deinem Nächsten versagst, werden die Fische der Donau verschlingen! Gehe in dich und gedenke des Wortes: Was ihr einem von diesen thun werdet, das habt ihr mir gethan.“ Das Weib erschrak und gab ihre Vorräte her; bald darauf löste der Tauwind das Eis und von allen Seiten kamen die Kornschiffe, daß die Hungernden satt wurden. — Den zaghaften Führer einer römischen Schar ermahnte er einst zum Verteidigungskampf; der Herr sei in den Schwachen mächtig. Habe er gesiegt, so solle er ihm nur die Gefangenen schenken. Wie gesagt, geschah es. Der siegreiche Römer stellte ihm die Gefangenen dar, er aber löste ihre Fesseln, ließ sie mit Speise und Trank erquicken und sandte sie heim mit der Mahnung von ihrem wüsten Thun abzulassen. — In Favianä errichtete er ein Kloster als Freistätte und schärfte denen, die sich um ihn sammelten, ein: „Euer Wandel entspreche eurem Gelübde, eure Thaten seien wie eure Worte.“ Abseits davon legte er sich eine einsame Zelle an zu Betrachtung und Gebet. Aber es litt ihn stets nicht lange dort; Gott habe ihn in dieses Land gesendet, nicht den Klagen der Leidenden sich zu entziehen, sondern daß er mit den Trauernden ihre Not teile und allen helfe, die des Trostes bedürften. Mahnten ihn seine Freunde, seines eignen Leibes zu gedenken, so antwortete er: „Ich hungere und dürste nur mit den Elenden und Kranken, die ich hungern und dürsten sehe. Was ihr mich thun seht, ist nicht mein Verdienst, sondern ein Beispiel für euch.“ — Die Besitzenden begeisterte er, den Zehnten vom Ertrag ihrer Arbeit zur Unterstützung der Armen herzugeben. Als ihn einer fragte: wer und woher er sei, antwortete er: „Wenn du mich für einen Entlaufenen hältst, so bereite das Geld mich loszukaufen, wenn ich zurückgefordert werde! Doch was nützen dem Knechte Gottes Stand und Herkunft, wenn er eitle Ruhmredigkeit durch Schweigen vermeiden kann?“ — Auch vor Königen und Fürsten legte er sein Zeugnis ab, ermahnte sie zum Frieden untereinander, zur gütigen Behandlung ihrer Knechte, zur Sorge für das Heil ihrer Seele. — Nach seinem Tode brach alles zusammen; Noricum hatte seinen letzten Halt verloren. Da Severin, im Unterschied

von andern Zeitgenossen, erkannte, daß die Römerherrschaft immer mehr zurückgedrängt werden würde, so ordnete er an, daß seine Gebeine dereinst, wenn seine Schüler aus der Gegend vertrieben würden, von ihnen mitgenommen werden sollten. Seinem Wunsche wurde Folge geleistet, als seine Befürchtungen sich erfüllten.

Karl der Große (regierte 768—814) ist einer der Herrscher, welcher sich nicht nur um das Große, sondern auch um das Kleine in seinem Reiche kümmerte (z. B. welche Obstsorten auf seinen Gütern gebaut werden sollten und wie es mit der Aufzucht der Fohlen stehe). Und bei der engen Verbindung zwischen Staat und Kirche unter seinem Scepter, griff er auch sehr nachdrücklich in die reinkirchlichen, sowie namentlich jene Gebiete ein, welche wie das Armenwesen, sowohl Staat wie Kirche angehen. So dringt er darauf, daß in seinem Reiche jedermann den Katechismus ordentlich lerne, ermahnt die Geistlichen, sich die nötige Bildung zu erwerben, schreibt ihnen vor, was sie predigen sollen: „es sind die einfachsten Sätze aus dem ersten und zweiten Glaubensartikel, dann aber wird der stärkste Nachdruck auf den Satz von der Vergeltung gelegt, daß die Gottlosen mit dem Teufel in das ewige Feuer geworfen, die Gerechten mit Christo in das ewige Leben eingehen werden. Zuletzt sollen dem Volke die Sünden vorgehalten werden, die in die Verdammnis bringen, und es zu guten Werken, darunter neben der Keuschheit auch Güte und Mitleid, Almosen und Beichte eindringlich ermahnt werden." — In betreff der Almosen ging der Kaiser mit dem besten Beispiel voran. Die der Kirche in den vorherigen wilden Zeiten geraubten Güter giebt er, soviel möglich, derselben in der Art zurück, daß die bisherigen Eigentümer sie forthin gegen Zins zu Lehen hatten. Er selbst machte großartige Schenkungen; so fallen unter seiner Regierung dem Kloster Lorsch 266 zu, vorher im ganzen nur 284, und unter Ludwig dem Frommen 233. Welche Motive dabei zur Geltung kamen, mag uns der Freund Karls des Großen Alkuin sagen: „Die Erlösung des Mannes sind seine eigenen Reichtümer. Wenn wir das Geld lieb haben, so laßt es uns voranschicken in den Himmel, wo es uns aufbewahrt werden wird!" „Laßt uns in der gegewärtigen Welt Schätze hingeben, daß wir sie in der zukünftigen besitzen. Denn die Hand der Armen ist die Schatzkammer Christi. Es giebt keinen besseren Hüter des Reichtums als Christus." — Das Gebot, den Zehnten an die Kirche zu geben, schärfte er mit Nachdruck ein und ging selbst mit seinem Beispiel voran. Der Zehnte gelangte nicht in die Hand des Bischofs, wie früher, sondern er kam der einzelnen Parochie zu gute. Er wurde in drei Teile geteilt: für Kirche und Gottesdienst, für den Geistlichen persönlich, für Arme und Fremde. Die frühere Vierteilung blieb nur bei den begüterten Kathedralkirchen bestehen. Mit dieser Bindung der Armenpflege an kleine übersehbare Distrikte war ein neuer Grundsatz aufgestellt, den Karl auch auf rein weltlichem Gebiete durchführte nach der Regel: jeder Grundherr muß für die von ihm abhängigen Leute sorgen. Ergaben sich besondere Schwierigkeiten, wie in Teuerungszeiten, so schrieb er eine Armensteuer aus, mit deren Ertrag für alle besonderen Fälle Hilfe geschafft werden konnte. Das Betteln war ausdrücklich verboten: kein Grundherr soll leiden, daß seine Armen bettelnd im Lande umherziehen

und keiner soll einem Bettler, der nicht arbeiten will, etwas geben. — Endlich nahm der Kaiser auch noch die allgemeine Wohlthätigkeit in Anspruch. In einem Ausschreiben von 802, das eine Art Predigt des Kaisers an das ganze Volk ist, ermahnt er eindringlich: „Liebet euren Nächsten wie euch selbst und reicht nach euren Kräften den Armen Almosen dar. Die Fremden nehmet in eure Häuser auf, besucht die Kranken, übt an den Gefangenen Barmherzigkeit." Die Geistlichen sollen darin vorangehen und viermal im Jahr öffentlich, des Beispiels halber, Almosen austeilen. Der Kaiser selbst war im höchsten Maße wohlthätig. An seinem Hofe sammelte sich eine Menge von Bettlern, daß, wie Einhard sagt, nicht bloß dem Palaste, sondern auch dem Reiche eine Last daraus erwuchs. Es waren auch eigne Aufseher bestellt, die für sie zu sorgen, aber auch darauf zu achten hatten, daß sich keine Heuchler und Betrüger einschlichen. Karl betrachtete sich kraft seines Amtes als Beschützer der Witwen und Waisen. Ganz besonders nahm er sich der Fremden und Reisenden an. Weit über des Reiches Grenzen erstreckte sich seine Freigebigkeit; er unterstützte die Christen in Karthago und Alexandrien und ließ in seinem Reich für Jerusalem Gaben sammeln.

„Die Armenpflege Karls ist keine rein kirchliche, sie ist in gewissem Sinn der erste Versuch einer bürgerlichen Armenpflege, und kommt als solche 700 Jahre zu früh; sie ist aber auch keine rein bürgerliche, sondern trägt, wie die Regierung Karls überhaupt, einen gemischten, staatlich-kirchlichen Charakter. Eng schließt sie sich an die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse an. Die alte kirchliche Armenpflege durch den Bischof mit seinen Diakonen paßte dafür nicht mehr. Sie war auf städtische Gemeinden und einen ganz andern Kulturstand berechnet. Karls Anordnungen haben überall ein ackerbauendes Volk im Auge .... War die kirchliche Armenpflege mehr und mehr in ein bloßes Almosengeben ausgeartet, so erstrebt Karl ein Höheres, eine wirkliche Versorgung der Armen und, was damit immer Hand in Hand geht, eine Beseitigung des Bettels. Die Anfänge, die damit gegeben waren, fortzusetzen, dazu hätten Kaiser, wie Karl selbst gehört." Wie sein Reich, so zerfielen auch diese weitschauenden Anfänge unter seinen Nachfolgern. So hatte das Alte durch ihn mit einen Todesstoß, das Neue aber keine bleibende Dauer empfangen. Auf die Armenpflege des Mittelalters haben seine Anordnungen keinen durchgreifenden Einfluß gehabt. Er war damit seiner Zeit zu sehr vorausgeeilt.

Franziskus von Assisi (1182—1224), der Stifter des bekannten, nach seinem Namen benannten Bettelordens (Nachbilder davon die Dominikaner, Augustiner und Karmeliter). Er hat einen großen Einfluß auf die Liebesthätigkeit des ganzen Mittelalters ausgeübt, indem er die seine Zeit bewegenden Gedanken zusammenfaßte und ihnen zu allseitiger Durchführung im Leben verhalf. — Wir erfahren von ihm eine Fülle von Barmherzigkeitswerken, z. B. er nimmt einer armen Frau ihr Holzbündel ab, um es selbst in ihre Hütte zu tragen; er giebt im strengsten Winter einem Nackten seinen Mantel und antwortet einem Bruder, der, ihn an seine Kränklichkeit erinnernd, es ihm wehren will: „Ich würde es für einen Diebstahl an dem großen Almosenier achten,

wenn ich, was ich habe, nicht den Dürftigen gäbe." Als Franziskus einst über Feld ritt, begegnete ihm ein Aussätziger von ganz besonders widerlichem Ansehen. Unwillkürlich schrak der Heilige zusammen und wandte sich ab. Aber sofort sich selbst darüber strafend, sprang er vom Pferde, lief auf den Kranken zu und umarmte ihn. Dann bestieg er sein Pferd wieder und ritt, Gott mit lauter Stimme Loblieder singend, weiter. — Aber nicht derartiges Einzelthun ist das Bedeutsamste an Franziskus. Darin waren ihm nicht wenig andre ähnlich. So finden wir auch nicht ausnahmsweis viel Liebeswerke bei seinem Orden. Aber die Erweckung, welche von ihm ausging, die Eigenart des christlichen Lebens, welches er forderte und förderte, hat wie nichts anderes antreibend und befruchtend auf die mittelalterliche Barmherzigkeitsübung gewirkt. Er hat den Boden gepflegt, wenn nicht geschaffen, aus dem unzählige Anstalten und Stiftungen erwuchsen. — Welches war nun seine Besonderheit? Schon früher war das Mönchschristentum als das höhere, über dem der Laien stehend angesehen. Durch Franziskus wurde das Mönchswesen auch zum Ideal der Laien gemacht. Unzählige des niederen Volkes, das bis dahin ziemlich stumpf und tot war, wurden dafür gewonnen, und durch den sog. dritten Orden eine Einrichtung geschaffen, wonach man, äußerlich in der Welt existierend, doch möglichst ein Mönchsleben führte. Das Klosterdach wurde gleichsam über die ganze Christenheit ausgebreitet. — Der innerste Kern des hier empfohlenen Lebensideals war aber Armut. In der Kirche zu Assisi findet sich von Giotto gemalt ein Bild, welches die Vermählung des heiligen Franziskus mit der Armut darstellt. Diese erscheint als ein zerlumptes Weib mit nackten Füßen auf Dornen wandelnd, während hinter ihr Rosen aufsprießen. Christus selbst giebt das Paar zusammen, seitwärts stehen Glaube und Liebe, der Glaube reicht den Trauring dar. Damit ist das innerste Herz der religiösen Gedanken des Franziskus gekennzeichnet. Die Armut ist zur Heiligen geworden, mit der man sich aufs nächste verbinden muß. Der Besitz ist nicht direkt Sünde, aber steht unter dem Verdacht der Sünde. Dem Bild stehe ein Wort zur Seite. Franziskus giebt seinen Mönchen, die er auf den Bettel anweist, die Worte mit auf den Weg: „Den ihr um ein Almosen bittet, dem bietet ihr die Liebe Gottes", d. h. der Almosenempfänger ist ein mindestens ebenso großer Wohlthäter als der Spender.

Elisabeth, Landgräfin von Thüringen (1207—1231). Als Kind schon kam die ungarische Königstochter, die Verlobte des jungen Landgrafen Ludwig von Thüringen, auf die Wartburg; und alsbald, noch in der zartesten Jugend, erzeigte sich ihre Frömmigkeit vornehmlich auch im Herabsteigen zu dem Elend: armen Kindern steckte sie ihre kleinen Gewinste, Bettlern am Thor Brot und Speise zu, die sie aus der Küche für sie holte. Dabei ertrug sie Spott und Hohn über ihr unfürstliches Benehmen mit größter Geduld. — Mit vierzehn Jahren schon wird sie Ludwigs Gemahlin. Er wußte die Perle zu schätzen, welche er an ihr gefunden. Als nur ihrem gleichgesinnten Gatten verantwortlich, konnte sie nun dem tiefsten Zug ihrer Seele, der zu den Armen und Leidenden ging, folgen. Die Elisabeth von der Wartburg strahlt in diesen ersten Jahren ihrer Ehe in dem reinsten Licht: ihrem Gemahl in zartester

Liebe ergeben, in seiner Gegenwart und ihm zuliebe sich schmückend, in seiner Abwesenheit Witwenkleider tragend, allezeit aber Herz und Hand weit offen für alle Bedrängten. Bettler, Arme, Kranke konnten stets auf ihre Hilfe zählen. Bei armen Kindern vertrat sie Patenstelle, froh des Rechtes, nun auch für sie sorgen zu dürfen. In dem Sommer, den ihr Gemahl in Italien zubrachte, speiste sie täglich 300 Arme. Für die Kranken, welche den Berg nicht ersteigen konnten, richtete sie ein Hospital in Eisenach ein, in dem 20 Personen Pflege fanden, die sie täglich besuchte. Ein andres Haus hatte sie für arme darbende Kinder bestimmt und bewies ihnen mütterliche Liebe und Treue; gerade mit den elendesten und entstelltesten befaßte sie sich am meisten. Dumpfe, verdorbene Luft war ihr sonst ein Greuel, den Dunst der Krankenstube ertrug sie mit Geduld und Heiterkeit. Wenn sie sonst nichts mehr hatte, verschenkte sie ihre seidenen Kleider, damit sie von den Armen verwertet würden. Als man sie deshalb bei dem heimkehrenden Gemahl verklagte, sagte dieser: lasset sie um Gottes willen geben und armen Leuten gütlich thun, soviel sie will, wenn uns nur Wartburg und Naumburg zu unserer Herrschaft verbleiben! — Bald erwählte sie den Konrad von Marburg zu ihrem Beichtvater und Seelenführer. Welchem Orden er angehörte, ist nicht sicher. Jedenfalls war er ganz von dem mönchischen Lebensideal der Selbstvernichtung erfüllt und machte seine Grundsätze bei Elisabeth, einer nur allzu willigen Schülerin, mit Härte ja Grausamkeit geltend. Ihr Gatte hatte in die Wahl Konrads gewilligt, vorbehaltlich seiner eignen Rechte an Elisabeth. So ließ er also Konrad walten, wenn auch dessen Vorschriften schon stark über jedes vernünftige Maß gingen: Elisabeth durfte z. B. nichts genießen, was nicht auf den eignen Gütern gewachsen, sondern etwa aus den unter Umständen mit Gewalt eingetriebenen Steuern gekauft war. Aber erst nach des Landgrafen auf einem Kreuzzug plötzlich erfolgtem Tod wurden Konrads Ansprüche und Elisabeths Leben widernatürlich und unerträglich. Von der Wartburg durch ihre neidischen und thronräuberischen Verwandten vertrieben, lebte sie meist in Marburg, in ekstatischem Gottschauen, tiefster Erniedrigung in einem Häuschen von Holz und Lehm, im grauen Kleid der Franziskanerinnen, Kranke pflegend und unter der eisernen Zuchtrute Konrads stehend, der einen willenlosen Leichnam aus ihr machte. So hatte er ihr verboten, Aussätzige zu berühren. Als er erfuhr, daß sie ein aussätziges Mädchen in ihr Haus aufgenommen, ihr das Bett mache, sie speise und wasche, griff er mit eigner Hand ein. „Gott vergebe mir's," schreibt er darüber, „ich habe sie aufs heftigste gestraft" (durch Geißelung). Alle Strafen nahm sie willig hin. Selbst bei ihren Thränen, die der Schmerz ihr auspreßte, wurde ihr Angesicht nicht entstellt, als ob dieselben wie aus einem lautern und fröhlichen Quell entsprängen. Auch gegen ihre Kinder, von denen sie sich getrennt hatte, machte sie sich hart: „Gott sei mein Zeuge, meine Kinder sind mir jetzt wie jeder andre Nächste. Ich habe sie Gott übergeben, er mache mit ihnen, was ihm wohlgefällt; Schmähung, Verleumdung, Verachtung bringt mir Lust, ich liebe nichts als Gott allein!" — Diese Elisabeth von Marburg gewinnt uns evangelischen Christen weit weniger das Herz ab. Auch sie war ja innig fromm, demütig, voll Liebe Gottes und der Menschen, aber auch ein

Opfer der Mächte ihrer Zeit und eines greulichen mönchischen Irrglaubens. Namentlich, daß sie ihre Kinder andern überließ und selbst Fremde pflegte, zu dem Raub, der an ihrem Sohn, zu dem Unrecht, das an ihrem Land begangen wurde, schwieg, zeigt die Verirrung ihres Lebenswegs. Man hat mit Recht gesagt: „Wir haben eine Heilige mehr, eine rechte Fürstin und Mutter weniger."

§ 6. Liebesthätigkeit im Zeitalter der Reformation und der Orthodoxie.

(Etwa 1500—1650.)

Mit dem gesamten christlichen Glauben und Leben war auch die Liebesthätigkeit auf falsche Wege geraten. Sie beruhte auf falschen Beweggründen und Grundsätzen, ging in einer Fülle von Äußerlichkeiten auf und brachte noch nicht einmal den Notständen ausreichende augenblickliche Hilfe, geschweige, daß sie dem Schaden an die Wurzel griff. So mußte ein neuer Grund gelegt werden: dieser ergab sich durch **die Lehre von der Glaubensgerechtigkeit.** Auf dem Grund mußte ein Aufbau praktischer Einrichtungen errichtet werden: dieser ergab sich durch **das Zurückgehen auf die Schrift und die Geschichte der alten Kirche.**

Als Erbe aus der mittelalterlichen Armutspflege hatte die Reformation zum Teil heillose Zustände überkommen: ein Heer von Bettlern durchzog die Lande, machte Stadt und Dorf unsicher. Luther sagt: „Es ist der größten Gotteswunder eins, wie wir bei dem vielen Betteln haben bleiben mögen und ernähret werden." Der Schritt vom Berufsbettler zum Verbrecher war sehr klein. Ein um jene Zeit über die Bettler verfaßtes, auch von Luther herausgegebenes Büchlein enthält bereits ein Wörterbuch der Gaunersprache, des sog. Rotwelsch. — Dies Anwachsen des Bettels war kein Wunder, denn „die Papisten machen — wie Luther sagt — aus Bettelwerk Gottesdienst". Luther selbst berichtet als Augenzeuge, wie ein Fürst von Anhalt in der Barfüßerkappe sei betteln gegangen und seinen Sack geschleppt habe wie ein Esel: „Wer ihn ansah, der schmatzte vor Andacht und mußte sich seines weltlichen Standes schämen."

Nach der Lehre von der Glaubensgerechtigkeit war nun Betteln ebensowenig verdienstlich wie irgend ein ander Werk. Man gab auch nicht mehr Almosen, um selig zu werden, also um Lohn zu erhalten, sondern weil man bereits selig war und seinen Dank für die erfahrene Gottesgnade beweisen wollte. Der Glaube stellt Hab und Gut in den Dienst des Nächsten. „Wenn er einen siehet, der keinen Rock hat, so spricht er zum Gelde: heraus Junker Gülden, siehe, dem mußt du dienen; sieht er einen krank liegen, ohne Labung, so spricht er: herfür Junker Annaberger und Joachimsthaler, ihr müsset fort, hin und helfet ihm." (Luther.) Der Geiz ist ein Knecht des eignen Gutes; die römisch-katholische Tugend war am größten, die sich des Gutes ganz entäußerte; der evangelische Glaube dagegen weiß sich als ein verantwortlicher Verwalter der anvertrauten Pfunde.

Bei den praktischen Anordnungen zur Verwirklichung dieser Grundsätze ging man auf die heilige Schrift und die Erfahrungen der alten Kirche zurück. Man stellte zu dem Ende Armenordnungen auf, entweder als Teil der Kirchenordnungen oder als selbständige Vorschriften, im ganzen, soweit bekannt, etwa 50 an der Zahl. In denselben erließ man Verfügungen zur Unterdrückung resp. Einschränkung des Bettels. Denn wenn auch die wörtliche Begründung der Bettelverbote mit 5 Mos. 15, 4 (Es soll allerdings kein Bettler unter euch sein) auf einer ungenauen Übersetzung dieses Wortes beruht, so hatte man im Sinn und Geist der Schrift doch recht. Nur freilich genügte es nicht, den Bettel zu verbieten, sondern man mußte auch Einrichtungen treffen, welche für alle rechtschaffenen und willigen Armen den Bettel unnötig machten. So wurde denn ein „gemeiner Kasten", in den alle kirchlichen Einnahmen flossen, wie aus ihm auch alle kirchlichen Ausgaben bestritten wurden, oder ein besonderer „Armenkasten", eingerichtet. Einnahmen aus Klostergütern, Legaten, dem Opferstock, Klingelbeutel, besondere Geld- und Natural-Kollekten lieferten die Mittel. Eine meist aus Laien bestehende Verwaltung wurde eingesetzt, welche regelmäßige Sitzungen halten und den Bedürftigen nach Thunlichkeit helfen sollte. Dabei hatte man auch die Armenerziehung im Auge. Ohne Erforschung des Zustandes sollte nichts gegeben werden, das eigentümliche Bedürfnis eines jeden Berücksichtigung finden. Eltern, welche ihre Kinder zum Betteln anhalten, sollen bestraft, Waisen und verwahrloste Kinder auferzogen, Kinder in Spitälern und Armenhäusern unterrichtet, junge Leute durch Stipendien unterstützt, jungen Eheleuten soll zum Anfang des Hausstands geholfen, in Wucherhände Gefallene sollen gelöst werden u. s. w. Für Kranke wurde in Spitälern und Siechenhäusern, je nachdem auch in Isolieranstalten, gesorgt. Namentlich auch die Sorge für Pflege armer Wöchnerinnen wird den Armendiakonen (sie haben nicht immer den Titel) eingeschärft.

Der Fortschritt gegen früher war wesentlich der, daß die Armenpflege nun wieder wie in der alten Kirche und in der Apostelzeit Sache der Kirchgemeinde war. Ein Mangel war es indessen, daß die Kirchgemeinde, wie in allen Stücken, so auch in betreff der Armenpflege ganz mit der politischen Gemeinde verflochten war; und sodann, daß es, bei den ganz andersartigen sich in den Vordergrund drängenden Aufgaben jener Zeit, zu keiner kräftigen und ständigen Entfaltung der angebahnten Armenordnungen kam; und endlich, daß durch Wegfall aller klösterlichen und andrer Genossenschaften für die Anstalten der Barmherzigkeit, Spitäler, Siechenhäuser u. s. w., sowie auch für die Ausübung der schwierigeren Fälle der Gemeindepflege ein geeignetes Personal fehlte. Die besoldeten Spittelmeister und bezahlten Wärter und Wärterinnen konnten diesen Mangel thatsächlich nicht ersetzen.

Diese Schattenseiten und Mängel wurden im Lauf der Zeit immer drückender, je länger desto mehr stellte sich eine bloß äußerliche Verrichtung der staatskirchlich geordneten Barmherzigkeitswerke ein. Daneben wurde indessen eine nicht unbedeutende Wohlthätigkeit von einzelnen geübt, wenngleich viele, seit es kein Verdienst mehr war, zu

geben, die Freiheit des Evangeliums zum Deckel der Bosheit und ihres Geizes machten.

Auch hier können wir uns damit begnügen, von den Persönlichkeiten nur einige besonders wichtige und charakteristische anzuführen.

Luther (1483—1546). Das größte Verdienst Luthers um die Armenpflege war die Herstellung einer evangelischen Grundlage für dieselbe (vergl. oben). — Und was er lehrte, lebte er vor. Die Freundlichkeit und Bereitwilligkeit, mit welcher er sich aller Armen, Bekümmerten, Gedrückten annahm, ist einer der anmutendsten Züge in dem Bild Luthers. Arme Pfarrer, deren Stellen sie nicht nährten, Mönche und Nonnen, die dem Kloster entrannen, Flüchtlinge, welche um des Evangeliums willen vertrieben waren, mittellose Studenten lagen ihm oft mit ihrem äußeren Fortkommen am Herzen. Wo er nicht selbst helfen konnte, ging er gute Freunde, die Universität, den Magistrat oder den Kurfürsten an. So schreibt er nicht ohne Humor einst an den letzteren in betreff eines Dürftigen: „Euer kurfürstl. Gnaden soll gewiß sein, daß ich den Mann nicht werde also lassen; ich werde eher selbst für ihn betteln und stehlen, allermeist dem Kurfürsten zu Sachsen" und droht scherzhaft: er wolle schon ungehangen bleiben, wenn er allen Heiligen unter den Reliquien in der Schloßkirche ein Kleinod raubte zur Not. Mathesius erzählt einen Fall, wo er, um einem Dürftigen zu helfen, in Ermangelung eigner Barschaft seiner im Wochenbett liegenden Frau über das Patengeld gekommen sei und sich damit gerechtfertigt habe, daß ja Gott reich sei und anderes bescheren könne. Auch kostbarer Ehrengeschenke, Becher 2c. schonte er nicht, wenn er damit einer Not abhelfen konnte. Daneben konnte er freilich, im Blick auf vorgekommenen Mißbrauch seiner Mildherzigkeit und Güte, wohl auch sagen: „Böse Buben haben mich witzig gemacht, einem Fisch ist nirgend besser denn im Wasser, und einem Diebe als am Galgen; man soll Fremden geben, aber zuerst sein Haus versorgen, sagt die Schrift." (Nebenbei: in Melanchthons Hause herrschte dieselbe Freigebigkeit. „Magister Philippus, der 1524 im Scherz klagte, daß er seiner Katharine seit der Hochzeit noch kein neues Kleid habe schenken können, und der doch von den Studierenden kein Honorar annahm, für seine Bücher nur wenig empfing, ging in der Gleichgültigkeit gegen den Besitz so weit, daß Peucer zu Jonas sagte: Ich wollte, daß ihm niemand Geld schenkte, denn es hilft weder ihm noch seinen Kindern; sobald seine Besoldung kommt, giebt er davon weg, bis kein Heller mehr übrig ist, so daß ich dann für die Haushaltung sorgen muß. Ebenso gab Melanchthons Frau oft das Nötigste hin, um den vorsprechenden Armen zu helfen. Das Haus war den vertriebenen Brüdern offen.") — Zu persönlicher Bethätigung seiner Liebe fand Luther sich aufgefordert durch die Schrecken der Pest, welche Wittenberg 1527 heimsuchte. Die Universität wurde nach Jena verlegt, die Freunde und der Kurfürst lagen Luther an, ebenfalls zu fliehen. Aber er allein von der Universität blieb, mit Bugenhagen und den Kaplänen, um mit Rat, Trost und Hilfe den Kranken beizustehen. An seinen Freund Hausmann schrieb er: „Ich und Bugenhagen sind allein noch hier und wir sind nicht allein, sondern Christus ist mit uns, welcher triumphieren und uns in sich gegen den Satan beschützen wird, wie wir glauben und hoffen."

In seinem eignen Haus erkrankte eine Verwandte, genas aber endlich, Luthers Söhnlein schien von der Seuche befallen, in demselben Haus erkrankte die Frau des Arztes Schurf; die Frau des Kaplans Rörer, die des Bürgermeisters Dene starb. Dazu war Luther innerlich schwer angefochten. Er blieb aber auf seinem Posten, indem er sich auf das Wort stellte: Ein guter Hirte läßt sein Leben für die Schafe, ein Mietling aber siehet den Wolf kommen und fliehet.

Johann Bugenhagen (1485—1558). Man hat Luther als den Propheten, Melanchthon als den Lehrer, Bugenhagen als den Hirten in dem Wittenberger Kreis der Reformatoren bezeichnet. In der That hat letzterer als Pfarrer von Wittenberg nicht nur das Vorbild evangelischer Hirtentreue gegeben, sondern war auch berufen, mit Hirtenweisheit in andern Gemeinden Anordnungen zu treffen, wie sie geweidet und geleitet werden sollten. Er ist ein Mann der Organisation, der Regiergabe, der Vater vieler Kirchenordnungen. In ihnen bilden die Armenordnungen ein wichtiges Kapitel. Ihr Hauptinhalt ist schon oben angegeben.

Johann Heß (1490—1547). Wenn hier und da bei Luther Klagen vorkommen, daß die Leute unter dem Evangelium faul würden zu geben und sich der Armen anzunehmen, so sehen wir in Johann Heß, dem Reformator Breslaus, einen Mann, der gegen diese Trägheit mit Erfolg kämpfte. In Breslau waren „schon 1523 gemeine Kasten an den beiden städtischen Hauptkirchen begründet worden. Dann wurde, nachdem Heß eine Zeit lang die Obrigkeit vergeblich ermahnt und dann sich geweigert hatte, weiter zu predigen, solange er über seinen lieben Herrn Christus, der vor den Thüren liege, hinwegschreiten müsse, das Armenwesen im Mai 1525 neu geordnet. Faule und unwürdige fremde Bettler wies man aus der Stadt, während man die wirklich Bedürftigen den städtischen Spitälern zuteilte. An der Spitze des „gemeinen Almosens“ zur Unterstützung Hausarmer, dessen Leitung in die Hände von fünf Vorstehern gelegt wurde, stand Heß selbst. Schon 1526 hatte er es dahin gebracht, daß eine neue Anstalt, das Allerheiligen-Hospital, gebaut wurde; er blieb durch seine Anregungen zu Gaben und Leistungen, sein förderndes Eingreifen die Seele dieser Gründung; am 27. Juli legte er mit dem Ratsherrn Hörnig den Grundstein. Die Ratsherren konnten in einer Verantwortung gegen den König von Polen darauf hinweisen, daß 500 Arme in den Spitälern verpflegt, die Hausarmen versorgt seien.“

Katharina Zell, die Pfarrfrau zu Straßburg (1497— um 1562). Sie war eine Straßburger Bürgerstochter, thatkräftigen Willens, hellen Geistes, eifrig im Suchen der Wahrheit, die ihr endlich in der Botschaft Luthers von der freien Gnade in Christo geschenkt ward. Ihr Mann, Matthäus Zell, Leutpriester am Münster, der erste, der in Straßburg das Evangelium predigte, war einer der „starken Sanftmütigen“, von denen der Heiland sagt, daß sie das Erdreich besitzen werden. An Willenskraft wohl ihrem Mann überlegen, sich auch über Gebühr in die Streitigkeiten der Zeit mischend, in Wort und Schrift gewandt, hat doch Katharina des Weibes Hauptkunst: in Liebe dienen, treu, fleißig und hingebend

geübt und das Tabealob verdient: „Sie war voll guter Werke." Ihrem Mann war ihre praktisch thätige Art nur lieb, wie sie ihm denn das Zeugnis giebt: „Dies hat auch mein frommer Mann mir herzlich gern zugelassen, und mich sehr darum geliebet, sich selbst und sein Haus meiner oft ermangeln lassen und mich gern der Gemeinde geschenket." — Indessen erstreckte sich ihr Dienst weit über die Grenzen der Gemeinde hinaus, und in diesem weitherzigen Sinn hat sie nach den Bedürfnissen der Zeit sich sonderlich als eine Herbergsmutter bewährt, die Herz und Haus allen heimatlosen Glaubensgenossen aufthat. Die Regel dafür spricht sie selbst aus in den Worten: „Es soll jeder seinen Zugang zu uns haben, und alle, so den Herrn Christum für den wahren Sohn Gottes und einigen Heiland aller Menschen glauben und bekennen, die sollen Teil und Gemein an unserm Tisch und Herberg haben, wir wollen auch Teil mit ihnen an Christo und im Himmel haben, es sei, wer es wolle." — Danach hat sie gehandelt. So hat sie einst den Doktor Mantel und seine zahlreiche Familie ins Haus genommen, da er aus Baden fliehen mußte. Von den 150 Menschen, die 1524 aus Kenzingen im Breisgau nach Straßburg flohen, nahm sie allein 80 in ihr Münsterpfarrhaus und speiste 50—60 vier Wochen lang täglich, wozu ihr Frauen und Bürger beisteuerten. Im Jahr 1525, als der Bauernkrieg losbrach und die verjagten Bauern, „viel elender erschrockener Leut" gen Straßburg kamen, machte sie sich auf und organisierte die Hilfe, wußte sich Männer und Frauen heranzuziehen, Geld zu sammeln, so daß sie im Barfüßerkloster eine große Menge aufnehmen konnte. — „Als man im Jahre 1543 ans Werk ging, ein Studienstift für Theologen zu gründen und viel arme Schüler sich meldeten, da war sie die Pflegemutter derselben, die sie unterbrachte und verpflegte. Sie sammelte Gaben für die armen Schüler, schaute ihrer Haushaltung nach, wie nur eine Mutter für ihre Kinder sorgen kann." — Auch nach dem Tode ihres Mannes trieb sie nach Kräften, wie er es von ihr erbeten, ihre Segenswerke weiter. Selbst ihre Feinde haben ihr das Lob nicht nehmen können, daß sie sich als Wohlthäterin verdient gemacht habe.

Johann Valentin Andreä (1586—1654), ein Enkel Jakob Andreäs, des Vaters der Konkordienformel, gehört der Zeit nach in die Periode der Orthodoxie, seiner Geistesrichtung nach ist er als ein Vorläufer des Pietismus anzusehen. Spener ruft aus: „Könnt' ich jemand zum Besten der Kirche von den Toten erwecken, so wäre es — neben Joh. Arndt — Andreä." Nicht als ob Andreä die rechte Lehre gering geachtet. Er war ein treuer Sohn seiner lutherischen Kirche. Aber er wußte — und bethätigte dies sein Wissen — daß es in der Kirche nicht allein auf die rechte Lehre ankomme; sondern auch auf Zucht und Liebesleben. — Nach einer Jugend, welche zur Gewinnung vielseitigsten Wissens (Geschichte und Geographie, Mathematik, alte und neue Sprachen 2c.) und Könnens (Musik, Malerei, Reitkunst, Uhrmacherei, Tischlerei 2c.), sowie großen Reisen, namentlich in Südeuropa, verwendet war, widmete er sich dem geistlichen Amt und verfaßte daneben eine Menge kleiner theologischer und schönwissenschaftlicher Schriften, in welchen er seinen feinen, reichen Geist offenbarte. Aufs wärmste schloß er sich Joh. Arndt an, dessen

„wahres Christentum" ihn förmlich begeisterte. — Mit seinem Amtsantritt in Calw beginnt seine praktisch-wirksamste Zeit. Später wurde er Konsistorialrat in Stuttgart. In drei Richtungen bewegte sich in diesen Ämtern im wesentlichen seine Thätigkeit, soweit sie hierher gehört. — Aus Genf hatte er einen großen Eindruck von der Zuchtübung der reformierten Kirche mitgebracht. Er sagt selbst davon: „Mich, wofern mich die Verschiedenheit der Religion nicht abgehalten, hätte die sittliche Übereinstimmung hier auf ewig gefesselt, und mit allem Eifer habe ich von da an getrachtet, daß etwas Ähnliches auch unserer Kirche zu teil werde." Die Frucht seiner Bemühungen war die Aufrichtung der sog. Kirchenkonvente, einer kirchlich-bürgerlichen Behörde (Pfarrer, Schultheiß, Glieder des Gemeinderats), welche die Aufsicht über Schule, Armenwesen und Sittenzucht der Gemeinde hatte. Der Pfarrer gab dabei die kirchliche Autorität ab, der Schultheiß brachte die weltliche Strafbefugnis hinzu, an deren Ausübung der Geistliche keinen Anteil haben sollte. Hier sehen wir Laien mit kirchlichen Befugnissen ausgestattet und zwar gerade solchen, welche die Rettung Gefallener, die Zucht über Widerspenstige betrafen. Vieles, was später Aufgabe freier Vereine wurde, ist damals durch diese Kirchenkonvente geleistet worden. — Sodann nahm er sich in einer für jene Zeit außerordentlichen Weise der Armen und Elenden in den damaligen Drangsalen an, indem er selbst in den Riß trat oder neben den obrigkeitlichen auch private Kräfte aufrief und ausnutzte. Er veranstaltete Sammlungen, machte Stiftungen u. s. w. in ähnlicher Weise, wie es heutzutage im Brauch ist. Er brachte in Calw das „Färbergestift" zustande, indem er aus eigenen Gaben und solcher seiner Mitbürger ein Kapital sammelte zur besseren Kindererziehung, zur Unterstützung armer Studierender, zur Ermunterung der Handwerker, zur Pflege der Armen, Kranken, Blödsinnigen, Witwen und Waisen. — Als die Folgen des dreißigjährigen Krieges sich auch in Württemberg geltend machten, Scharen von Bettlern das Land überfluteten und Verarmung bei Bürgern und Landleuten eintrat, „da sammelte Andreä Kollekten unter seinen Bürgern und seinen Nürnberger und Straßburger Freunden, reichlich kam er mit seinem eigenen Vermögen zu Hilfe, und so gelang es ihm, die Kranken zu unterstützen, zweimal täglich die armen Kinder im Krankenhause zu speisen, sie in Schulen zu thun und einige davon bei Handwerkern unterzubringen." Vertriebene Geistliche und Lehrer nahm er in sein Haus und half ihnen mit eigenen oder anderer Mitteln thunlichst weiter fort. Später, als er in Stuttgart war, veranlaßte er eine Landeskollekte, deren Ertrag von 3000 Gulden er zur Wiederaufrichtung des Stuttgarter Gymnasiums und Tübinger Stifts verwendete. Denn es war vor allem nötig, wieder eine an Zahl und Tüchtigkeit genügende Geistlichkeit heranzuziehen, indem von 1046 Geistlichen und Kandidaten am Ende des dreißigjährigen Krieges nur 338 übrig waren.

Endlich machte er einen Versuch, einen christlichen Freundschaftsbund zu stiften. Er hat es dabei auf Leute wie Arndt, Gerhard, Leyser ꝛc. abgesehen, will nur Leute gleichen Bekenntnisses zulassen und das Ganze herstellen „ohne allen Eintrag für das von Gott geordnete Amt". Dieser Verein sollte die Aufgabe haben, nach seinen Kräften „Christum wieder

auf den Thron zu setzen". Die Ungunst der Zeitumstände ließen nur im kleinsten Maßstab die Verwirklichung dieses Planes zu, dessen Ähnlichkeit mit der späteren Christentumsgesellschaft, den heutigen Vereinen für innere Mission, man nicht verkennen kann.

§ 7. Liebesthätigkeit in der Zeit des Pietismus und des Rationalismus.

(Etwa 1650—1825.)

Im Heilsgrund standen die Väter und Begründer des Pietismus, namentlich Spener, nüchtern und einfach auf dem Boden der Reformation, wenn sich auch bei den Anhängern und den Nachfolgern oft nicht wenig ungesunde und schwärmerische Art zeigte. Etwas grundlegend und wesentlich Neues hat der Pietismus nicht gebracht.

So finden wir auch bei seiner Liebesthätigkeit teils nur eine **Wiederbelebung des Erstorbenen,** teils einen **Ausbau einzelner** schon in der Reformation thatsächlich gegebener **Anfänge.**

Zu jenem Ersteren gehörte das Dringen auf Glaubenswärme, persönliche Heilserfahrung und Erweis des Glaubens in der Liebe. A. H. Francke fragte die Christen in Erfurt: „Ist man gesund am Glauben? Und, welches das Vornehmste ist, wie beweiset man sein Christentum in der Liebe? in der Liebe sage ich — höret ihr's wohl? — gegen den Nächsten, gegen Freunde und Feinde, vornehmlich gegen die notdürftigen Glieder Christi?"

Damit hing aufs engste zusammen die Erkenntnis von der Bedeutung der Persönlichkeit. Die einzelne Seele und ihre Rettung wurde wieder wichtiger als in der Zeit der Orthodoxie, wo man sich thatsächlich vielerwärts bei einer äußerlichen Zugehörigkeit zur Kirche und bei einem korrekten Bekenntnis beruhigte. Und was nun die einzelne christliche Persönlichkeit für eine Macht und für ein Segen sei, das bewiesen solche weithin leuchtende Männer wie Spener und Francke u. a., die vielen einen Stoß zu ewiger Bewegung gaben.

Bei solcher Einsicht mußte aber der Wunsch, recht vielen zum Segen zu werden, die Arbeit in die Bahnen der Erziehung der Jugend lenken. Der Vorgang Franckes mit seinem Waisenhaus fand reiche Nachfolge. „Die Mechanisierung des kirchlichen Wesens (in der Zeit der Orthodoxie) hatte die Mechanisierung des Unterrichts zur Folge. Der Pietismus stellte wieder das Ziel des persönlichen Glaubens auf, der Frömmigkeit, die sich in heiligem Wandel erweist, und zu diesem Zwecke verwertete Francke insonderheit die Schulen. Daher bezeichnet er als obersten Zweck derselben Bildung des Willens, nicht nur des Verstandes; der Unterricht soll der Erziehung dienen. Die drei Haupttugenden, zu welchen die Jugend angehalten werden soll, sind Wahrheitsliebe, Gehorsam, Fleiß; denn das sind ja die nächsten Äußerungen der wahren Frömmigkeit. Dies Ziel zu erreichen, sollen drei Mittel angewandt werden: Selbstprüfung, Gebet und Unterricht." Diese häufigen Gewissenserforschungen in jugendlichem Alter brachten indessen einen altklugen, ängstlichen Zug in das Kindesleben; die öffentlichen Herzensgebete vor der

Klasse waren eine starke Gefahr, in Phrasen und Heuchelei zu verfallen. Der Unterricht zeichnete sich nach der praktischen Seite aus: Kenntnis der sog. Realien sowie Übung in allerlei Fertigkeiten wurde erzielt. Doch war die beständige Aufsicht sowie der Mangel jeder fröhlichen Erholung lästig. Es ist doch überaus trübselig, wenn Francke wöchentlich nur eine sog. „Ergötzlichkeit" seinen Waisenkindern veranstaltet und zwar was für eine! „Samstags versammelten sie sich auf dem Hofe oder in einem großen Saale, dann wurden mehrere Verse gesungen, der Inspektor erklärte das Evangelium oder die Epistel des Sonntags, nach abermaligem Gesange wurde gebetet, dann endlich wurden Semmel und Obst unter die Kinder verteilt." — In dieser Engherzigkeit kann man nur eine falsche Anwendung des richtigen Grundsatzes: Erziehung zur Frömmigkeit, erkennen.

Ebensowenig zeigte sich der Pietismus immer glücklich in dem Ausbau einzelner reformatorischer Anfänge, wenngleich diese selbst vollkommen gesund und vorwurfsfrei waren. Wir denken dabei an die Einrichtung kleinerer, auf ausgesprochener Gesinnungsgenossenschaft beruhender Kreise innerhalb der Gemeinde. Schon Luther hatte darauf sein Absehn gehabt, war aber im Druck der Zeiten beim Mangel an geeigneten und verständnisvollen Persönlichkeiten nicht dazu gelangt. In der Zeit des Pietismus bildeten sich nun Kirchlein in der Kirche; Privaterbauung aus Gottes Wort war ihr erster Zweck und mit dessen Verfolgung sind sie ein reicher Segen gewesen. Wenn sich aber Sektenwesen und geistlicher Hochmut in ihnen breit machte, waren sie eine Pest in den Gemeinden. An den Liebeswerken, wie Franckes Waisenhaus, hatten nun diese Gemeinschaften Halt- und Mittelpunkte. Die Mitarbeit war ein Mittel gesund zu bleiben im Glauben. Zugleich aber waren diese Anstalten und Bestrebungen (Heidenmission) ein Zeugnis dafür, was Privatleute, durch nichts als die Liebe zum Herrn und gleiche Glaubensgesinnung verbunden, auszurichten vermögen. Auf diesem Punkt ist der Pietismus ein direkter Vorläufer des modernen Anstalts- und Vereinswesens.

Durch die ebenso an eigentümlich christlichem Glauben als speziell christlicher Liebe armen Zeiten des Rationalismus hindurch haben einzelne Kreise und Persönlichkeiten von „Stillen im Lande" (so die Brüdergemeinde, die Württembergischen Gemeinschaften) das Herdfeuer der Jesusliebe im Brennen erhalten und den Nachfolgern als kostbares Erbteil hinterlassen.

Die wichtigsten Persönlichkeiten sind folgende:

August Hermann Francke (1663—1727). Ein Lübecker von Geburt, verbrachte er seine Studien- und ersten Amtsjahre an verschiedenen Orten Deutschlands: Erfurt, Kiel, Hamburg, Leipzig (Bibelbesprechungen), Lüneburg (Predigt über Joh. 20, 31), Hamburg (Kinderunterricht), Dresden (Freundschaft mit Spener), Leipzig (Anfeindungen, Joh. Bened. Carpzov), Erfurt (erstes geistliches Amt und theologische Vorlesungen, Amtsentsetzung). Endlich wurde er 1692 Pastor und Professor in Halle und entfaltete dort bis an sein Ende eine außerordentlich mannigfaltige und segensreiche Thätigkeit. Er war ein Mann von seltner Energie, Organisationsgabe und Glaubenskraft. Er suchte für sich nichts, setzte

aber die ganze Kraft Leibes und der Seelen an die Ehre seines Herrn und den Dienst seines Nächsten. Seine Lebensgrundsätze waren nicht frei von der Engigkeit und Ängstlichkeit des Pietismus, seine Erziehung zu einseitig auf Frömmigkeit resp. deren Bezeigung bei den Kindern in freien Gebeten u. s. w. gerichtet, sein Auftreten, gewöhnlich freundlich und von wohlthuendem Freimut, konnte Feinden gegenüber scharf sein. Aber bewundernswert ist die Thatkraft, die praktische Weisheit und die Glaubensfreudigkeit, womit er eine erstaunliche Arbeitslast bewältigte und neben der Ausrichtung seiner verschiedenen Ämter und in engstem Anschluß an sie der freien Liebesthätigkeit in den Formen der Neuzeit Bahn brach. Uns interessiert hier vor allem sein Waisenhaus. Dessen Aufrichtung und Einrichtung ging hervor aus seiner Thätigkeit als Pastor und Professor. Es war Sitte, daß die Armen an einem bestimmten Wochentag an seine Thür kamen mit der Bitte um ein Almosen. Er benutzte diese Gelegenheit, um die Jüngeren im Katechismus zu examinieren, während die Älteren zuhörten. Der schrecklichen dabei ans Licht tretenden Unwissenheit versuchte er auf mancherlei Weise, durch Darbietung von Schulgeld 2c. abzuhelfen, jedoch ohne rechten Erfolg. Um für diese seine Bestrebungen Mittel zu erhalten (er war vermögenslos und seine Besoldung sehr kärglich) hing er eine Büchse in seiner Wohnstube auf mit den Inschriften 1 Joh. 3, 17 und 2 Kor. 9, 7. Und als in diese Büchse bald darauf eine Gabe von 4 Thalern 16 Groschen eingelegt wurde, sagte er: „Das ist ein ehrlich Kapital, davon muß man etwas Rechtes stiften; ich will eine Armenschule anlegen.“ Er kaufte Bücher und bestellte einen armen Studenten, der die Kinder unterrichten sollte. Das war der Anfang der großartigen Liebes- und Erziehungsanstalten, welche man unter dem Namen Waisenhaus zusammenfaßt. Aus ihm erwuchs eine Fülle von Schulen für alle Bildungsstufen beider Geschlechter. Die Kinder wohnten teils in dem Haus, teils bei ihren Eltern. Eine Buchhandlung und eine Apotheke wurden hinzugefügt, Bestrebungen für Mission und Bibelverbreitung schlossen sich an. Mächtige Gebäude für das alles wurden aufgerichtet. Gaben der Liebe von hoch und niedrig, von nah und fern machten Einrichtung und Unterhalt der Anstalten möglich. Bei Franckes Tod wurden in sämtlichen Schulen 2200 Kinder unterrichtet (unter ihnen 100 verwaiste Knaben, 34 solche Mädchen), bei deren Erziehung und Unterricht außer 8 Inspektoren der verschiedenen Anstalten 167 Lehrer und 8 Lehrerinnen thätig waren. Gespeist wurden außerdem an dem gewöhnlichen Tische 155, an dem außerordentlichen Tische 100 Studierende; von armen Schülern mittags 148, abends 212. — Bis heute sind diese „Franckeschen Stiftungen“ fortgeführt und bilden in ihrer Gesamtheit die größte Schule Deutschlands, vielleicht der Welt.

Freiherr von Canstein (1667—1719), war der Sohn frommer Eltern und wurde ernstchristlich erzogen, ein Knabe von trefflichen Gaben, so daß er schon mit 16 Jahren das Studium der Rechte beginnen und mit 19 Jahren die damals in seinem Stand gewöhnliche große Reise durch die europäischen Länder antreten konnte. Zurückgekehrt, nahm er eine Stellung am kurfürstlichen Hof in Berlin ein und machte hierauf als Volontär den Krieg gegen Frankreich mit. Als er in Brüssel

heftig an der Ruhr erkrankte, that er das Gelübde: „Wenn ihn Gott von dieser Krankheit errettete, so wolle er ihm sein lebenlang dienen". Das Gelübde hat er gehalten. Nach Berlin zurückgekehrt, nahm er keine öffentliche Stellung wieder an, sondern lebte als Privatmann den Studien und dem Wohlthun. Letzteres in ausgedehntem Maße zu üben, befähigte ihn sein Reichtum. Die Bekanntschaft mit dem unterdessen in Berlin angestellten Spener half ihm zur eigentlichen Bekehrung und zur vollen Entschiedenheit des Glaubenslebens. Wie nahe er ihm trat, mag daraus hervorgehen, daß Spener ihn zum Erben seines gesamten handschriftlichen Nachlasses einsetzte, dessen Sichtung und teilweise Herausgabe Canstein besorgte. Zugleich vermittelte Spener aber auch die innige Verbindung Cansteins mit Francke. In dem Drang nach unablässigem, praktischem Wirken für Gottes Reich waren die beiden letzteren einander ähnlich. In mehrfacher Richtung beteiligte sich Canstein nun, in Berlin wohnend, aufs lebhafteste an den Franckeschen Stiftungen. Zunächst durch eigne reichliche Gaben. Seine Wohlthätigkeit war so bedeutend, daß nach seinem Tode seine Güter beträchtlich belastet waren und Francke, dessen Anstalten zum Universalerben eingesetzt waren, zauderte die Erbschaft anzutreten. Auch durch zeitweilige Vorschüsse und Geldvermittelungen half er. Er war wohl der Hauptwohlthäter der Anstalten in seiner Zeit. Sodann ging der ganze Verkehr Franckes mit dem Berliner Hof durch ihn; und man hatte an ihm einen einflußreichen, eifrigen, verständnisvollen Fürsprecher, was der hallischen Sache zum großen Vorteil gereichte. Diese Thätigkeit, dazu die Verwaltung seiner in verschiedenen Provinzen gelegenen Güter, die ausgebreitete Korrespondenz hätten den Freiherrn in eine zersplitternde Vielgeschäftigkeit hineingezogen, wenn er nicht so tief und anhaltend und erfolgreich aus dem Born des göttlichen Wortes geschöpft hätte. Er arbeitete in 7 Jahren eine Harmonie der 4 Evangelien mit Erklärungen aus. Das größte Verdienst aber erwarb er sich durch die Begründung der hallischen Bibelanstalt. Im Jahre 1710 verfaßte er eine kleine Schrift, in welcher er den Plan darlegte, wie durch stehenbleibende Lettern u. s. w. es ermöglicht werden könnte, das Neue Testament für 2, die ganze Bibel für 6 gute Groschen auszugeben. Zu den Kosten (fürs Neue Testament 1200 Thaler, für die ganze Bibel 3000 Thaler) gab er selbst einen guten Teil, andres sammelte er. So konnte sein Plan 1712 mit der Ausgabe zunächst des Neuen Testamentes verwirklicht werden. Eine Auflage folgte der andern, in verschiedenen Schriftgrößen. Bis zum Tode des Stifters wurden 100 000 Neue Testamente, 40 000 Bibeln verbreitet, ein für die damalige Zeit glänzender Erfolg. Noch heute besteht die Cansteinische Bibelanstalt in Verbindung mit der Buchhandlung und Druckerei des Waisenhauses, die älteste unter ihren Schwestern, in Segen. — Man hat Canstein den Laie gebliebenen und aus der lutherischen Kirche nicht ausgetretenen Grafen Zinzendorf genannt, mit dem er übrigens verwandt und auf dessen Erziehung er von großem Einfluß war.

Beata Sturm (1682—1730) in Stuttgart, die „württembergische Tabea" genannt; die Tochter eines höheren Beamten, hatte sie doch eine harte Jugend (der Vater als Geisel in Frankreich, die Mutter früh verstorben, sie selbst schwer augenleidend, fünfmal operiert, und dann noch

kaum imstande zu lesen, welche Fähigkeit sie übrigens nur zur Lektüre der Bibel und Luthers Schriften gebrauchte; von einer herrischen Magd gepeinigt und in harter Sanftmutsschule geübt). Nach des Vaters Tode versah sie erst den Hausstand des jüngeren Bruders, dann einige Zeit des Prälaten Esenwein; endlich die 17 letzten Lebensjahre verbrachte sie beim ältesten Bruder, jedoch mit eigner Haushaltung. In dieser Zeit entfaltete sie die hingebende Thätigkeit in Armen- und Krankenpflege, welche ihr von seiten des Georg Konrad Rieger, ihres Beichtvaters und Leichenredners, jenen Ehrennamen eintrug. Sie stellte ihre Zeit, Kraft und ihr Geld ganz in den Dienst Gottes und der Armen. Eigentümlich ist ihr eine Vereinigung von inniger Gottgelassenheit (wie etwa bei Tersteegen) und unabläßigem Thätigkeitsdrang. Sie nahm sich der Not an, wie sie ihr gerade vorkam, und zwar ganz auf eigne Hand, da es ein Vereinswesen, wie heute, damals nicht gab. „Bald nahm sie einer vielgeplagten Hausmutter die Pflege kranker Kinder ab und versäumte darüber auch die Predigt, auf die sie sich gefreut, bald saß sie als Pflegerin am Krankenbette eines verlassenen Armen, mit leiblicher und geistlicher Kost ihn erquickend, bald brachte sie einem Hungernden in seine Wohnung das Essen und ließ wohl, wenn sie die Blöße einer Armen sah, ein Stück der eignen Kleidung dort; bald nahm sie sich der Dienstboten, einer Magd auch in geistlichen Nöten an und opferte ihre Nachtruhe, bald sendete sie anonym an einen mit Not ringenden Pfarrer reiche Gaben." Dabei ist sie eine treue, unabläßige kindliche Beterin für die Nöte einzelner und von Stadt und Land; das Kleine und Zeitliche wird ihr zum Spiegel des Großen und Ewigen, sie hat wie Scriver „zufällige Andachten"; so erinnert sie der geöffnete Kindermund, dem sie Speise reicht, an das Psalmwort: „thue deinen Mund weit auf, laß mich ihn füllen", woran sie die erbaulichsten Betrachtungen knüpft. Ihre eignen Bedürfnisse beschränkt sie auf das Nötigste, sie gönnt sich dieses nicht immer, oder hat doch Zweifel und Anfechtungen deshalb. Im Kampf mit sich selbst macht sie vollen Ernst. Und wenn ihre Kasteiungen und manches andere uns fast an römische Weise erinnern will, so hat sie doch im Leben und Tod ihr Feststehen im evangelischen Glaubensgrund laut und deutlich bezeugt. Noch am letzten Tag hat sie ausgerufen: „Ach! wie gut ist's, daß alles auf lauter Gnade und Barmherzigkeit ankommt."

Die Väter des Bunzlauer Waisenhauses: Gottfried Zahn und die beiden Woltersdorfe. Gottfried Zahn (1705—1758) war ein armer, in der Jugend vernachläßigter Waisenknabe aus Bunzlau oder nächster Umgebung, der durch eine von Pastor Mäderjan in Tommendorf ausgehende Erweckung lebhaft erfaßt wurde und nun auch, schon im Jünglingsalter, seine mangelhaften Schulkenntnisse zu ergänzen eifrig bestrebt war. In Erinnerung an seine eigne Kindheit versuchte er hie und da Waisenkindern aufzuhelfen; als er jedoch Hausbesitzer in Bunzlau geworden, nähere Kunde von Franckes Stiftungen erhielt, da ließ es ihm keine Ruhe mehr, bis er etwas Ähnliches für seine Gegend ins Werk gesetzt hatte. Es ging freilich bis dahin noch durch gewaltige Tiefen. Als Zahn für seine eignen Kinder einen Lehrer nahm, ließ er andre Kinder an dem Unterricht teilnehmen; er erweiterte sein Haus durch

Anbauten in der stillen Hoffnung auf das Waisenhaus. Aber Mißgriffe, welche in seiner kleinen Schule gemacht worden waren, gaben seinen Feinden Anlaß, die Schließung derselben durchzusetzen, ja Zahn und sein Lehrer wurden ins Gefängnis geworfen. Am härtesten litt Zahn darunter, daß sein Beichtvater, der ältere Woltersdorf, mit großer Zurückhaltung seinem Vorhaben gegenüberstand und nur Schwierigkeiten sah, statt Hilfe leistete. — Als indessen Woltersdorf 20 Gulden zu dem Zweck gespendet wurden, sagte er sich: „Wenn der selige Francke durch 7 Gulden hat Mut bekommen können, eine Armenschule anzulegen, aus der eine so große Anstalt erwachsen ist, so werden 20 Gulden hier auch nicht vergeblich angewendet sein, zumal hier schon ein Haus und andre Vorteile vorhanden sind." Doch sagte er Zahn davon noch nichts und dieser versuchte sein Äußerstes. Er ward beim König vorstellig und wenn der auch nein sage, wolle er von seinem Plan lassen. Ein königlicher Befehl an den Magistrat zur Untersuchung der Sache brachte einen vollständigen Umschwung der Meinung hervor. Die Schule und eine Waisenanstalt in kleinstem Umfang durften eröffnet werden, 1754. Durch „Nachrichten", welche Woltersdorf herausgab, wurde die Kunde davon in weitere Kreise getragen und viele Beisteuern mit köstlichen Ermunterungen des Glaubens liefen ein. Die Anstalt wuchs; man nahm Waisenknaben unentgeltlich, Freischüler gegen geringe Zahlung, Pensionäre gegen Kostgeld von 12—30 Thalern jährlich auf. Bald mußte ein eignes Haus für die Anstalt errichtet werden und durch Krieg und Pest half Gott hindurch, ohne daß das Haus des Glaubens wesentlichen Schaden gelitten. — Nach dem Tod des Begründers wagte es Woltersdorf, der bisherige treue Berater, Amt und Mühen eines Waisenvaters ohne jede Entschädigung neben seinem Pastorat zu übernehmen. Der Mann war mehr wert als ein großes Stiftungskapital. Weithin stand er in Ansehn: in den erweckten Kreisen und bei den Behörden des Landes. Er handhabte eine geordnete Verwaltung, erweckte Teilnahme von allen Seiten, wendete der Anstalt viele Geschenke, Darlehen und Vermächtnisse zu. Eine feste Zucht, verbunden mit freundlicher Vermahnung zum Herrn, war der Grundton der Erziehung. Ein Gebetsgeist waltete im Hause, dessen Abendandachten bald von vielen Erwachsenen der Stadt und Umgegend besucht wurden. Der Unterricht war ein dreifacher: der humanistische bereitete für die Hochschule vor, der realistische für den höheren Bürgerstand, der elementare für das gewöhnliche Volksleben. — Woltersdorfs von Natur schwache Gesundheit erlag indessen bald der angestrengten Thätigkeit des Doppelamtes. Mit dem Wort: „Wenn man, Jesu, dich genießt, wird alles versüßt" starb er (1761). — Woltersdorfs jüngerer Bruder, bis dahin der Lehrer seiner Kinder, wurde der Nachfolger in beiden Ämtern. Er führte das Direktorat 40 Jahre in demselben Geist, auch in den Zeiten des Rationalismus, unbeirrt fort; Notzeiten und wunderbare Durchhilfen wechselten miteinander ab. Das beste Erbe der Anstalt aber war der Glaubensgeist ihrer Gründer, der, kurze Zeit ausgenommen, bis heute in ihr ununterbrochen gewaltet hat.

Joh. Aug. Urlsperger (1728—1806), Senior in Augsburg. Er war der Sohn von Samuel Urlsperger, der auf die ernste Mahnung

des auf Besuch in Stuttgart anwesenden A. H. Francke am Karfreitag 1718 vor dem versammelten, durch Sittenlosigkeit berüchtigten Hof eine solch einschneidende Predigt hielt, daß er des Herzogs Eberhard Ludwig höchste Ungnade sich zuzog und froh sein konnte, die Erlaubnis zur Auswanderung zu erhalten. Darauf wurde er Pfarrer und später Senior in Augsburg. Sein Sohn Joh. Aug. folgte ihm in Gesinnung und Amt. Ein gelehrter und scharfsinniger Mann, studierte er eifrig die Schrift, die lutherischen Väter und die freigeisterische Philosophie seiner Zeit. Aber aus dem ernsten Ringen mit den Mächten des Unglaubens ging er gestählt und der Wahrheit von ganzem Herzen zugethan hervor. Er schreibt: „Wenn die Neologie Wahrheit wäre, was sollte mich hindern, ihr beizutreten? Zu ihr würde ich mich bekennen, auch wenn ich dafür zehn Ämter verlieren sollte und das kümmerlichste Brot essen müßte! Denn es würde der Mühe sich lohnen; und Schande ist's, um Brotes willen heucheln und die Wahrheit verleugnen." Wir hören aus solchen Worten den Bekennermut seines Vaters. Er wurde in die Kämpfe des Glaubens wider den Unglauben hineingezogen. Dabei suchte er nach Bundesgenossen. Den Ungläubigen wollte er eine feste Schlachtordnung gläubiger Geistlicher und Laien entgegenstellen: einen Verein, dessen Mitglieder sich selbst im Glauben stärken und die Wahrheit gegen den Feind verteidigen sollten. Als Vorbild schwebte ihm dabei die 1698 in England begründete „Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntnis" sowie eine schwedische Gesellschaft mit ähnlichem Zweck vor. Urlsperger ward deren Mitglied und versuchte nun Ähnliches in Deutschland, Holland und der Schweiz zustande zu bringen. Er machte zu dem Zweck eine 16monatliche Reise. Man fand seinen Plan überall sehr schön, aber unausführbar. Erst gegen Ende der Reise, in Basel, fand er einen Boden für seine Gedanken. Die „Christentumsgesellschaft" wurde 1780 begründet. Allein sie war nicht ganz das, was Urlsperger beabsichtigt hatte. Sein Grundgedanke war in dem vollständigen Namen ausgeprägt: „Gesellschaft zur Beförderung reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit". Das erste war ihm Grund und Voraussetzung des zweiten. Die von ihm gewonnenen Teilhaber legten indessen fast nur auf die „wahre Gottseligkeit" Gewicht und glaubten dafür der „reinen Lehre" nicht so sehr zu bedürfen. Indessen wurden an verschiedenen Orten Zweigvereine begründet, eine Zeitschrift „Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligkeit", die noch heute besteht, herausgegeben. Auf verschiedenen Gebieten war man praktisch thätig. Aus der Christentumsgesellschaft gingen nach und nach hervor z. B. die Baseler Bibelgesellschaft, die Baseler Missionsgesellschaft, die Brüder- und Kinderanstalt in Beuggen, die Taubstummenanstalt in Riehen, die Pilgermission auf Krischona. Allmählich hat die Mutter alle Lebenskraft an die Töchter abgegeben, und jetzt ist fast nur noch der Name übrig. Je weniger aber der Verein reine Lehre ausdrücklich förderte, desto mehr fühlte sich Urlsperger persönlich dazu verpflichtet und versuchte es zu vollbringen durch Schriften und Reisen. Jedoch verhallte seine Stimme unter den erschütternden Ereignissen der Revolution und der Napoleonischen Zeit.

Johann Tobias Kießling (1743—1824), der Nürnberger

Kaufmann. Der Sohn eines frommen und namentlich auch dem Wohlthun gegen Arme ergebenen Elternhauses, hatte er doch seine eigentliche Erweckung zwei ernsten Christen aus der Diaspora Polens und Salzburgs zu verdanken. Reichlich hat er diesen ihm aus der Diaspora zugeflossenen Segen ihr wiedererstattet. In Nürnberg gehörte er dem Kreis von „Pietisten" an, welche sich um den Pfarrer Schöner sammelten. Zugleich aber war er auch Mitglied der „Christentumsgesellschaft". Seine Geschäftswege führten ihn 50 Jahre hindurch jährlich zweimal auf österreichische Märkte. Dabei lernte er die Notstände der zerstreuten Glaubensgenossen kennen. Und wie er in Nürnberg mit seinen zahlreichen Patenkindern eine Art Sonntagsschule hielt und im Einzelverkehr den Ernst und die Demut eines Christen mit rechtem Missionserfolg bewährte, so konnte er es auch nicht lassen, dem „österreichischen Zion" die hilfreiche Hand zu bieten. Aus seiner eignen Kasse, wie durch die ihm persönlich und als Mitglied der Christentumsgesellschaft offenstehenden und bis nach Amerika reichenden Verbindungen, beschaffte er die zu solcher Hilfe nötigen Mittel. Summen von Hunderten und Tausenden brachte er zusammen. Damit wurde der Armut gesteuert, wurden Kirchen-, Schul-, Pfarrhäuser gebaut, Orgeln angeschafft u. s. w. Sonderlich aber war es ihm um die Belebung des rechten Glaubens, Stärkung des rechten Geistes zu thun. Zu dem Zweck verbreitet er Bibeln und Schriften, empfiehlt tüchtige Pfarrer, weist auf sie hin und vermittelt ihre Wahl und Anstellung, empfängt und schreibt unzählige Briefe in allen diesen Angelegenheiten. Seine Marktbude war dabei „oft zu einem Heiligtum durch die lieben sich dort versammelnden Kinder Gottes gemacht worden". Und Martin Boos erzählt, daß er viel öfter als nötig bei Kießling Tintenpulver gekauft habe, „um Christum mitzukaufen". — Dies gesamte Wirken vollzog sich mit der größten Anspruchslosigkeit und Einfachheit. Der Abend seines Lebens war äußerlich trübe. Alter und Krankheit hinderte Kießling am Reisen, dazu verlor er sein ganzes Vermögen. Aber die Liebe ließ ihn nicht darben. Und wenn ihm auch trübe Erfahrungen auf seinem Arbeitsfeld nicht erspart blieben, die Freude und Erquickung überwog und sein Gebet und seine eifrige Feder rasteten nicht bis zum Ende.

Hans Nielsen Hauge (1771—1824). In Norwegen wie überall lastete auf der Kirche um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts der Glaubenstod des Rationalismus. Die erstorbenen Gebeine zum Leben zu erwecken, hatte sich Gott in jenem Land als ein Hauptwerkzeug den schlichten Bauer Hans Nielsen Hauge ersehen. Man hat ihn mit dem Propheten Amos, dem Rinderhirten von Thekoa, verglichen. Er war ein stiller Knabe, ein gesetzter Jüngling, dabei geistig angeregt, selbständig im Denken und Urteil, ein fleißiger Leser, am Mark der besten Erbauungsschriften (Luther, Arndt, Pontoppidan) sich nährend. Seine große Begabung für praktische Thätigkeit in Gewerbfleiß und Handel zog ihn andererseits auch nach der Seite der Welt, und er hatte manche ernste Kämpfe und Versuchungen zu bestehen. Doch gab ihm Gott Kraft und Gnade, sich durchzuringen. Und wie es zuweilen bei feurigen Naturen der Fall ist, er wußte einen bestimmten Tag zu nennen, wo es in gründ-

licher Bekehrung ein Neues mit ihm geworden sei. Indessen hatte er auch nachher noch manche schwere Stunde zu bestehen, bis das ihm aufgegangene Licht auch die einzelnen Gebiete des Glaubenslebens, z. B. die Lehre von der Gnadenwahl erhellte. — Sein nächstes Wirken nach außen bestand in gelegentlichen Gesprächsworten mit seiner Umgebung auf den Wegen seines Berufs über Gegenstände des Seelenheils, wozu Hauge eine besondere Gabe hatte: liebevoll und ernst, taktvoll und doch direkt aufs Ziel gehend. Sodann hielt er Erbauungsstunden in seines Vaters Haus und auf benachbarten Bauernhöfen und endlich suchte er auch durch Abfassung und Übersetzung von Schriften, die zum Teil zahlreiche Auflagen erlebten, die Wahrheit auszubreiten. Schon dadurch erweckte Hauge die Feindschaft der Weltmenschen, namentlich der meist ganz ungläubigen und weltförmigen Geistlichkeit. Aber die merkwürdige Bekehrungsgeschichte Taulers, welche ihm in dieser Zeit in die Hände fiel, machte ihn in seinem Beruf: zur Erweckung seines Volkes alles daranzusetzen, fest und gewiß. Von nun an trat er als Laienprediger auf, mit großem Erfolg, unter mannigfachen Beschwerden und tausend Anfeindungen. Mancherlei Mitarbeiter, nicht immer in der geistlichen Gesundheit ihres Vormannes einhergehend, halfen die Bewegung ausbreiten. Welche Anfeindungen er zu erdulden hatte, mag allein die Thatsache bekunden, daß man ihn zehnmal auf längere oder kürzere Zeit (das letzte Mal sogar 10 Jahre lang) ins Gefängnis setzte, aber jedesmal endeten die Gerichtsverhandlungen mit dem Zeugnis seiner Unschuld. Selbst unter Stockschlägen blieb er ruhig, geduldig und liebevoll gegen seine Beleidiger. Zwischen seinen Gefangenschaften war Hauge unausgesetzt in seinem irdischen Beruf, namentlich auch in industriellen Unternehmungen, sowie als Volksprediger und Schriftsteller thätig. Endlich nach der letzten Gefangenschaft war seine eiserne Körperkraft gebrochen, sein Geschäft über der langen notgedrungenen Vernachlässigung zu Grunde gerichtet und er damit zur Ruhe verurteilt. Er lebte auf einem Gut in der Nähe von Christiania, trat in die Ehe, wozu ihm früher sein Beruf keine Zeit gelassen, und als ihm seine erste Frau genommen wurde, verheiratete er sich zum zweitenmal. Unterdessen war in den kirchlichen Verhältnissen hauptsächlich mit durch sein Wirken ein Umschwung eingetreten und an seinem Lebensabend durfte er die Früchte seiner Arbeit und seines Leidens schauen.

Johann Friedrich Oberlin (1740—1826), Pfarrer im Steinthal (Elsaß). Er vereinigte in ähnlicher Weise wie Hauge christliche Innerlichkeit und praktische Begabung, nur daß er letztere noch weit unmittelbarer in den Dienst seiner sittlichen und geistlichen Ziele stellte. Schon in der Jugendzeit Oberlins sind die Spuren seiner Mannesarbeit zu finden. In dem weltabgeschiedenen Steinthal mit seinen verschiedenen Dörfern lebte ein hinter aller Kultur zurückgebliebenes, religiös verwahrlostes und sittlich rohes Volk, das der Vorgänger Oberlins, der treue Johann Stuber, auch auf keine wesentlich höhere Stufe hatte bringen können. Dazu war nun Oberlin ganz der von Gott begabte und ausgerüstete Mann: für seine Person höchst bedürfnislos, arbeitslustig, pünktlich, mit dem hellsten Blick und dem wärmsten Interesse für alle das irdische Wohl seiner Gemeinde berührenden Verhältnisse, doch immer den höchsten,

in der Seelen Seligkeit liegenden Zielen nachstrebend. Er wußte, daß es einen Grad von äußerer Verkommenheit giebt, bei welcher kein Mensch, am wenigsten eine ganze Gemeinde, der himmlischen Berufung nachleben kann. Er faßte deswegen die Hebung der Gemeinde innerlich und äußerlich zu gleicher Zeit an, verbesserte die Wege, führte Handwerke ein, hob Viehzucht, Garten- und Feldbau, richtete Sparkassen ein u. s. w., sorgte für regelmäßige und gute Schulbildung der Kinder, predigte Gottes Wort den Erwachsenen in der Kirche und trug es als treuer Seelsorger in die Häuser und an die Krankenbetten. Sein Vorgänger Stuber beriet ihn dabei namentlich nach der geistlichen Seite in den Anfangszeiten aufs beste, an seiner Frau, sowie an seiner Magd, Luise Scheppler, hatte er die treuesten Gehilfen. (Entstehung der Kleinkinderschule.) Der Feindschaft der Böswilligen in der Gemeinde, wie den Geboten und Schlingen der Revolutionshelden begegnete er mit Klugheit und Festigkeit. Mit reichem Erfolg gesegnet, unter vielfacher Anerkennung seines Werkes in der Nähe und Ferne, doch auch mit mancherlei Kreuzesspuren geziert, ging dieser Patriarch seiner Pfarrkinder in hohem Alter im Frieden heim.

Johannes Falk (1768—1826) aus Danzig, eines armen Perückenmachers Sohn, von Jugend auf von glühendem Wissensdurst und geistigem Streben erfüllt, konnte er doch nur durch die Wohlthaten anderer zum Studium gelangen. Die ihn unterstützten, sagten zu ihm: „Wenn dereinst, über kurz oder lang, ein armes Kind an deine Thüre klopft, so denke, wir sind's, die alten grauen Bürgermeister und Ratsherren von Danzig, die anklopfen, und weise sie nicht von deiner Thür." Er hat die Dankesschuld reichlich bezahlt. Zunächst zwar schien er auf ganz anderen Wegen zu wandeln. Er verließ das theologische Studium, wandte sich der Poesie zu, siedelte sich in Weimar an und ward von Wieland, Herder, Goethe freundlich aufgenommen. Namentlich kleinere Gedichte und Satiren verfaßte er und erwarb sich damit Anerkennung. In dem letzten seiner größeren Werke ist schon eine tiefere religiöse Anschauung zu merken, aber erst die Nöte des Volks und seines eigenen Lebens sollten ihn zum fröhlichen Schöpfen aus dem Quell alles Trostes und Friedens hinführen. In den Napoleonischen Zeiten trat er mit sich selbst vergessendem Eifer und erfinderischer Liebe, in amtlicher Stellung und auf privaten Wegen, in die Notstände des Volkes helfend ein. Seine Thür war der Zufluchtsort aller durch die Kriegsdrangsale Geschädigten in der Umgegend. Nun begründete er „die Gesellschaft der Freunde in der Not", deren Seele er war, und sammelte die verlassenen und verwahrlosten Kinder in der ersten Rettungsanstalt Deutschlands, dem „Lutherhof" zu Weimar. Der Missionsgedanke war dabei die Triebkraft. So schreibt er in einem Jahresbericht: „Der seit 11 Jahren verfolgte Hauptzweck unseres Vereins scheint eine Art Missionsgeschäft, eine Seelenrettung, eine Heidenbekehrung zu sein, aber nicht in Asien oder Afrika, sondern in unserer Mitte" u. s. w. „Er sucht Kriminal- und Zuchthaus um soviel Kandidaten wie möglich zu betrügen." Und die Mittel zu einer solchen Seelenrettung? „Wir schmieden alle unsere Ketten von inwendig", sagt er in einem Briefe. Wie Eltern nicht nötig hätten, ihre Kinder durch Schloß und Riegel zurückzuhalten, so bedürfe auch er solcher

Mittel nicht. Die Liebe sei es, die alles überwinde, d. h. eine aus dem Glauben geborene Liebe. Die eigentliche Anstalt war von mancherlei freien Zweigen der Wirksamkeit umgeben: Unterbringung von Kindern in Familien, Unterstützung von Studenten, Handwerker-Sonntagsschule, Näh-, Spinn- und Strickschule u. s. w. Besonders wurde Musik und Gesang gepflegt und auch Falk stellte seine Dichtergabe in den Dienst Gottes und der Kindererziehung. Ein weiteres Erziehungsmittel war die Arbeit. Alle unendlich schweren Heimsuchungen, die ihn persönlich trafen, der Tod eines seiner Kinder nach dem anderen, öffneten ihm und seiner gleichgesinnten Frau nur noch mehr das Herz für Leid und Trübsal Fremder. Joh. Falk lebt heute noch fort in so manchen seiner schönen geistlichen Lieder („O du fröhliche", „Wie mit grimm'gem Unverstand").

Johann Heinrich Pestalozzi (1746—1827), der Reformator der modernen Pädagogik und Vater des Rettungshauswesens, ist in Zürich als der Sohn eines Arztes geboren. Er studierte Theologie, aber bei den ersten Predigtversuchen passierte ihm jedesmal irgend ein Ungeschick. Auch in die Thätigkeit eines Juristen konnte er sich nicht finden. So kaufte er in Aargau den Neuhof, um durch eine Musterwirtschaft dem Volk ein Vorbild würdiger Existenz zu geben. Zu diesem Unternehmen fehlte ihm nun erst recht jede Befähigung, es ging alles rückwärts statt vorwärts.

Nun errichtete er 1775 auf dem Neuhof, um seine Volksbeglückungspläne zu verwirklichen, eine Armen-Erziehungsanstalt. Doch nach fünf Jahren voll unsäglicher Müh' und Not mußte er die Anstalt schließen. Es scheiterte eben alles an Pestalozzis mangelndem praktischen Geschick, seiner, wie er selbst sagt, „unübertrefflichen Regierungsunfähigkeit".

Dagegen barg er in seinem Innern eine reiche Welt des Geistes und der Liebe. Diese ergoß er nun in eine Reihe von Schriften, die, formell oft unvollkommen (Pestalozzi lernte z. B. sein lebenlang nicht orthographisch schreiben), einen Weit- und Tiefblick und eine Fülle des Gemüts offenbarten, die in Erstaunen setzten. „Lienhard und Gertrud" ist unter diesen Büchern das bekannteste und beste. Seine äußeren Verhältnisse blieben dabei fortwährend höchst traurige.

Endlich im Jahre 1798 erschloß sich ihm wieder ein Feld thätigen Liebesdienstes. In den Revolutionswirren seiner schweizerischen Heimat war Stanz in Unterwalden verbrannt und viele Menschenleben geopfert. Das Elend der verlassenen Kinder war unbeschreiblich. Pestalozzi sammelte 80 derselben in den Trümmern eines Klosters und war ihnen alles in allem, Vater, Lehrer, Magd. Hier konnte er seiner brennenden Liebe zum Elend genugthun — freilich geschah auch dies auf seine absonderliche Weise. Bald machten die Franzosen der Sache ein Ende; sie verwandelten das Kloster in ein Lazarett.

Jetzt bat sich Pestalozzi eine recht verwahrloste Schule aus, wo er ohne Gehalt arbeiten wollte. Sie wurde ihm 1799 in Burgdorf zu teil. Allein seine Lehrweise wich so sehr von der gewöhnlichen ab, daß eine Untersuchungskommission erschien — die allerdings fand, daß Pestalozzi Außerordentliches in der geistigen Entwicklung der Kinder geleistet habe. — Nun errichtete er in Gemeinschaft mit andern eine Privaterziehungsanstalt im Schloß zu Burgdorf. Obwohl auch diese Anstalt bald ihren Wohnort durch poli-

tische Veränderungen verlor, so hatte unterdessen doch Pestalozzi zur Entwicklung und Erprobung seiner Methode und zu ihrer Darstellung in Schriften Zeit und Gelegenheit gefunden, so daß man bereits in weiten Kreisen auf ihn aufmerksam geworden war und viele ihn aufsuchten, sich an Ort und Stelle zu instruieren. Es ist hier nicht der Ort, Pestalozzis rein pädagogische Verdienste darzulegen und zu würdigen. Doch die Folge derselben war, daß man ihm einen anderen Aufenthalt anbot, erst in Münchenbuchsee, wo er eine Zeit lang mit Fellenberg gemeinsam arbeitete, dann in Ifferten. Nun wurde seine Anstalt ein Erziehungsinstitut für Kinder wohlhabender Eltern und ein Wallfahrtsort pädagogischer Jünger aus allen Ländern und Weltteilen, — und damit fallen die späteren Ereignisse aus dem Rahmen dieser Darstellung. Seine Erziehungsthätigkeit litt vor allem an seiner eigenen religiösen Zerfahrenheit, an seinem völligen Mangel an der Gabe der Leitung, sowie überhaupt jeder Korrektheit des Thuns; aber sie war erfüllt von großen Gedanken und einer brennenden Liebe. — Als Pestalozzi gegen das Ende seines Lebens die Zellersche Anstalt in Beuggen besuchte und sah, was der Geist des Glaubens und christlicher Zucht zuwege gebracht, rief er aus: „Das ist's, das ist's, was ich gewollt habe."

§ 8. Innere Mission in der Neuzeit.

(Etwa 1825 bis jetzt.)

In betreff der Liebesthätigkeit, deren Verlauf wir bisher in ihren Grundzügen verfolgt haben, hat die Gegenwart, dem in ihr lebendigen geschichtlichen Zug folgend, eine **Zusammenfassung** des Ertrags der Vergangenheit versucht. So finden wir die Hauptrichtungen der früheren Barmherzigkeitsübung in der Gegenwart sämtlich vertreten: die Gemeindepflege der apostolischen Zeit, der Märtyrer- und der Reichskirche sowie der Reformation, das Anstaltswesen der Reichskirche, des Mittelalters und des Pietismus, das Genossenschafts- und Vereinswesen, welches sich in allen Hauptperioden der Geschichte der Kirche irgendwie findet. Letzteres besitzen wir wesentlich in der durch den Pietismus (resp. die Reformation) angebahnten Form: als Gemeinschaft von Gesinnungsgenossen für bestimmte Zwecke. Diese Form ist deshalb notwendig, weil es diese verschiedenen Elemente noch zu keinem klaren, geordneten, einigermaßen übereinstimmend geregelten Verhältnis zur äußerlich verfaßten Kirche gebracht haben. Damit hängt der weitere Mangel zusammen, daß sehr viele dieser Bestrebungen nur nebeneinander bestehen und das „Getrennt-Marschieren" hindert in diesem Fall oft das „Vereint-Schlagen". Indessen darf gesagt werden, daß Kirche und Liebesthätigkeit einander suchen. Es ist Aufgabe aller Beteiligten, eine gesunde Einigung beider zu befördern.

Eine zweite Eigentümlichkeit der Liebesarbeit in der Gegenwart ist die Verbindung derselben mit den beiden Strömungen, welche bis dahin ihren besonderen Lauf durch die Geschichte der Kirche genommen haben, den Reformbestrebungen und der freien Wortverkündigung. Daraus ist die geschichtliche Erscheinung erwachsen, die wir **„innere Mission"** nennen.

Als ein dritter Charakterzug der Gegenwart auf unserm Gebiet sind die **humanitären Bestrebungen** zu bezeichnen. Die Geschichte lehrt, daß das vorchristliche und außerchristliche Heidentum keine Liebesthätigkeit kennt. Alles, was diesen Namen verdient, hat seine Wurzeln im Evangelium oder dessen Vorstufe im Alten Testament. Mag der einzelne sich noch so wenig dessen bewußt sein, ja sich dagegen wehren: alle wahre Liebesübung ist eine Verwirklichung christlicher Grundsätze. Aber mit der seit der „Aufklärungszeit" versuchten, und mehr oder weniger gelungenen Lockerung der Verbindung des öffentlichen und privaten Lebens mit dem Christentum und der Kirche hat man es auch auf unserm Gebiet unternommen, die Blüte und Frucht der Liebesthätigkeit von ihrer Wurzel in Christo zu lösen resp. diesen Zusammenhang zu verdecken und seine Spuren zu verwischen. Die Gradunterschiede und Stufen der Ablösung sind indessen außerordentlich zahlreich und die Verschiedenheit der einzelnen Fälle nicht mit einem Urteil zu umspannen.

Bei der Aufzählung der Persönlichkeiten beschränken wir uns auf diejenigen der christlichen Liebesthätigkeit, d. h. der inneren Mission. Wir unterscheiden

a. die Vorläufer, b. die Hauptbegründer (Wichern, Fliedner, Löhe), c. deren Mit- und Nacharbeiter.

Christian Heinrich Zeller (1779—1860). Von Geburt ein Württemberger, schmeckte er in seiner Jugend die Härte und Roheit der damaligen Schulzucht, blieb aber bei „Schweiß, Thränen, Schlägen und Anstrengung" unverbittert und unverführt. Nach dem Willen seines Vaters studierte er Rechtsgelehrsamkeit, nahm dann aber eine Hauslehrerstelle an. Das war die Brücke zur Vorsteherschaft an einer Privatschule in St. Gallen und zur Schulinspektorsstelle in Zofingen. Während seiner dortigen Wirksamkeit ward ihm das Heil in Christo zum lebendigen und bewußten Besitz, und damit beginnt die Ernte der schon in sein Jugendleben ausgestreuten Gottessaat. Ein einfacher Handwerker, der nicht einmal schreiben konnte, war ihm in dieser Zeit zu großem Segen. Aber erst in Beuggen sollten Zellers Natur- und Gnadengaben zu völlig freier Entfaltung kommen. — Beuggen ist ein Schloß des ehemaligen Deutschritterordens in Baden, nahe bei Basel. Der Anstaltenvater Spittler regte die Begründung einer „freiwilligen Armenschullehreranstalt" an, wozu sich das dortige Anwesen trefflich eignete, und Zeller ward als Inspektor berufen. Den Einziehenden grüßte die Inschrift: „Willkommen, Bruder, erbaue die Anstalt auf dem Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist!" Die 40jährige Thätigkeit Zellers war die Ausführung dieses Programms. Mit weiser Selbstbeschränkung widmete sich Zeller bei tiefstem Interesse für alle Reichsgottesarbeit nur seiner besondern Aufgabe, stellte alle seine Kräfte, Studien u. s. w. in deren Dienst. Dabei hielt er sich auch in betreff der Aufgabe herunter zu den Niedrigen, wollte nur Lehrer für Elementarschulen und zwar für Armenschulen bilden, genügsame demütige Leute, verschmähte deshalb auch alle pädagogischen Hochflüge. „Zellers Größe," sagte sein Leichenredner, Professor Auberlen, „bestand darin, daß er klein blieb." In dem kleinen Kreis aber wirkte er tief und gründlich. Pestalozzi hatte recht, wenn er

beim Besuch der Anstalt und beim Blick in Zellers Wirksamkeit öfters vor sich hin sagte: „Ungeheure Kraft!“ — In seinem Wirken wurde er durch seine treffliche, gleichgesinnte Frau, später auch von mehreren seiner Söhne unterstützt. Den Ertrag seiner Thätigkeit legte er nieder in den „Lehren der Erfahrung“, und im „Monatsblatt von Beuggen“ unterhielt er die Verbindung zwischen der Anstalt und der um sie gesammelten Gemeinde.

Christian Friedrich Spittler (1782—1867), gleichfalls Württemberger. Er stand auf den Anfangsstufen der Laufbahn eines Verwaltungsbeamten (Schreibers), als er nach Basel berufen wurde, um zuerst als Gehilfe, dann in selbständiger Stellung an den Arbeiten der Christentumsgesellschaft mitzuwirken. Er besaß weder Gelehrsamkeit, noch Redefertigkeit oder sonst hohe Geistesgaben, aber eine unermüdliche Arbeitslust, erfinderische Liebe, Kraft der Anregung und Klugheit innerhalb des verhältnismäßig engen Kreises seiner unmittelbaren Erfahrung. Ferne Länder, fremde Kulturzustände waren ihm unbekannt. So waren auch seine Maßregeln, Pläne, Einrichtungen für Unternehmungen im heiligen Land, Ägypten 2c. oft den Verhältnissen nicht angemessen. Überhaupt war nicht Leitung, sondern Anregung seine Stärke. Darin hat er allerdings das Menschenmögliche geleistet. Es seien nur folgende größere Unternehmungen genannt: die Baseler Missionsanstalt, die Beuggener Anstalt, Anstalten für Juden und Griechen, die sog. Pilgermission (Apostelstraße von Jerusalem bis Abessynien), Taubstummenanstalt in Riehen, Krischonaanstalt, die Pfingstweideanstalt, die Riehener Diakonissenanstalt, „freiwillige Zwangsarbeitsanstalt“ auf dem Maienbühl. Daneben war er in unzählige Bestrebungen anderer verflochten und in Personal- und Zeitnöten aller Art hilfreich, und trieb privatim ein buchhändlerisches und kaufmännisches Geschäft. Ein notwendiges Gegengewicht gegen die zerstreuende Vielgeschäftigkeit seiner Arbeit war Spittlers Gebets- und Glaubensleben, welches neben der heiligen Schrift seine Nahrung aus dem Württembergischen Konfirmandenbüchlein schöpfte.

Hans Ernst Freiherr von Kottwitz (1757—1843), auf einem Familiengut in Schlesien geboren, in seiner Jugend als Page Friedrichs d. Gr. und Offizier dem Welttreiben ergeben, wird ihm durch die Brüdergemeinde der Sinn fürs Ewige erschlossen. Das Gepräge dieser Gemeinde ist ihm sein lebenlang eigen geblieben; das unermüdliche Betonen einiger Kernwahrheiten und den Zug zur Not des Volks dürfen wir wohl auch dahin zählen. Der Not des Volkes nahm er sich, neben vielfacher Einzelwohlthätigkeit, hauptsächlich durch industrielle Unternehmungen in Schlesien (wobei es zuweilen gewaltig durchs Gedränge ging) und durch die „freiwillige Beschäftigungsanstalt“ in Berlin an. Durch die Zeitverhältnisse wurden 1806 viele Arbeiter brotlos. Kottwitz sammelte deren Hunderte in den Räumen einer Kaserne, gab ihnen Arbeit, damit Brot und teilte ihnen das Brot des Lebens dazu aus. Jahrzehntelang wohnte er unter den Armen, ihnen predigend durch Wort und Wandel. Später wurde bei veränderten Verhältnissen die Anstalt von der Stadt übernommen, Kottwitz aber blieb bis an seinen Tod in seiner Wohnung und die Seele des Ganzen. — Neben dieser Armenfürsorge

ging aber, mannigfach mit ihr verbunden, eine anregende Wirkung auf viele einzelne, in der Folge selbst thätig in die Geschicke der Zeit eingreifende Persönlichkeiten her. Er war der „Patriarch" dieses Kreises. Es seien nur einige Männer genannt, denen er zu besonderem Segen wurde: Tholuck, Otto v. Gerlach, Neander, Stier, Wichern. Charakteristisch für seine Weise ist ein Gespräch mit Fichte. Der Philosoph äußerte: „Das Kind betet! der Mann will!" „Herr Professor," antwortete Kottwitz, „ich habe 600 arme Leute zu versorgen und weiß oft nicht, woher ich das Brot für sie nehmen soll, da weiß ich mir denn nicht anders zu helfen, als indem ich bete." Fichte verstummte einen Augenblick — Thränen rollten ihm über die Wangen und er sprach: „Ja, lieber Baron, dahin reicht meine Philosophie nicht". — Sein Wahlspruch war: „Bleibe gern unbekannt!"

Graf Adelbert von der Recke-Volmarstein (1791—1878). In die Schicksale seiner elterlichen Familie sowie seiner eigenen Jugend sind die Spuren der Napoleonischen Kriegsnöte tief eingegraben. Diese Kriegsnöte gaben auch die Anregung zur Gründung der Rettungsanstalt in Overdyk (Westfalen). Als die Räume zu eng wurden, kaufte der junge Graf im Glauben an Gottes Durchhilfe das Trappistenkloster Düsselthal bei Düsseldorf: große, massive Gebäude, weite Ländereien, ein sehr geeigneter Ort für solche Zwecke. An Gräfin Mathilde von Pfeil fand er eine Gemahlin, welche mit Freuden auf seine Reichsgottesarbeiten einging. Eine solche Gehilfin hatte er aber auch unter den Schwierigkeiten und Arbeiten, welche die Anstalten ihm auferlegten, nötig. Bei dem reinsten Streben fehlte es nicht an Mißgriffen, der Graf mußte oft sein Vertrauen betrogen und mit Undank belohnt sehen. Aber immer wieder kamen wunderbare Durchhilfen. Daneben benutzte der Graf Stand und Stellung, um hohe Persönlichkeiten für seine Werke zu interessieren. Auch zur Erneuerung des Diakonissenamtes gab er eine Anregung, und machte einen Versuch mit Fürsorge für Proselyten aus Israel. Nach Verlauf von 25 Jahren fühlte sich der Graf der Überlast der Arbeit und Sorgen nicht mehr gewachsen, zumal auch seine Körperkraft erschüttert war. Er übergab seine Anstalten einem Kuratorium und siedelte nach Craschnitz in Schlesien über. Er hatte das Versprechen gegeben, in Craschnitz nicht wieder ähnliche Anstalten zu gründen, um Düsselthal nicht die Gaben der Freunde zu entziehen. So beschränkte er sich zunächst neben der Verwaltung seiner Güter darauf, durch industrielle Unternehmungen (Zuckerfabrik, Seidenraupenzucht) in die Verhältnisse der Bevölkerung der Umgegend förderlich einzugreifen. Namentlich diente er in Gemeinschaft mit seiner Frau vielen durch ärztlichen Rat, wobei ihm die berufsmäßig betriebenen medizinischen Studien seiner Jugendzeit sehr zu statten kamen. Als jedoch Düsselthal durch Verkauf von Ländereien zu Bauplätzen aus seinen finanziellen Nöten befreit war, ließ sich der Graf jenes Versprechens entbinden und errichtete, schon 70jährig, das Samariter-Ordensstift, eine große Blöden- und Epileptischen-Anstalt in Verbindung mit einem Diakonissenhaus (dem neuerdings noch der Anfang eines Diakonenhauses hinzugefügt ist). In diesen Anstalten war er thätig, bis ihn Gott nach einem Leben, reich an Liebe und Arbeit, in hohem Alter heimholte.

Thomas Chalmers (1780—1847), einer schottischen Bürgerfamilie entstammend, studierte neben Theologie ebenso gründlich Mathematik, Nationalökonomie und andere Fächer allgemeiner Bildung, wurde Pastor und Professor, stellte aber alle seine Gaben und Kräfte in den Dienst der praktischen Arbeit der Kirche und des Volkswohls. Seine Gedanken über Armenpflege suchte er zuerst als Pfarrer der St. Johnskirche in Glasgow zu verwirklichen. Das staatlich anerkannte Recht der Armen auf Unterstützung bestritt Chalmers, machte es aber der kirchlichen Gemeinde zur Liebespflicht, für die Armen zu sorgen. Jedes Kirchspiel soll in kleine Bezirke geteilt werden, in denen Diakonen sich einer beschränkten Anzahl Bedürftiger helfend und erziehlich annehmen. Verwandte und Nachbarn oder einzelne Wohlthäter sollen zur Hilfe herangezogen werden; erst wenn das nicht ausreicht, soll man kirchliche Gelder verwenden. Der Staat soll nur bei allgemeinen Landesnöten oder wo die Selbstthätigkeit beschränkt oder aufgehoben ist, z. B. bei Blindheit, Wahnsinn, durch ständige Anstalten zu Hilfe kommen. Das Ziel sei, daß die verwahrlosten und empfangenden selbst thätige Mitglieder der Kirche werden. Dies höchste Ziel werde nur bei wenigen erreicht werden. Bei den meisten müsse man sich mit einer bürgerlich ordentlichen Haltung begnügen. Diese Grundsätze hatten unter Chalmers' Leitung außerordentlichen Erfolg. Später wurde Chalmers, wie er ein eifriger Staatskirchenmann gewesen war, bei veränderten Verhältnissen und als der Staat sich in innerkirchliche Fragen mischte, der begeisterte Führer der freikirchlichen Bewegung. — Nachdem er somit auf Ersatz der bürgerlichen Armenpflege durch die kirchliche verzichten mußte, trat er nun für eine freie, die bürgerliche ergänzende Liebesthätigkeit ein. „Sein Gedanke war, daß diese innere Mission je in Bezirken von etwa 400 Proletarierfamilien durch etwa 20 christliche Männer und Frauen, die in den Bezirk sich teilen, unter einem besonderen Prediger mit einem besonderen gottesdienstlichen Lokal geübt werden möge; auch eine Schule sollte errichtet, ein Stadtmissionar beigezogen werden. Christliche Freunde sollten die für den Anfang nötigen Mittel beisteuern, dann aber sollte dahin gestrebt werden, daß die Armen selbst, wie zu sittlicher Energie und christlichem Leben, so auch zu eigenen Beiträgen angeregt würden. Auf diese Weise fing Chalmers selbst seit 1844 in einem der verwahrlosesten Stadtteile Edinburgs, dem Westportdistrikte, zu arbeiten an. Er eröffnete dort den ersten Gottesdienst im Speicher eines Lohgerbers; nach vier Jahren war eine Gemeinde von etwa 500 Kommunikanten gesammelt und aus ihrer eigenen Mitte wurde Geld zum Gehalt für einen Geistlichen aufgebracht." Die übrige weitgreifende Thätigkeit Chalmers gehört nicht hierher. Bis zu seinem Ende stand er in voller geistiger Kraft. Sein Wahlspruch war: „Je einfältiger und kindlicher, desto besser."

Elisabeth Fry, geb. Gurney (1780—1845). In ihrer Jugend empfand sie einen starken Zug zum weltlichen Wesen, dem sie nicht immer widerstand. Die Predigt eines amerikanischen Quäkers rief in ihr die Entscheidung für den Herrn hervor. Sie schloß sich nun förmlich der „Gemeinschaft der Freunde" an, deren Glieder auch ihre Eltern waren. Nach der Heirat mit dem Londoner Kaufmann Fry gehörte ihr Leben zuerst

ihrer zahlreichen Familie (11 Kinder). Indessen blieb doch ihr Blick auf die Reichsgottesarbeit gerichtet. Ihr Bruder Joseph Gurney und ihr Schwager Buxton kämpften mit Wilberforce für Befreiung der Sklaven. Auf ihrem Landsitz übte sie ausgedehnte Wohlthätigkeit. Eine Berufung der Gemeinde zum „Zeugen des Worts" bahnte ihr den Weg zu öffentlicher Rede. Dies alles war die Vorbereitung für ihren eigentlichen Beruf. — Ins Jahr 1813 fällt der denkwürdige erste Besuch im großen Gefängnis zu Newgate in London. Die Bilder des Zustandes der Verwilderung, welcher unter den 300 Weibern daselbst herrscht, lassen sie nicht mehr los. Sie gründet einen Frauenbesuchsverein, dessen thätigstes Mitglied sie ist, ihr Wort und Gebet hat merkwürdigen Einfluß auf die verwilderten Gemüter. Durch ihr Beispiel und ihr Wort entflammt, entsteht eine Bewegung für Besserung der Gefängniszustände, der selbst Behörden und Parlament sich nicht entziehen können. So wirkt Elisabeth Fry etwa 20 Jahre in England, Schottland, Irland. Sie erwartete das Heil der Seelen allein von dem den Gefangenen nahe gebrachten Wort. Aber damit dies wirksam werden könne, bedürfen die gesamten Gefängniszustände einer Reformation. Sie forderte „Trennung der Männer und Frauen in besondere Gefängnisse, für die weiblichen Gefangenen ausschließlich weibliche Aufsicht, die in christlichem Geiste geführt werden müsse, zweckmäßige Beschäftigung und eine Klassenabteilung, in welcher die Gefangenen selbst für die Überwachung und Handhabung der Ordnung mit verantwortlich gemacht werden sollten; ferner Unterricht in besonderen Gefängnisschulen und vor allem den Besuch von dazu verbundenen und autorisierten Frauen". Nach und nach wurden die Wünsche Thatsachen. Außerordentlicher Erfolg krönte die Arbeit der Gefängnisreform. „Die Zahl der Rückfälligen hatte sich in Newgate schon in den Jahren 1818—1822 um 40 vom Hundert vermindert, und der Abnahme der Zahl der Rückfälle folgte eine Verminderung der Verbrecherinnen von sieben zu eins." — Auf verschiedenen anderen Gebieten der christlichen Liebesthätigkeit (für Hirten und Schiffer, Dienstboten, in Teuerungsjahren, für Armenhäuser und Irrenanstalten, Verbreitung von Bibeln und Schriften ꝛc.) war Elisabeth Fry gleichfalls thätig, jedoch nirgends so nachhaltig gesegnet wie im Gefängniswesen. Bitten vom Kontinent folgend, machte sie von 1837—1843 fünf verschiedene Reisen nach Frankreich, Niederlande, Schweiz, Deutschland, Dänemark, immer für die eine Sache wirkend. Unter den in Deutschland von ihr angeregten Männern sind hauptsächlich Friedrich Wilhelm IV., Bunsen, Fliedner, Wichern zu nennen. Ihr Wahlspruch war: „Barmherzigkeit mit der Seele ist die Seele der Barmherzigkeit."

Amalie Sieveking (1794—1859), die „Hamburger Tabea" genannt. Sie verlor ziemlich früh ihre Eltern und brachte deshalb ihre Jugend bei einem Fräulein Dimpfel zu, deren Nichten sie unterrichtete. Damit begann sie eine Thätigkeit, die sie bei den Töchtern zahlreicher Hamburger Familien zeitlebens fortsetzte. Später wohnte sie 28 Jahre lang bei einer Frau Brunnemann, einer verwitweten Verwandtin ihrer Mutter, die ihr eine mütterliche Freundin war. Der Tod eines Bruders, Thomas a Kempis, die Bibel, Franckes Vorrede dazu bezeichnen Stufen

auf dem Wege ihrer inneren Entwicklung vom Rationalismus zum Glauben. — Der neuerwachte Glaube in der Kirche, der Wunsch, dem alleinstehenden Frauenzimmer einen würdigen Lebensinhalt zu bieten, ließ in ihr um 1823 den Gedanken an Gründung einer protestantischen Barmherzigen Schwesterschaft entstehen. Männer wie Professor Hartmann in Hamburg, der damals in Altona weilende Goßner billigten den Plan, letzterer riet aber zum Warten. Da brachte ihr 1831 die in Hamburg auftretende Cholera die Gelegenheit, mit ihren Gedanken hervorzutreten. Sie erließ einen Aufruf an Gleichgesinnte, sich mit ihr zur Pflege der Cholerakranken zu verbinden, und als sich niemand meldete, legte sie allein Hand ans Werk, ward Wärterin, dann Oberaufseherin im Choleraspital. Dieser Schritt eroberte ihr mit einmal die Achtung und das Vertrauen weiter Kreise ihrer Vaterstadt. Sie rief statt einer Barmherzigen Schwesterschaft 1832 einen „weiblichen Verein für Armen- und Krankenpflege" ins Leben, der noch besteht und das Vorbild vieler ähnlicher Vereine im deutschen Vaterlande wurde. Obwohl sie später mehrmals Aufforderungen hatte, dem durch Fliedner neuerstandenen Diakonissenwerk, das man als die Verwirklichung des lebenskräftigen Teils ihrer Pläne ansehen kann, sich zu widmen, so konnte sie sich doch nicht zum Aufgeben der ihr liebgewordenen Thätigkeit entschließen. Charakteristisch ist auch ihr Wunsch: in einem Sarg mit flachem Deckel, wie damals die Armen begraben wurden, beerdigt zu werden, um dadurch das Vorurteil gegen diese Beerdigungsweise bei den Armen zu bekämpfen. Dem Wunsch wurde entsprochen.

Johannes Evangelist Goßner (1773—1858). In ihm vereinigte sich die Liebe zur äußeren mit der zur inneren Mission. Er hatte einen sehr bewegten Lebensgang. Der Sohn katholischer Eltern aus dem bayerischen Schwaben, ein Schüler Sailers, ein Freund von Boos, ein Vikar Fenebergs, wurde er von dem evangelisch gerichteten Glaubensleben dieser katholischen Zeugen so erfaßt, daß er das Feuer in seiner Brust nicht bergen konnte. Aber als es in Schrift- und Wortzeugnis hinausleuchtete, erfuhr er die Feindschaft der Jesuiten. Von einem Ort, wo er festen Fuß gefaßt hatte, vertrieben sie ihn zum andern. So kam er nach Augsburg, Dirlewang, München, Düsseldorf, St. Petersburg und von dort, nachdem er in Schlesien zur evangelischen Kirche übergetreten war, nach Berlin. Doch hier hielt es ihm schwer, Boden zu gewinnen. Seiner frischen Glaubenspredigt war die rostige Bureaukratie sowie der Neid mancher Kollegen entgegen. Endlich wurde er als Nachfolger Jänickes Pastor an der Bethlehems-Kirche und eine zahlreiche Zuhörerschaft sammelte sich um seine Kanzel. Hier wirkte er 17 Jahre lang, um dann ganz den Unternehmungen kirchlicher Freithätigkeit sich hinzugeben, die er schon früher begonnen, so, neben der Heidenmission, hauptsächlich der Leitung eines Frauenkrankenvereins, aus welchem bald das Elisabeth-Krankenhaus hervorwuchs. Hier wurden christliche Krankenpflegerinnen ausgebildet, wobei ihm die barmherzigen Schwestern der katholischen Kirche sowie Amalie Sievekings Pläne vorschweben mochten. Ohne Zuthun seinerseits, ja vielleicht wider seine innerste Absicht, nahm das Haus indessen je länger desto mehr den Charakter eines Diakonissen-

hauses nach Fliednerscher Weise an. Bei Goßners eigentümlichem Lebensgang ist es begreiflich, daß er zu sehr alles von persönlichen Einflüssen und Antrieben abhängig sein ließ. Institutionen — die ihn freilich stets gehindert hatten — unterschätzte er. Das zeigte sich nach seinem Abscheiden. Es fehlten die weiter führenden Einrichtungen und die tragenden Kräfte. Doch besteht heute noch sowohl das Missionshaus, wie das Elisabeth-Krankenhaus im Segen, nachdem die Organisation anderer ähnlicher Anstalten auch hier eingeführt ist.

Christian Gottlob Barth (1799—1862). In ihm begegnet sich, wie bei Goßner, das Interesse für äußere und innere Mission. Aus einem Stuttgarter Pietistenhaus entstammend, beweglichen Geistes, viel lesend, von allen Seiten Anregungen in sich aufnehmend, spürte er auch schon überaus früh den Drang zu geistiger Produktion, schrieb 10jährig eine biblische Geschichte in 20 Exemplaren, die er mit Bildern schmückte und an Schulgenossen verschenkte, übte sich im Erfinden von Geschichten, gab als Student mehrere Broschüren heraus, um in die kirchlichen Bewegungen seiner Heimat einzugreifen, was ihm aber manche heilsame Demütigung eintrug. Seinem Wunsch, Missionar zu werden, wehrte der Einspruch seiner Mutter. Nach mehreren Vikariatsstellen und einer großen Reise nach Norddeutschland, Holland, Elsaß erhielt er als erstes festes Amt die Pfarrei Möttlingen bei Calw und entfaltete hier eine äußerst rege Thätigkeit in Predigt und seelsorgerlichem Verkehr, im Missionsverein zu Calw und für das Rettungshaus in Stammheim; daneben Verkehr mit geistverwandten Amtsbrüdern und Schriftstellerei (Mitarbeit an Brands Schullehrerbibel, Armer Heinrich 2c., Süddeutsche Originalien). — Allmählich nahm indessen die freie Thätigkeit neben der amtlichen zu, auch stellte sich körperliches Leiden ein, so daß er auf sein Amt verzichtete und ganz den allgemeinen Reichsgottesarbeiten, namentlich dem 1833 gegründeten Calwer Verlagsverein, lebte. — Einen Ruf, Inspektor am Basler Missionshaus zu werden, lehnte er ab. Aber sein wärmstes Interesse gehörte der Mission. Ihr diente er durch Vorträge und Predigten an Festen und Versammlungen, durch Korrespondenz mit Missionaren, durch sein Missionsblatt, durch Aufnahme von Missionsschriften unter die Werke des Verlagsvereins. Zur Erweiterung seines Gesichtskreises und Anknüpfung fruchtbarer Verbindungen unternahm er weite Reisen, namentlich nach England. Die dadurch geförderte nähere Einsicht in das Wirken der Londoner Traktatgesellschaft kam auch dem zweiten Lebenswerk, dem Verlagsverein, zu gute. Der Grund zu demselben war durch eine Bearbeitung der biblischen Geschichte gelegt, die schon 1877 die 239. Auflage erlebt hat und in viele Sprachen übersetzt wurde. Daran schloß sich die Kirchengeschichte, die Monatsschrift „Jugendblätter", allerlei biblische Handbücher: Geographie, Naturgeschichte, Altertümer 2c., das Handbuch der Bibelerklärung u. s. w., zu welchen Unternehmungen er tüchtige Mitarbeiter zu gewinnen wußte. — In dieser aufreibenden Thätigkeit, die durch eine höchst ausgebreitete Korrespondenz und viele Besuche vermehrt wurde, war ihm die gelegentliche Sonntagspredigt auf der Kanzel eines Freundes eine Erholung. — Barth blieb unverheiratet. — Der originelle Mann mit seinem einschneidenden, gemütvollen Wort, schlagfertigen Witz

und unerschöpflicher Arbeitslust war in den Jahren seiner Kraft eine der bekanntesten und anregendsten Persönlichkeiten der christlichen Kreise Süddeutschlands.

Johann Hinrich Wichern (1808—1881). Das Leben des „Vaters der inneren Mission" zeigt drei Perioden mit verschiedenem Gepräge, doch alle vom Dienst der einen Sache erfüllt.

Die Jugend oder die Zeit der Zurichtung für seinen besondern Beruf. Wichern ist in kleinbürgerlichen Verhältnissen aufgewachsen. Der Druck der Franzosenherrschaft griff in seine Kindheit spürbar hinein; den Vater verlor er früh, er mußte als Schüler durch Privatstunden zum Unterhalt der Familie mit beitragen. Schon in der Schulzeit mußte er sich durch den Kampf zwischen Glauben und Unglauben durchschlagen. Dem Rationalismus, der in der Schule herrschte, hielt das Hören gläubiger Predigten und des Lebens ernste Führung ein Gegengewicht. Nach angestrengter Thätigkeit in einer Privatschule und Besuch des akademischen Gymnasiums (Zwischenanstalt zwischen Gymnasium und Universität) fanden sich durch Freundeshilfe die Mittel zum Studium. Mit Freuden bezog der strebsame und schon in ernste Lebensschule genommene Jüngling die Universität Göttingen. Während seiner hier mit eisernem Fleiß und im Verkehr mit wenigen Freunden (Pehmöller, Huther, Mönckeberg, Krabbe, Münchmeyer) verlebten drei Semester war ihm besonders Professor Lücke zum Segen, der ihn die Einheit von Glauben und wahrer Wissenschaft erkennen ließ. In Berlin, wohin Wichern sich dann wendete, schloß er sich namentlich an Neander an, der die Bekanntschaft mit Kottwitz vermittelte; auch Schleiermacher verdankte er viel. Er predigte in dieser Zeit häufig in Spandau und empfand das als einen Segen für Studium und Leben. Nach wohlbestandenem Examen war Wichern hamburgischer Kandidat. Nach gewöhnlichem Brauch hätte er diese Kandidatenzeit mit Stellenbewerbungen, Stundengeben ꝛc. auszufüllen gehabt. Für Wichern wurde sie die eigentlich entscheidende, weil schöpferische Periode seines Lebens.

Schon in der Jugendzeit sind dem aufmerksamen Auge die Spuren seines späteren Wirkens sichtbar. Dahin sind zu zählen: Pläne für eine Erziehungsanstalt armer Kinder, ein Vortrag im Freundeskreis über die sittliche Verwilderung der Jugend, Beziehungen zu Amalie Sieveking, Baron von Kottwitz, Dr. Julius u. s. w. Die bedeutsamste Anregung aber gab ihm seine Thätigkeit als Vorsteher an der ersten, durch Oncken und Pastor Rautenberg 1825 gegründeten Sonntagsschule Deutschlands, sowie in dem Besuchsverein. Hier lernte er das geistliche, sittliche und leibliche Elend des Volkes gründlich kennen und that die ersten Schritte zur Hilfe in seinem Lebenskreis. Auch für sein häusliches Leben wurde diese Arbeit wichtig, indem sich, nachdem er in einer zündenden Festrede im Schneideramthaus um Gewinnung eines größeren Lokals für die Schule und um Hilfskräfte geworben hatte, als Helferin Amanda Böhme, seine spätere Gattin, zur Verfügung stellte. Das wahrgenommene Kinderelend weckte den Plan eines Rettungshauses. Alsbald stand dieser Gedanke in den Grundlinien seiner späteren Verwirklichung vor seiner Seele. Der Anfang aber war der denkbar kleinste. Syndikus Karl Sieveking bot eine ihm gehörige Kathe in Horn an, nach einem früheren Bewohner

Ruges Haus (hochdeutsch Rauhe's Haus, auch Rauhes Haus) genannt. Sie bezog Wichern mit seiner Mutter und zunächst 3, bald 12 Knaben. Nach und nach schlossen sich dem ersten andere Häuschen an, für je eine Kinderfamilie bestimmt. Wichern lebte ganz den Kindern, unterrichtete sie, arbeitete, sang mit ihnen. Doch sehr bald zeigte sich, daß Wichern, namentlich bei der Durchführung des Familienprinzips, Gehilfen bedurfte. Auch hier schaute er gleich anfangs die Ausführung des Gedankens, welche allmählich in der Brüderschaft sich herausbildete. Aber seine Umgebung hatte dafür kein Verständnis, so daß er die Ausbildung und Aussendung von Brüdern nur unter Kämpfen und Schwierigkeiten durchsetzen konnte. Indessen mußte die Brüdersache zu Stand und Wesen gebracht werden, wenn nicht für den dritten Lebensgedanken Wicherns, die innere Mission, die Unterlage fehlen sollte. Bei seiner Thätigkeit hatte Wichern Blicke in geradezu heidnische Zustände gethan. Für sie that eine Arbeit der Liebe not, so gut wie für die Heiden; die zuerst „inländische", dann „innere Mission" genannte Reichsgottesarbeit ergab sich daraus mit zwingender Notwendigkeit. — Mit diesem Dreifachen: Kinderanstalt, Brüderanstalt, innere Mission hatte das schöpferische Wirken Wicherns seinen Abschluß gefunden.

In der dritten Lebensperiode handelt es sich um Auswirkung und Verbreitung des bisherigen Ertrags. Die wichtigsten Momente dafür waren: zahlreiche Besuche, welche das Rauhe Haus empfing, Reisen zu Konferenzen und Vorträgen, welche Wichern machte; die Fliegenden Blätter, welche den geistigen Arbeitsertrag festhielten und als Samenkörner hinaustrugen. Von durchschlagender Bedeutung aber wurde der Wittenberger Kirchentag im Septbr. 1848, wo Wicherns Aufruf und Zeugnis für die innere Mission begeisterten Wiederhall fand. Von nun an ging sein Wirken ins Große und Weite. Der Central-Ausschuß für innere Mission wurde begründet, dessen Seele Wichern war. In seiner Denkschrift erließ er sein Arbeitsprogramm. Die Kirchentage und Kongresse für innere Mission waren Gelegenheiten zu immer neuer Belehrung und Mahnung. Um für die auswärtige Arbeit Möglichkeit zu gewinnen, trat von 1850 an Inspektor Rhiem als Stellvertreter Wicherns im Rauhen Haus ein. Das war sonderlich notwendig von der Zeit an, als dieser 1857 in den Preußischen Oberkirchenrat und als vortragender Rat für Gefängnis und Armenwesen ins Ministerium berufen wurde. König Friedrich Wilhelm IV. wollte seiner lange schon geschätzten Kraft und Einsicht ein größeres Feld der Wirksamkeit schaffen. Den Winter verlebte nun Wichern in Berlin, den Sommer in Horn. Große Hoffnungen knüpften sich an den Eintritt in diese Stellung, die sich doch nur in geringem Maße erfüllt haben. Die geplante Gefängnisreform und die Einbürgerung der Brüder in diesen Arbeitszweig fand an den staatlichen Organen Widerstand, so daß sie nur im kleinsten Maßstab sich verwirklichen ließ. Nach dem Muster des Rauhen Hauses ward das Johannesstift bei Berlin gegründet. Seine befriedigendste Thätigkeit entfaltete Wichern während dieses Zeitraums wohl in den Kriegsjahren 1864, 66, 70, 71 durch Einrichtung der männlichen Felddiakonie. Aber mit dem letztgenannten Jahre war seine Kraft gebrochen. Todesfälle in der Familie, amtliche Schwierig-

keiten bei veränderter Kirchenpolitik kamen hinzu — Wichern nahm seinen Abschied und lebte noch kurze Zeit im Wiederaufflammen der alten Kraft seinem Rauhen Hause, mit dem er das Band nie gelöst. Schließlich ging's noch in große Tiefen des Leidens, aus denen Gott seinen müden Knecht erst nach sieben Jahren erlöste. Sein Wahlspruch lautete: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat".

G. H. Theodor Fliedner (1800—1864) ist zu Eppstein im Taunus als der Sohn eines Pfarrers geboren. Vermögenslosigkeit, große Geschwisterzahl, früher Tod des Vaters schufen ihm eine harte Jugend, die aber seine Kraft stählte und ihn Genügsamkeit lehrte. Die Gabe, mit dem Wenigsten auszukommen, mußte er auch auf den Hochschulen Gießen und Göttingen bewähren. Der hier gelehrte Rationalismus bot ihm nichts, doch hielt Fliedner stets an Christi Wundern und Auferstehung fest, wenn der Glaube auch nicht lebendig in ihm war. Nach mehrjährigem Hauslehrerleben erhielt er, 22 Jahre alt, die Stelle als Pfarrer an der kleinen evangelischen Gemeinde des katholischen Städtchens Kaiserswerth am Rhein.

Gerade die Kleinheit und Armseligkeit der Gemeinde bot den Anlaß zur Krafterprobung. Die finanziellen Verhältnisse derselben waren so schwankend, daß man an Aufhebung der Stelle dachte. Da unternahm Fliedner eine Kollektenreise in Rheinland, Holland, England, deren Ertrag nicht nur die nötige Geldsumme, sondern auch reiche Anschauungen von kirchlichem Leben und christlicher Liebesthätigkeit war. — Die Kleinheit der Gemeinde ließ dem fleißigen Pfarrer Zeit, sich durch Predigt und Seelsorge der Gefangenen in Düsseldorf anzunehmen. Das alles wurde ihm auch eine Gottesschule zum Wachstum am inwendigen Menschen. So war er denn zu der männlichen und christlichen Reife erstarkt, welche seine nachherige Führung verlangte.

Dieselbe knüpfte an das Bisherige an. Fliedner suchte eine Aufseherin für das Weibergefängnis. Die ihm dazu empfohlene Friederike Münster aus Braunfels wurde seine Lebensgefährtin. — Für die entlassenen weiblichen Züchtlinge bedurfte man, wenn sie besserungswillig waren, einer vorläufigen Unterkunft. Dieselbe eröffnete ihnen Fliedner 1833 in seinem Gartenhäuschen. Das war der Anfang der späteren Magdalenenanstalt. — Auf seiner holländischen Reise hatte er bei den Mennoniten Diakonissen gefunden und da auch andere Stimmen jener Zeit zur Wiederbelebung der weiblichen Diakonie mahnten, so entschloß sich Fliedner, im Glauben damit einen Anfang zu machen. Im kleinsten Maßstab, aber mit voller Klarheit über die neutestamentliche und geschichtliche Grundlage wie über die praktischen Formen und Ziele begann er das Werk, dem von da an sein ganzes Lebensinteresse gehörte: die Erneuerung der weiblichen Diakonie in genossenschaftlicher Form. Das geschah 1836.

Schon nach zwei Jahren konnten die ersten Schwestern ausgesandt werden. Nun hatte das Werk einen unaufhaltsamen Fortgang, ein Zweig nach dem andern fügte sich ein, neue Mutterhäuser wurden nach dem Kaiserswerther Vorbild gegründet. So verband Fliedner die schon 1835 gegründete Kleinkinderschule mit der Diakonissenanstalt, sie wurde zur

Übungsschule für Schwestern und Seminaristinnen, welche sich den Kleinen widmen wollten. Darauf baute sich ein Seminar für Lehrerinnen an Mädchenschulen. Als eine Art Ergänzung zu dem bisher Unternommenen gründete er die Diakonenanstalt in Duisburg. Diese vielfache Thätigkeit im engeren Kreis verhinderte ihn nicht an mehrfachen weiten Reisen, die alle demselben Zweck dienten: zur weiblichen Diakonie anzuregen und für sie die Herzen zu gewinnen. Von großer Wichtigkeit war es, daß Fliedner verständnisreiche und vertrauensvolle Hilfe fand in der Ferne und Nähe. Von den Hohen der Erde nennen wir nur Friedrich Wilhelm IV., dessen Gunst und kräftige Mitwirkung er genoß. In der Anstalt selbst war seine Frau die treueste Mitarbeiterin. Nach deren Tod verheiratete er sich zum zweitenmal mit Karoline Bertheau aus Hamburg, einer in seltenem Maß für ihren wichtigen Beruf, die Mutter ihrer zahlreichen Familie und der Anstalt zu sein, ausgerüsteten Persönlichkeit.

Einen gewissen Höhepunkt seines Lebens bildete das 25jährige Amtsjubiläum als Pfarrer. Bald nachher legte er sein Pfarramt nieder, um nun ganz allein den Anstalten zu leben. Es begann nun eine rechte Reisezeit, seine Ziele waren Nordamerika, Jerusalem, Konstantinopel, England, Frankreich, die Schweiz; Deutschland durchzog er nach allen Richtungen. Man hat wohl gemeint, das Reisen sei seine Freude gewesen, aber thatsächlich war es ihm, zumal bei seiner schwachen Gesundheit, eine Beschwerde, die er nur im verzehrenden Eifer um die Sache auf sich nahm. — Daneben ruhte die Thätigkeit in der Heimat nicht im geringsten. Gerade in diese Zeit fällt die Herausgabe des großen „Buches der Märtyrer", das er mit Hilfe mehrerer Mitarbeiter vollendete. Überhaupt hat Fliedner eine ganze Anzahl Schriften verfaßt. Im Jahre 1854 begründete er Marthashof in Berlin, die erste Mägdeanstalt Deutschlands; die Erholungsstation Salem, das Feierabendhaus ꝛc. erbaute er. Wie weit seine Stimme damals in allen Landen gehört wurde, zeigt die Thatsache, daß sich im Jahre 1852 auf einen Aufruf 200 Jungfrauen als Probeschwestern meldeten, von denen die Hälfte aufgenommen werden konnte.

Die letzten sieben Jahre waren Leidens-, aber deshalb nicht Ruhezeiten. In dieser ganzen Lebensperiode hat der Reisegewohnte nicht zwei Nächte außer dem Hause zugebracht. Das war ihm eine süße Zugabe zu seinem Leiden. Doch fällt in diese Zeit die Gründung des Lehrhauses in Hilden und der Filiale in Florenz. Ein Glanzpunkt dieses Lebensabschnitts war das 25jährige Jubiläum der Anstalt 1861 und die in demselben Jahre zum erstenmal sich versammelnde Generalkonferenz der damals schon bestehenden 27 Mutterhäuser, deren Mehrzahl dabei vertreten war. Drei Jahre später sollte die Konferenz wieder stattfinden. Seine Todeskrankheit verhinderte jedoch deren Zustandekommen. Der Leichentext 1. Kor. 15, 10, welchen sein Schwiegersohn Pastor Jul. Disselhoff, sein langjähriger Gehilfe und jetziger Vorsteher der Anstalt wählte, ist in der That eine passende Unterschrift unter sein Lebensbild.

J. K. Wilhelm Löhe (1808—1872) hat für die Einbürgerung der inneren Mission in die lutherische Kirche das meiste gethan und dabei all seinen Schöpfungen den Stempel der Kirche wie seines originalen

Geistes aufgeprägt. Er entstammt aus einem frommen Bürgerhause in Fürth und seine Jugend zeigt schon starke Spuren der andachtsvollen Seele des Mannes. In Rektor Roth am Nürnberger Gymnasium hatte er einen Lehrer, zu dem er stets mit größter Hochachtung emporschaute. Auf der Hochschule in Erlangen war der reformierte Professor Kraft ihm wie vielen andern ein gesegneter Lebenszeuge; daneben führte ihn das Studium der lutherischen Bekenntnisschriften zur Bibel. Bei halbjährigem Aufenthalt in Berlin hatte er wenig von allen dortigen theologischen Größen, Schleiermacher eingeschlossen, am meisten noch von Strauß und seinem homiletischen Seminar. Die ersten Amtsjahre verbrachte Löhe als Vikar an verschiedenen Orten, wobei seine mächtige Wirksamkeit, die den Kirchhofsfrieden der betr. Orte gründlich störte, lebhafte Zusammenstöße mit der Bureaukratie zuwege brachte; andererseits entfaltete sich seine glänzende Predigtgabe derart, daß in Nürnberg die bedeutendsten Männer zu seinen Füßen saßen und Professor Höfling in Erlangen in einem Schreiben an den Konsistorialpräsidenten erklärte: so habe er noch niemand predigen hören. Doch durch eigentümliche Verkettungen hatten alle Schritte von Gönnern und Freunden, sowie eigene Meldungen weder damals noch später den Erfolg, Löhe auf eine seinen Gaben entsprechende Pfarrstelle zu bringen. Er kam 1837 als Pfarrer nach dem kleinen Dörfchen Neuendettelsau.

Hier hat in den engsten Verhältnissen, unter den bescheidensten äußeren Bedingungen die Geisteskraft dieses Mannes frei die Schwingen geregt und eine Reihe von Schöpfungen ins Leben gerufen, die nicht nur durch ihr Vorhandensein, sondern vornehmlich durch ihre Eigenart, durch die in ihnen zur Erscheinung gekommenen kirchlichen Gedanken, durch ihre grundsätzliche und praktische Durchbildung Bewunderung erwecken und zu lernen geben. Zunächst freilich standen andere Dinge im Vordergrund: die amtliche Versorgung seiner Gemeinde und die Kämpfe der Landeskirche. Löhe leistete in allen Thätigkeiten des Pfarramts Ausgezeichnetes, als Prediger, Liturg, Katechet und Seelsorger. Dabei verwertete er die Schätze der kirchlichen Vergangenheit, deren er sich durch eindringende Studien bemächtigte. — Sehr einflußreich griff er auch in die Bewegungen der bayerischen Landeskirche ein, zwar nicht in der Weise, daß er seine auf Reinheit der Lehre und des Lebens abzielenden Forderungen alsbald durchgeführt und anerkannt gesehen hätte, sondern so, daß seine Anträge, Schriften, Einrichtungen zu einem Weckruf wurden und wie das Klopfen eines scharfen Gewissens wirkten und bessere, klarere Zustände anbahnten. — Mehrmals stand die Gefahr einer Separation Löhes unmittelbar bevor, wurde aber immer wieder gnädig abgewendet. — Auch ein köstliches häusliches Glück ward ihm in den ersten Dettelsauer Jahren geschenkt, bald aber schon durch den Tod seiner Frau ihm genommen.

Mit durch Löhes Kampf und Wacht hatte sich der Stand der bayerischen Landeskirche gehoben und Löhe konnte das Schwert mit der Kelle vertauschen. Diese Thätigkeit erstreckte sich nun, soweit sie uns angeht, auf ein doppeltes Gebiet: das Missionshaus für Amerika und das Diakonissenhaus. Beide Anstalten waren aber nur die äußerlich greifbarsten Resultate weiter gehender Vereinsthätigkeit. Zuerst handelte es sich um die Gründung

der „Gesellschaft für innere Mission im Sinne der lutherischen Kirche". Einzelne ihrer Arbeiten, deren Mittelpunkt Löhe war, bestanden schon seit 1840; ihre Konstituierung erfolgte erst 1850. Sie gruppierte ihre Arbeit in verschiedene Abteilungen, deren erste sich die Versorgung lutherischer Glaubensgenossen in Amerika zur Aufgabe machte. Ihr diente das erst in Nürnberg, dann in Neuendettelsau lange unter Fr. Bauers, jetzt J. Deinzers Leitung bestehende Missionshaus, das junge Leute für das Pfarramt in Amerika ausbildete und von großer Bedeutung für die Geschichte der dortigen lutherischen Kirche geworden ist. Unter den einzelnen Kirchenkörpern jenes Erdteils vertritt die Jowasynode am treuesten die in Dettelsau gepflegte Richtung. Die zweite Abteilung beschäftigte sich mit Schriftenverbreitung. Löhe selbst ist der Verfasser mehrerer klassischer Traktate.

Zum zweiten handelte es sich um den lutherischen Verein für weibliche Diakonie, der sich 1854 konstituierte. Zuerst war Löhes Absehen auf eine weite, ganz Bayern umspannende Vereinsorganisation mit den mannigfaltigsten Barmherzigkeitswerken gerichtet, für welche das Diakonissenhaus nur Mittel zum Zweck, Schule und Mittelpunkt sein sollte. Im einzelnen ergaben sich dabei, auch abgesehen von der kirchlichen Eigentümlichkeit, manche Verschiedenheiten zwischen dieser und der Fliednerschen Weise. Indessen es dauerte nicht sehr lange, so ging alles in den erprobten Geleisen der weiblichen Diakonie einher; die Vereine fristeten meist nur ein kümmerliches Dasein, die Anstalt dagegen blühte herrlich auf. Das Mutterhaus erhielt einen Kranz von Filialen in Neuendettelsau selbst: eine Blödenanstalt (später mit Zweiganstalt in Polsingen), Magdalenium, Rettungshaus, Krankenhäuser 2c. Eine liebliche Kapelle, in der das Lebensbrot reichlich gebrochen wurde, bildete den Mittelpunkt. Auf den Unterricht der Schwestern wurde große Sorgfalt verwendet. Die Schuleinrichtungen erweiterten sich zu einem Mädchenpensionat. Die Paramentik, ebenso wie geistliche Musik (Psalmengesang) wurde gepflegt. — Neben alledem ging die Arbeit seines Pfarramts ungehindert fort. Ein Vikar unterstützte ihn später dabei, wie zeitweilig auch ein Konrektor in der Anstaltsthätigkeit. Eine reiche, aber der kirchlichen Praxis dienende Schriftstellerei ließ weite Kreise an den Früchten seines Geistes und seiner Erfahrung teilnehmen. — In den letzten Jahren war Löhes Kraft vielfach geschwächt und der Tod ihm eine ersehnte Erlösung.

Sixt Karl Kapff (1805—1879). Er verbrachte, als der Sohn eines württembergischen Pfarrhauses, eine stets unter den merkbaren Einflüssen des Geistes Gottes stehende Jugendzeit und man kann ihn wohl unter diejenigen zählen, welche nicht aus der Taufgnade gefallen sind. Er durchlief den gewöhnlichen pastoralen Bildungsgang seiner Heimat, das niedere Seminar, das Tübinger Stift, und trat dann bald in den Dienst der von der Landeskirche getrennten Gemeinde Kornthal. Das sehr bewegte Gemeindeleben war eine treffliche Schule für den jungen Geistlichen. Nach der eigentümlichen Geschichte seiner Gemeinde sowie nach den württembergischen Verhältnissen im allgemeinen bedeutete indessen die Zugehörigkeit zu Kornthal keine innere Trennung oder gar Feindschaft im Verhältnis zur Landeskirche. Kapff fand ohne alle

Schwierigkeit den Weg in diese zurück, ja seine Amtsführung an seiner „Pietistengemeinde" war eher eine Empfehlung, jedenfalls eine Verstärkung seines Einflusses auf weite Kreise der Landeskirche, welche in Kornthal ihren geistigen Mittelpunkt sahen. Kapff wurde Dekan, beteiligte sich auch am politischen Leben, denn sein weites Herz und sein offner Blick für das Volksleben und seine Notstände gestatteten es ihm nicht, sich in pietistischer Weltflucht aus der Öffentlichkeit zurückzuziehen, obwohl in spezifisch christlicher und kirchlicher Beziehung die Lebensanschauung des Pietismus im wesentlichen stets die seine blieb. Er trat ins Kirchenregiment und entfaltete 27 Jahre lang eine höchst gesegnete Wirksamkeit als Seelsorger einer großen Gemeinde und Prediger an der Stiftskirche in Stuttgart, als Haupt und Vertrauensmann der „Gemeinschaften", als Mitglied der Centralleitung des Wohlthätigkeitsvereins, als Redner auf den Kongressen für innere Mission und war so einer der treuesten und eifrigsten Mitarbeiter Wicherns in seinem Kreis, ein Prälat und ein Volksmann zu gleicher Zeit.

Viktor Aimé Huber (1800—1869) „hat erst im letzten Drittel seines Lebens an der inneren Mission Anteil genommen und namentlich für die soziale Seite ihrer Arbeit Bedeutung gewonnen. Er kam aus einer ganz dem Christentum abgewandten, kosmopolitisch gerichteten Familie, war ein Schüler Fellenbergs in Hofwyl, studierte Medizin, begeisterte sich für die Freiheit Spaniens, war publizistisch thätig, reiste in Frankreich, Spanien, England, Italien u. s. w. und versuchte sich an allen möglichen wissenschaftlichen Problemen, bis er mit Gründung eines Hausstandes in Bremen mehr Stetigkeit des äußeren Lebens und mit einem bestimmten Amt (erst Lehrer der abendländischen Sprachen in Bremen, dann Professor dieser Fächer in Rostock, Marburg, Berlin) auch eher einen Mittelpunkt seiner geistigen Interessen fand. In Bremen hatte der bis dahin Konfessionslose der evangelischen Kirche sich ernstlich zugewandt. In Berlin führte ihn die Politik, der Jammer des Jahres 1848 den christlich-sozialen Bestrebungen zu, als deren Hauptvertreter er in den folgenden Jahren galt; namentlich vermittelte er die Kenntnis englischer Zustände dem deutschen Publikum. Noch heute ist viel aus seinen überaus zahlreichen Schriften zu lernen. Zur Durchführung seiner Grundsätze in der Wirklichkeit war er nicht besonders veranlagt. Versuche, welche er in dieser Richtung in seiner letzten Lebenszeit in Wernigerode machte, haben im kleinen Kreis nicht ohne Segen gewirkt, aber fürs Ganze keine Bedeutung erlangt."

Otto Gerhardt Heldring (1804—1876). Er stammte aus einem frommen holländischen Pfarrhause und hatte sonderlich an seinem Großvater ein hochverehrtes Vorbild pfarramtlicher und gemeinnütziger Thätigkeit. Mit seinem lebhaften Bildungstrieb, historischem, poetischem und zugleich praktischem Sinn vertiefte sich Heldring auf der Hochschule mehr in allgemein wissenschaftliche Studien, und betrieb die Theologie zwar fleißig, aber nicht mit großem Herzensinteresse. Nach glänzend bestandenem Examen verfiel er infolge der Überanstrengung in ein Nervenleiden, das ihn ganz auf körperliche Thätigkeit (Feldarbeit) wies, aber mit einem Arzt in Verbindung brachte, der ihm den Weg des Lebens

zeigte. In dieser Zeit verlernte er die übertriebene Schätzung der bloß wissenschaftlichen Arbeit, die „sowohl seinen Leib als auch seinen Glauben an den Rand des Grabes gebracht hatte". Aber erst im praktischen Amt, in Hemmen, bei der Vorbereitung auf eine Weihnachtspredigt ging ihm das Licht von oben auf, daß er ausrufen konnte: „ausgelitten, ausgestritten, überwunden!" Nun konnte er erst recht das „alles ist euer" üben, nachdem er das „ihr aber seid Christi" erfahren hatte. Auch in der Folgezeit blieb die Natur und Geschichte seines Landes ihm von Interesse, versuchte er sich mit großem Erfolg als erzählender Schriftsteller u. s. w., aber vor allen Dingen galt sein Bemühen jetzt dem geistlichen und leiblichen Volkswohl und in der mannigfaltigsten Weise ist er mit genialem Schwung, dabei großer praktischer Fähigkeit und gesegnetem Resultat hierfür thätig gewesen (Bildung einer Gemeinde zu Hunderlov durch Brunnen, Schule, Kirche, — Bekämpfung der Trunksucht — Hilfe in Hungersnot — Kolonisation — Bücher- und Schriftenverbreitung — Volksmissionsfeste — Heidenmission u. s. w.). Was aber seinen Namen in der Geschichte der christlichen Liebesthätigkeit unauslöschlich macht, das ist seine Fürsorge für die Magdalenen und sein Kampf gegen die Prostitution. Er durchzog das Land, über Ezech. 34 predigend, Zeugnis gegen das Laster und für die Rettung der Gefallenen ablegend. Er selbst aber legte Hand ans Werk der Rettung durch Errichtung von Anstalten, welche bewahrend und rettend der weiblichen Jugend sich annahmen. Sie sind zugleich Orte geworden, von denen Beispiel und Lehre für alle auf diesem Gebiete Arbeitenden ausging. Auch mit deutschen Kreisen trat Heldring in lebhafte und förderliche Beziehungen.

John (Jean Antoine) Bost (1817—1881). Schweizer von Geburt, Sohn eines kinderreichen freikirchlichen Pfarrers, kam er erst auf Umwegen zum geistlichen Beruf (Buchbinderlehrling, Musiker). In Paris, einer Oper beiwohnend, kam ihm plötzlich die Frage in den Sinn: Wenn du hier stürbest? Die Frage wurde entscheidend für sein Leben. Nach kurzem Aufenthalt als Hauslehrer in England studierte er in Montauban und schloß sich namentlich an Adolf Monod an. Er ward freikirchlicher Pastor zu Laforce (Dordogne) und wirkte hier eifrig und segensreich. Uns spricht am meisten der Zug seiner Seele zum Elend an, und wie er denselben bethätigte. Dies geschah durch Gründung einer ganzen Kolonie von Anstalten, deren Eigenart es ist, daß sie verschiedene Arten von Leiden, aber in gesonderter Behausung und Behandlung umfaßt. So die „Evangelische Familie" für verlassene weibliche Wesen (uneheliche, Waisen 2c.), die jetzt bis 100 Personen beherbergt. Aber Bost sollte erfahren, wie ein befriedigtes Bedürfnis ein anderes Bedürfnis wachruft. Unter den Aufgenommenen gab es einige, welche zu den übrigen nicht paßten, z. B. Blödsinnige; andere desselben Leidens wurden ihm dringend ans Herz gelegt; ein solches Kind wurde ihm wider seinen Willen ins Haus geschickt. Bost wurde damit genötigt, eine Idiotenanstalt zu gründen, welche er Bethesda nannte. (Später kam Siloah hinzu.) Aber auch hiernach ergab sich das Bedürfnis der Individualisierung. Bost sonderte unter den Bewohnern von Bethesda die Epileptischen aus, zunächst die Mädchen, und sammelte sie und andere in „Eben-Ezer".

Später fügte er noch zwei Anstalten für alleinstehende, kränkliche Frauen hinzu: „Die Ruhe" und „Die Zurückgezogenheit" (Repos und Retraite). Isolierräume für die am schwersten Erkrankten der übrigen Anstalten, für weibliche und männliche Insassen, „Barmherzigkeit" und „Mitleid" (Miséricorde und Compassion) genannt, bildeten den Schlußstein. — Gegen Ende seines Lebens trat Bost aus der freien in die Nationalkirche über.

Peter Härem (1840—1878), „der in jungen Jahren von Gott aus der Arbeit genommene Norweger, teilte seine Liebe zwischen der Judenmission und der inneren Mission. Er stand von Jugend auf unter den Einflüssen der christlich-erweckten Kreise, studierte Theologie und widmete sich alsbald nach dem Examen, ohne ein Pfarramt anzutreten, den praktischen Arbeiten der freien Liebesthätigkeit. Zunächst wendete er sich der Judenmission zu und war für sie litterarisch und auf großen Reisen thätig. Von der inneren Mission kultivierte er hauptsächlich alles, was sich auf Pflege der männlichen Jugend (Lehrburschen- und Jünglingsverein, Studentenheim), Schriftenverbreitung („Lutherstiftung", „Monatsschrift für die innere Mission", Zeitung „Vaterland"), Volkshochschulen (von Dänemark nach Norwegen verpflanzt) und Laienpredigt bezog. Eine besondere Frische und eine Kühnheit, deren Seele der Odem der Liebe war, trat bei ihm in Verkehr und Arbeit hervor. „Er ließ die Lampe zu hell brennen, daher wurde das Öl früh verzehrt."

Zweites Kapitel.

Erziehung und Unterricht von Kindern.

§ 9. Krippe.

Notstand. Schon in einfachen ländlichen Verhältnissen kommt häufig genug Vernachlässigung der kleinsten Kinder vor. Man läßt sie, etwa in den Erntezeiten, ohne Aufsicht zu Haus, schließt die Thür ab und geht auf Arbeit. Doch sind dies meist nur einzelne Fälle. Gewöhnlich übernimmt eine barmherzige Nachbarin oder doch ein älteres Kind einigermaßen die Sorge für den Säugling, wenigstens für einige Stunden. In den verwickelteren Verhältnissen der Großstadt ist oft solche Hilfe nicht zu finden, namentlich wenn sie Tag für Tag die ganze Woche und das ganze Jahr hindurch geleistet werden soll. Und doch sind die Frauen oft durchaus genötigt, zum Unterhalt der Familie durch Arbeit außer dem Hause beizutragen (als Fabrikarbeiterinnen, Scheuerfrauen, Morgenfrauen, Näherinnen 2c.), entweder weil der Verdienst des Mannes für die zahlreiche Familie überhaupt nicht ausreicht, oder weil zeitweiliger Arbeitsmangel den Mann in seinem Geschäft brotlos macht, oder weil die Frau als Witwe oder aus andern Ursachen die alleinige Ernährerin der Familie ist. Die Versorgung eines oder mehrerer kleiner Kinder würde ihr diese oder auch manche andere etwa im Haus zu verrichtende Arbeit unmöglich machen. So übergiebt sie die Kinder Wartefrauen, welche aus deren Aufziehen ein Geschäft machen und nicht selten gegen hohe Bezahlung ihrer Pflicht schlecht genug nachkommen. Das ist der Notstand, dem die Krippe mit der Aufnahme der Kinder für billiges Kostgeld und mit guter Behandlung als ein Werk der Liebe abhelfen will.

Geschichte. Die Krippe hat von dem armen Lager des Jesuskindes im Stall zu Bethlehem ihren Namen. Eine solche ist zuerst 1844 eingerichtet worden durch Marbeau, der als städtischer Beamter in Paris Gelegenheit hatte, das Armenwesen und namentlich auch die Haltekinderwirtschaft mit ihren Mißständen kennen zu lernen. Die neue Einrichtung fand rasch allseitige Teilnahme und Nachahmung. Nach sieben Jahren gab's in Frankreich 400 solcher Anstalten. Von dort aus hat die Krippe

namentlich in katholischen Ländern (Süddeutschland, Österreich) Eingang gefunden, neuerdings aber sich auch in Norddeutschland sowie überhaupt in protestantischen Gegenden eingebürgert. Als eine einsame Vorläuferin der eigentlichen Krippen kann die Kinderbewahranstalt in Detmold, schon 1802 von der Fürstin Pauline begründet, die aber auch ältere Kinder aufnahm, als sonst in der Krippe Aufnahme finden, genannt werden. Die erste im deutschen Sprachgebiet nach Marbeaus Vorgang eingerichtete war die zu Wien. Auch die in Stuttgart, Cannstatt, Linden bei Hannover, Altona, Schwerin sind bemerkenswert; eine Anzahl derselben werden durch Diakonissen verwaltet.

Einrichtung und Arbeit. Eine Krippe ist eine Säuglings- oder Kleinkinderbewahranstalt, welche Kindern, von der vierten Lebenswoche bis etwa zum dritten Lebensjahr, an allen Werktagen vom Morgen bis zum Abend Aufnahme und Pflege gewährt. So muß die Anstalt alles dazu Notwendige bieten, also außer den für die Pflegerin bestimmten Wohn- und Wirtschaftsräumen mindestens ein Wohn- und ein Schlafzimmer für die Kinder. Das letztere ist mit kleinen Betten oder Kinderwagen (nicht Wiegen) ausgestattet, das erstere namentlich mit einer „Hürde", welche den kleinsten das Sichaufrichten und Laufenlernen erleichtert. Sonst darf das Zimmer nicht zuviel Gerät haben, damit sich die Kinder nicht stoßen. Die Öfen müssen mit einem Gitter umgeben sein. Andre besondere Einrichtungen, wie z. B. statt der Treppen schräg ansteigende Rampen, wie sie sich in der Krippe zu Linden finden, haben nur in großen Anstalten, oder unter eigenartigen Verhältnissen Wert. Bei der Wahl des Spielzeugs ist sehr darauf zu achten, daß nichts dabei sei, womit die Kinder sich beschädigen können, z. B. nichts was abfärbt (wohl gar giftige Farbe), was leicht zerbricht, was so klein ist, daß sie es in Ohren und Nase stecken oder verschlucken können.

Aufnahmefähig sind nur eheliche Kinder rechtlicher Eltern. Steht die Krippe unter christlicher Leitung, so wird man auch Bescheinigung über kirchliche Trauung der Eltern und Taufe des Kindes verlangen. Außerdem muß das Kind völlig gesund sein, worüber ein ärztliches Attest (gewöhnlich von seiten eines besonderen dazu bestimmten Arztes) beizubringen ist. — Meist wird ein kleines Kostgeld verlangt. — Die Kinder werden morgens von den Ihrigen gebracht und abends wieder abgeholt. In der Krippe tragen sie eine besondere Kleidung, der Reinlichkeit halber und weil zugleich die am Morgen und Abend geschehende Umkleidung die beste Gelegenheit bietet zu gründlicher Waschung der Kinder sowie zur Wahrnehmung irgend welcher äußerlich bemerkbaren Krankheitserscheinungen (Scharlach, Masern, Verletzungen ꝛc.). Die vom Elternhaus mitgebrachten Kleider werden an einem besondern Ort, für jedes Kind getrennt, möglichst der Luft ausgesetzt, aufbewahrt. Kranke Kinder, namentlich solche, welche an den gewöhnlichen Kinderkrankheiten (Scharlach, Masern, Windpocken, Keuchhusten) leiden, sind unnachsichtlich auszuschließen und entweder einem Kinderhospital oder wieder den Eltern zu überweisen. Das ist man den gesunden Kindern schuldig. Bei etwa eingeschleppter Epidemie ist die Anstalt auf einige Wochen zu schließen. — Den Tag über sind die Kinder nach den einer erfahrenen Frau wohlbekannten, für eine solche

Anstalt am besten mit ärztlichem Beirat festgestellten, Regeln zu pflegen. Dazu gehört sonderlich die entsprechende Nahrung und Kleidung, frische Luft, Reinlichkeit und das gehörige Maß von Schlaf. Die Erziehung richtet ihr Augenmerk auf gute Gewöhnung, Gehorsam, Anleitung zu fröhlichem Spiel, Sprechen- und Laufenlernen. Das erste Gebetswort (Hilf Gott allezeit! Amen) fällt gleichfalls schon in dies Lebensalter. Die Thätigkeit in der Krippe giebt Gelegenheit zur Einwirkung auf die Mütter und damit auf die häuslichen Verhältnisse. Oft kennen dieselben nicht die allerersten Grundsätze der richtigen Kinderpflege, geben den Kleinen meist viel zu früh feste, oft sehr ungesunde Nahrung (saures Brot, Kuchen, Branntwein 2c.), kleiden dieselben zu warm oder zu dünn, sind luft- und wasserscheu u. s. w. Auf alles das kann eingewirkt werden, wobei man allerdings erfahren muß, daß nur der häufig niederfallende Tropfen endlich selbst den Stein aushöhlt. — Sodann sind die betreffenden Mütter meist „mühselige und beladene" Menschen, sie haben mit Sorgen und Not aller Art zu ringen, sind dazu oft mit Leichtsinn oder Kampflust reichlich ausgestattet, sind manchmal durch Sünden aller Art in ihre jetzige Notlage gekommen, so daß ein gutes Wort zu rechter Zeit oft sehr am Platze ist.

Schwierigkeiten und Gefahren. Ich denke dabei nicht an die Mühen, welche die Erziehung einer zahlreichen Kinderschar den Pflegerinnen in jedem Fall verursachen muß, sondern an diejenigen Schwierigkeiten, welche in der Einrichtung selbst liegen.

Die Krippe hat oft eine sehr unregelmäßige Frequenz. Nur wenn die Mütter in die Fabrik gehn oder sonst regelmäßige Arbeit haben, können und sollen sie die Kinder täglich (natürlich mit Ausnahme des Sonntags) bringen. Es giebt aber viele, welche nur einige bestimmte oder unbestimmte Tage in der Woche oder gewisse Zeiten im Jahr beschäftigt sind. Da man ihnen in der Krippe nicht ein Faulkissen bieten will, sind sie verpflichtet, an den arbeitsfreien Tagen ihr Kind zu Hause zu behalten. Dadurch entsteht natürlich für die Krippe die Schwierigkeit, daß an einem Tag viele, am andern Tag wenige Kinder da sind, was den gesamten Haushalt stark berührt, die richtige Arbeitsverteilung sehr erschwert.

Ebenso pflegen die epidemischen Kinderkrankheiten den Krippen große Schwierigkeiten zu bereiten. Es kann vorkommen, daß ein Kind eine solche Krankheit schon tagelang hat und die andern ansteckt, ehe man es merkt. Sobald man ernsten Verdacht oder gar Gewißheit hat, muß der Mutter das Wiederbringen des Kindes verboten werden, trotz alles gewöhnlich dann erfolgenden Bittens. Es ist oft sehr schwer, solchen Bitten zu widerstehen; vielleicht hat die Mutter gerade lohnende Arbeit gefunden 2c. Aber um der gesunden Kinder willen darf man nicht nachgeben.

Eine Gefahr bringt auch die Schwierigkeit der Voruntersuchung mit sich. Die wohlbegründeten Regeln bestehen: nur gesunde, eheliche Kinder rechtlicher resp. christlicher Eltern werden aufgenommen, wenn die Mütter durch ihre Arbeit zur Erhaltung der Familie beitragen müssen. Der Teil der Bestimmungen, welche durch kirchliche resp. ärztliche Zeugnisse

zu bewahrheiten ist, macht keine Schwierigkeiten. Um so mehr aber der andere Teil, welcher nur durch genaue Kenntnis der Familienverhältnisse seine Erledigung finden kann: sind's rechtliche Eltern? ist der Mutter Arbeit nötig? geht sie wirklich redlicher Arbeit nach? 2c. — Wenn nicht auf die Voruntersuchung der Fälle die rechte Sorgfalt verwendet wird, dient die Krippe allerdings der Lockerung der Familienbande.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Eine ohne Zusammenhang mit andern Veranstaltungen ganz isoliert existierende Krippe wird unter den genannten Schwierigkeiten einen harten Stand haben, manche gar nicht überwinden können. Deshalb ist's wichtig, daß sie das Glied eines Ganzen sei.

Die Kenntnis der betreffenden Familienverhältnisse ist wesentlich erleichtert, wenn — in größern Städten — eine organisierte Gemeindepflege oder Stadtmission besteht. — Für die erkrankten Kinder muß ein Kinderhospital sorgen, das Isolierräume hat zur Pflege auch bei ansteckenden Krankheiten und Epidemieen. — Geeignetes Pflegepersonal entnimmt man in betreff der Leitung am besten einem Diakonissenhaus, in betreff der Hilfe einer „Marthaschule" (Mägdeanstalt, in welcher eben Konfirmierte zu allen häuslichen Arbeiten, auch zum Kinderwarten angehalten werden). — Für die oft zur Annahme gemeldeten unehelichen, oder für die in Tag- und Nacht-Pflege zu gebenden verwaisten Kinder sorgt der Kostkinderverein, der meist unter polizeilicher Mitwirkung die Unterbringung und Pflege von Kindern in Familien zustande bringt; oder die Kostkinderanstalt.

Nur als Zerrbild und dunkles Seitenstück der Krippe, mit welchem letztere leider oft verwechselt wird, sei noch das Findelhaus genannt. An vielen Orten hat man die Findelhäuser abgeschafft, weil sie eine förmliche Einladung zum Verbrechen der Kinderverlassung sind und auch thatsächlich dies Verbrechen in großartigem Maßstab befördert haben.

Ziel und Segen. Ihr äußerliches Ziel hat die Krippe erreicht, wenn ein Kind an Leib und Seele gesund in den 2—3 ersten Lebensjahren sich soweit entwickelt hat, daß es ordentlich laufen und sprechen kann. Daß diese zwei wichtigen Entwicklungsstufen, Gehen- und Sprechenlernen, in das der Krippe anvertraute Lebensalter fallen, zeigt die Wichtigkeit der hier zu thuenden Arbeiten. Den normalen Verlauf der kindlichen Entwicklung in den ersten Lebensjahren fördern zu können, ist eine herrliche Aufgabe. Wenn sich damit nun noch die rechte christliche Einwirkung auf das zarte Kindergemüt und auch so mancher erziehliche Einfluß auf die Eltern verbinden läßt, so ist der Arbeit in der Krippe ein reicher Segen nicht abzusprechen.

§ 10. Warteschule (Kleinkinderschule).

Notstand. Eine Krippe einrichten will niemand außer im Fall eines Notstandes. Die Warteschule dagegen erklärt eine weitverbreitete Richtung für die allerwärts nötige Grundlage der Schulerziehung. So Fröbel, der im sog. „Kindergarten" eine Einrichtung für die Kinder aller Volksschichten, ganz ohne Rücksicht auf eine besondere Notlage,

schaffen wollte. Selbst abgesehen von mancher Verkehrtheit, die sich in der Durchführung dieses Gedankens findet, ist der Gedanke selbst unrichtig. Uns steht es fest, daß ein Kind im zarten Alter so wenig wie möglich der Mutter entzogen werden darf.

Nur in den Fällen, in welchen das Kind vom 3.—6. Jahr ohnehin der Pflege und Aufsicht der Mutter entbehren muß, ist es richtig, dasselbe der Warteschule anzuvertrauen. Dies ist aber hauptsächlich unter zweierlei Umständen der Fall: wenn die Mutter durch anderweite Pflichten (Fabrik-, Feld-, Haus-Arbeit) an der persönlichen Beschäftigung mit dem Kinde behindert ist und dasselbe sich unbeaufsichtigt auf der Straße umhertreiben würde, oder wenn zwar nominell für Aufsicht gesorgt ist, diese aber ihre Pflicht schnöde versäumt, wie dies so oft von seiten der Kindermädchen der Fall ist, welche sich mit ihren Pflegebefohlenen auf den freien Plätzen der großen Städte umhertreiben. Dann wäre etwa als dritter Fall noch der seltene hinzuzufügen, daß eine Mutter zwar Zeit und Willen, aber durchaus keine Gabe zur Erziehung hätte. Wo solche Notstände vorliegen, da befindet sich ein Kind weit besser in der Warteschule, und da ist diese letztere nicht ein notwendiges Übel, sondern eine notwendige Hilfe.

Geschichte. Alle die um die Begründung der Warteschule verdienten Männer — es seien nur Oberlin im Elsaß, Wilderspin in England, Wadzeck in Berlin, Fliedner am Rhein genannt — haben dabei nur an die Abhilfe eines Notstandes gedacht. — Die erste Warteschule ist 1779 durch Pfarrer Oberlin im Steinthal (Elsaß) eingerichtet worden. Als Haupthilfe und als unmittelbare Leiterin der Schule diente ihm seine treue Magd Luise Scheppler. Während Oberlin das ganze Steinthal mit Gottes Hilfe aus einer jämmerlich vernachlässigten in eine tüchtige, christliche Gemeinde umgestaltete, indem er für Wege- und Brückenanlage, Baumzucht, Garten- und Feldbau ꝛc. sorgte, so gut wie für Schulen- und Gottesdienst ꝛc., widmete sich Luise Scheppler sonderlich den Kleinen, sammelte sie von der Straße, nahm sie unter ihre mütterliche Obhut, beschäftigte und lehrte sie. Daneben gab sie fortgesetzt einigen künftigen Lehrerinnen der Kinder Anleitung für ihren Beruf. — Ähnlichen Notständen verdankte Professor Wadzeck in Berlin 1819 die Anregung zur Gründung einer Kleinkinderschule. Zwei auf einer Treppe sitzende, vom Sterbebett der Mutter gekommene, verwaiste und hungernde Kinder enthüllten ihm das hier vorliegende Elend der Großstadt. — Auch Pfarrer Fliedner in Kaiserswerth a. Rh. hat die Kleinkinderschule nicht als eine Liebhaberei, sondern als eine Notsache in seiner Gemeinde begonnen und sowohl durch Gründung eines Kleinkinderlehrerinnenseminars als durch Einführung der Arbeit an solchen Schulen in den Kreis der Diakonissenthätigkeit sich große Verdienste um die Sache erworben. Der langjährige Lehrer an diesem Seminar und spätere Direktor am Oberlinhaus in Nowawes bei Potsdam, Namens Ranke, hat durch viele treffliche erfahrungsreiche Schriften eine dauernd segensvolle Handreichung gethan. Von Frauen ist Frau Doktor Jolberg zu Nonnenweier in Baden als Begründerin der dortigen Anstalt für Kinderpflegerinnen zu nennen, wodurch sie den Anstoß zu mehreren ähnlichen Häusern, z. B.

in Großheppach (Württemberg) und Halberstadt gegeben hat. Auch in den meisten Diakonissenhäusern ist jetzt diese Arbeit eingeführt.

Einrichtung und Arbeit. Für dieselbe Sache sind mehrere Namen im Gebrauch: Warteschule (meist in Nordwestdeutschland), Kinderpflege (in Württemberg und Baden), Kleinkinderschule (namentlich von Kaiserswerth und Nowawes aus empfohlen), Kinderbewahranstalt (vielfach in früheren Jahrzehnten angewendet und bei älteren Anstalten noch im Gebrauch), auch Spielschule (Bethanien in Berlin) oder Kinderstube hat man vorgeschlagen. In der Sache selbst bestehen kaum Unterschiede.

An äußerlichen Dingen bedarf die Schule, in welche Kinder vom zurückgelegten zweiten bis zum sechsten resp. siebenten Jahr aufgenommen werden, eines geräumigen Schulzimmers mit niedrigen Lehnenbänken, eventuell auch einigen Tischen; steigt die Zahl wesentlich über 40 Kinder, so ist neben der Lehrerin eine jüngere Gehilfin anzustellen, welche der Lehrerin in vielem an die Hand gehn, auch die kleinsten in einem besondern Zimmer um sich sammeln kann. Außerdem ist ein Schrank nötig, in welchem die Spielsachen, sonstiges Gerät, die biblischen und die Anschauungsbilder aufbewahrt werden. Ein Garten oder beschatteter Spielplatz muß unmittelbar beim Haus vorhanden sein.

Ganz einzelne, für Erziehung besonders begabte Persönlichkeiten, die zudem das rege Streben hatten, aus Büchern oder beim gelegentlichen Besuch von Warteschulen sich weiterzubilden, haben auch ohne eine regelmäßige Vorbildung mit Segen in dem Amt gestanden. Für weitaus die meisten ist aber eine methodische Schulung eine unerläßliche Notwendigkeit (Erlernen der Lieder, Spiele, Übung im Erzählen, Anschauungsunterricht, Kenntnis der wichtigsten Erziehungsregeln ꝛc.). Deshalb braucht man noch nicht mit dem Fröbelschen Methoden-Fanatismus übereinzustimmen.

Die Arbeit muß durch einen Stundenplan geregelt sein, welcher die Zeiten für Beschäftigung, Spiel, Mahlzeiten ordentlich einteilt. Alles, was die Kinder anstrengt, treibe man nicht zu lange hintereinander, etwa nur eine viertel oder eine halbe Stunde. Marschübungen, ein Spiel, ein Lied schaffen wieder neue Frische, wenn sich Müdigkeit einstellen will. Auf das Erzählen von biblischen Geschichten ist besondere Sorgfalt zu verwenden; dasselbe muß kindlich und doch würdig sein, durch Abfragen muß man sich über das Verständnis vergewissern. Jede Geschichte wird mehrere Tage hintereinander wiederholt; vor den Festzeiten natürlich die Festgeschichte. Auch andre kleine, dem kindlichen Verständnis angepaßte Erzählungen finden Verwendung zur Unterhaltung und zur Weckung des Verständnisses für die menschlichen Dinge. Anschauungsunterricht an Bildern und den Gegenständen der Schulstube und ihres nächsten Gesichtskreises schließt den Kindern das Verständnis ihrer Umgebung auf. Gesang von geistlichen und weltlichen Kinderliedern, bei deren Auswahl man auf guten Inhalt und die richtige Tonlage zu halten, bei deren Ausführung man namentlich das laute Schreien zu verwehren hat, pflegt das Gemütsleben und den Frohsinn. Im Spiel bethätigt sich das Kind am freiesten und liebsten. Möglichst viel Zeit ist auf beliebiges Umhertummeln im Freien zu verwenden, wobei nur darauf zu

achten, daß durch Unvorsichtigkeit kein Schaden geschieht, sonst aber der Jugendlust freier Lauf gelassen werden muß.

Eigentliches Lernen, (Buchstabieren, Rechnen 2c.) ist gänzlich ausgeschlossen; alles bisher Genannte soll nur als möglichst unmittelbar sich ergebende Beschäftigung des kindlichen Geistes gehandhabt werden, ohne die Absicht, bestimmte Pensen zu erledigen, gewisse schulmäßige Jahresziele zu erreichen.

Falls die Kinder den ganzen Tag in der Schule bleiben, ist es gut, für die kleinsten, namentlich in den Sommermonaten, eine Matratze zum Schlafen bereit zu haben.

Bleiben die Kinder über Mittag, so müssen sie auch gespeist werden (eine nahrhafte Suppe oder Ähnliches und Brot). Diese Speisung vermehrt natürlich die Arbeit in der Warteschule bedeutend. Für die Herstellung der Speisen, das Aufwaschen der Teller 2c. ist eine besondere Kraft anzustellen; die Lehrerin oder deren Gehilfin darf nicht damit belastet werden.

Den Kindern eigne Schulkleider resp. große Überschürzen zu geben, dürfte über die Grenze der Notwendigkeit hinausgehen. Jedoch ist auf Reinlichkeit und gute Gewöhnung zu halten, nach den Mahlzeiten Waschen des Gesichts und der Hände vorzunehmen.

Der gesamte Verkehr mit den Kindern sei freundlich, die Anordnungen seien bestimmt, Befehle und Verbote nicht zu häufig, aber ihre Erfüllung sei unausweichlich, mit Strafen sei man äußerst sparsam, wo ein Wink genügt kein Wort, wo ein Wort genügt keine That, um keinen Preis lautes Schelten oder Prügelsystem. Mit innerer Ruhe und Haltung, Selbstzucht, freundlicher Bestimmtheit, Liebe zu Kindern und treuer Pflichterfüllung beugt man den meisten Unarten vor.

Ein kleines Schulgeld ist zu erheben. Die Ferien richten sich nach denen der Volksschule.

Schwierigkeiten und Gefahren. Die Hauptschwierigkeit besteht darin, daß die Lehrerin das unruhige, lebhafte, undisciplinierte kleine Volk so mit Mund und Auge zu fesseln und zu regieren weiß, daß eine wohlgeordnete, gehorsame und doch dabei unbefangene und fröhlich spielende Schar daraus wird. Einzelne trotzige und bösartige Kinder können durch Ungehorsam und übles Beispiel große Schwierigkeiten machen. Die Lehrerin lasse sich nur nie zur Heftigkeit reizen. Mit Geduld und Konsequenz kommt man auch hier am weitesten. Eintritt von Schülern zu allen Zeiten des Jahres pflegt die Schule stets in einer gewissen Unfertigkeit und Unruhe zu erhalten. Es sind bestimmte Aufnahmezeiten, höchstens vier im Jahr, festzuhalten. Eine gute Vorbereitung, so daß die Lehrerin in dem an jedem Tag Vorzunehmenden völlig sicher ist, ebnet den Weg zu einer ungestörten Durchführung des ganzen Tageslaufes.

Die Hauptgefahr besteht darin, daß die Lehrerin sozusagen zu gut der ganzen Klasse mächtig wird, daß statt geordneter Fröhlichkeit Gesetz, Strenge, Vorschrift herrscht. Die armen Kleinen gleichen dann wohl einexercierten Rekruten, die Klasse einer vorschriftsmäßig sich bewegenden Maschine. (Zuchtlosigkeit und Wildheit sind freilich ebenso vom Übel wie

zu große Strenge und Gesetzlichkeit.) Dieselbe Gefahr zeigt sich in andrer Richtung, wenn man ein gekünsteltes, gesuchtes, unnatürliches Wesen in der Schule pflegt, alles in Form, Methode, Dressur zwängt, wobei die kindliche Frische und Unmittelbarkeit verloren geht. Dieser letzteren Gefahr unterliegen häufig die Fröbelschen Kindergärten; während eine übel angewandte Christlichkeit die Kinder mit religiösem Lehrstoff oder unverstandenen und hergeleierten Gebeten überfüllt.

Verwandte Einrichtungen. Von solchen ist nur der Fröbelsche Kindergarten zu nennen, der sich aber in wichtigen Beziehungen zu seinen Ungunsten von der Warteschule unterscheidet. Fröbel (1782—1852) hat versucht, die gesamte Erziehungslehre auf eigenartigen, sehr oft unklaren, religionslosen Grundsätzen aufzubauen, der erste Kindergarten wurde zu Blankenburg am Harz eingerichtet. Fröbel legt großen Wert auf Beschäftigung und Spiel. Aber seine Vorschriften lassen der freien Bewegung des Kindes viel zu wenig Raum, seine Spiele sind künstlich und altklug, seine Spielliedchen oft läppisch. Jedoch kann man manches Einzelne mit Nutzen verwenden.

Ziel und Segen. Ihr äußerliches Ziel hat die Warteschule erreicht mit dem sechsten Jahr resp. der Schulpflichtigkeit des Kindes. Ihr Segen besteht in Bewahrung der Kinder vor Unfällen, richtiger körperlicher, sittlicher und geistlicher Erziehung, die auf gesunde Leibes-Entwicklung und Entfaltung ihrer Geistes- und Gemütsanlagen hinarbeitet. Oft werden hier gute Keime fürs ganze Leben gelegt. In manchen Fällen hat man auch durch die Kinder günstigen Einfluß auf das häusliche Leben ausüben können, indem entweder die den Kindern in der Schule bewiesene Liebe oder die an den Kindern zu Tage kommende Frucht einer christlichen Erziehung die Herzen der Eltern für den Herrn gewann.

§ 11. Sonntagsschule (Kindergottesdienst).

Notstand. Wenn jungen und zarten Pflanzen besondere Pflege zu teil wird und werden muß, so ist's zu verwundern, daß man bis vor etwa 100 Jahren nichts Besonderes gethan hat, den Kindern einen *vollen* Sonntagssegen zuzuwenden. Von den Gottesdiensten der Erwachsenen, wie sie meistens sind, mit ihrer mangelhaften liturgischen und Gesangsausstattung und ihren überlangen, hochgehaltenen Predigten haben Kinder unter 10 oder 12 Jahren gar nichts. Kommt noch Mangel an Aufsicht über die in der Kirche versammelte Schuljugend dazu, so ist der wirkliche Schaden des Kirchenbesuches oft größer als der mögliche Nutzen. Aber auch ältere Kinder haben selbst unter günstigeren kirchlichen Verhältnissen (wenn ihnen eine reiche Liturgie das Mitsingen, eine kurze und faßliche Predigt das Aufmerken ermöglicht) außer dem Hauptgottesdienst eine besonders für sie eingerichtete Feier nötig; wenigstens ist ihnen dieselbe heilsam und dienlich zur Erreichung eines möglichst großen Sonntagssegens. — Wo der volle Sonntagssegen den Kindern verkümmert oder vorenthalten wird, besteht ein Notstand. Ihm will die Sonntagsschule abhelfen. Dagegen ist dieselbe weder imstande noch gewillt, in unsern deutschen Verhältnissen

der Gegenwart den Religionsunterricht der Wochenschule und den kirchlichen Gottesdienst zu ersetzen. In andern Ländern, wo der Schulzwang oder der Religionsunterricht fehlt, ist sie freilich ein Ersatz dafür, jedoch nur ein sehr notdürftiger.

Geschichte. Abgesehen von ganz vereinzelten früheren Erscheinungen ist der Zeitungsredakteur Robert Raikes zu Gloucester (England) der Vater der Sonntagsschule in heutigem Sinn und 1780 ist ihr Geburtsjahr. Bei einem Gang durch die Straßen am Sonntag fiel ihm die Verwilderung der Jugend auf. Er beschloß, dem weiteren Fortschreiten der Kinder auf dieser Bahn nach Kräften durch eine Sonntagsschule vorzubeugen. Einige Lehrer stellte er dazu an, die Kinder 2 Stunden im Lesen zu unterrichten, sie in die Kirche zu führen und nach dem Gottesdienst ihnen Katechismusstunde zu geben. — Das war der uns heutzutage ziemlich fremdartig vorkommende Anfang der Sonntagsschule. Sie wurde bald in ein durchaus religiöses Institut umgewandelt, das Lesenlernen fiel weg und wie die Kinder freiwillig kamen, so schritt man auch von besoldeten Lehrern zu freiwilligen Helfern und Helferinnen fort, welche die einzelnen Kindergruppen unterrichteten. — In England und Amerika ist das Sonntagsschulwesen sehr ausgebildet, zu hoher Blüte und großem Einfluß auf das kirchliche Leben gelangt. — Auch bei uns in Deutschland hat es sich allmählich zu fast allseitiger Anerkennung durchgearbeitet. Die erste deutsche Sonntagsschule ist die in der Hamburger Vorstadt St. Georg 1825 durch den späteren baptistischen Buchhändler W. Oncken und den lutherischen Pastor Rautenberg begründete. Diese Sonntagsschule ist auch dadurch besonders wichtig geworden, daß sie das erste Arbeitsfeld Wicherns war, eine Vorschule für seine spätere Lebensarbeit im Rauhen Hause. — Um die Ausbreitung der Sache in Deutschland haben sich namentlich der unermüdliche Privatier W. Bröckelmann in Heidelberg, sowie durch sein Buch „Die Praxis der Sonntagsschule" Pastor Tiesmeyer in Bremen mit Erfolg bemüht.

Einrichtung und Arbeit. Die Einrichtung ist sehr einfach und leicht herzustellen. Für eine Klasse von 10—12 Kindern genügt ein Zimmer mit Stühlen, die im Halbkreis um den Lehrer oder die Lehrerin aufgestellt sind. In jedes Kindes Hand — jedoch für alle gleichmäßig — muß eins der zahlreichen für diesen Zweck zusammengestellten Liederbücher befindlich sein. Das ist der ganze Apparat für kleinste Verhältnisse.

Bei größerer Kinderzahl und mehr Lehrkräften muß man in einem Schulzimmer, sonst irgend einem Saal (etwa im Vereinshaus) oder in der Kirche zusammenkommen. Dem Liederbuch kann man auch noch ein Neues Testament hinzufügen.

An der Spitze steht eine leitende Kraft, entweder ein Geistlicher, ein Lehrer, ein Stadtmissionar oder sonst ein geeigneter Laie. Ihm liegt die Vorbereitung der Lehrer, die Abhaltung der Sonntagsschule, die Aufrechterhaltung der Ordnung im ganzen ob. Ihm dienen als Helfer und Helferinnen männliche und weibliche freiwillige Kräfte, denen je eine Klasse von 10—12 Kindern zur speziellen Unterweisung zufällt.

Der äußere Gang ist dieser: Nach in der Woche geschehener Vorbereitung kommen die Lehrkräfte am Sonntag etwas zeitiger als die

Kinder — damit alles in Ordnung zugehe — in das betreffende Lokal; der Vorsteher beginnt mit einer liturgischen Einleitung, wie sie sich in den betreffenden Liederbüchern befindet (etwa Lied, Gebet, Schriftlektion, Katechismusaufsagen, Lied). Nun teilen sich die Kinder in Gruppen und die Erzählung resp. das Gespräch des Lehrers mit den speziell ihm zugehörenden Kindern beginnt. Hierauf kann eine zusammenfassende Katechese des Vorstehers oder eine ganz kurze Ansprache oder Geschichte die Hauptgedanken der Gesamtheit einprägen; ein liturgischer Abschluß (mindestens aus Lied, Vaterunser, Segen bestehend) folgt am Ende. Vor dem Weggang, vielleicht nach Mitgabe eines Sonntagsschulblattes, Umtausch der Bücher, welche aus der Sonntagsschulbibliothek entliehen sind 2c. Länger als eine Stunde darf das Ganze nicht dauern.

Die Klassen sind nach Geschlechtern und nach dem Alter resp. den Kenntnissen zu trennen.

Ein Lehrplan, der sich entweder an die Reihenfolge eines biblischen Buches, oder der Sonntagsevangelien oder einer andern Auswahl von Stellen hält, ist vom Vorsteher zu Grunde zu legen.

An Weihnachten pflegt man den Kindern durch einen Tannenbaum, im Sommer durch einen gemeinsamen Spaziergang eine Freude zu machen.

Der Streit um die Namen: ob Sonntagsschule, Kindergottesdienst oder Kinderkirche, ist ein ziemlich müßiger, da unter allen Namen die Sache überall dieselbe zu sein pflegt.

Die Arbeit an der Sonntagsschule teilt sich in die Vorbereitung, das Halten der Schule, die Nacharbeit.

Die Vorbereitung ist entweder eine rein private, dem einzelnen Helfer völlig überlassene, also nur durch eignes Nachdenken und Bücher zu gewinnende, oder der Vorsteher der Schule giebt die Vorbereitungsstunde. In jedem Fall strebe jeder Lehrer danach: 1. daß ihm die betreffende Schriftstelle für sein eignes geistliches Leben wichtig und aufgeschlossen werde, 2. daß man sich alle zum Verständnis nötigen Kenntnisse, Thatsachen, Worterklärungen, geographische Bestimmungen, Parallelen 2c. fest aneigne, 3. daß man Klarheit gewinne über die unterrichtliche Behandlung des Ganzen und Einzelnen; man frage sich: wie willst du dies den Kindern deutlich, jenes lieb und fruchtbar machen? An Hilfsmitteln dazu fehlt's nicht.

Beim Halten der Schule haben Lehrer und Lehrerin zunächst während des liturgischen Teils die eigne Mitthätigkeit beim Singen 2c. mit der Achtsamkeit auf das Betragen der Kinder der betreffenden Gruppe zu verbinden, die zu behandelnde biblische Geschichte ist dann frei oder doch unter möglichst geringer Benutzung des Buches zu erzählen, die nötigsten Erläuterungen sind gleich mit einzuflechten, so daß die Geschichte deutlich und anschaulich vor den Augen der Kinder steht. Vielleicht, namentlich bei den Kleinen, ist die Anschauung auch durch Vorzeigen eines Bildes zu unterstützen. Fragend wird das Ganze wiederholt, wobei man sich über das Verständnis vergewissern und einzelnes je nach Bedürfnis noch weiter ausführen kann. — Die richtige Fragestellung pflegt dem Ungeübten nicht leicht zu werden. Der Anfänger thut gut, sich vorerst an

sog. W-Fragen zu halten, das sind solche, welche mit W anfangen, z. B. Wer hat das gethan? Wo? Wann? Wie? 2c. (Die Verbindungen mit Präpositionen: Von wem? 2c. natürlich eingeschlossen.)

Die Nacharbeit besteht in der Pflege der Verbindung mit den Kindern und ihren Familien während der Woche. Namentlich etwaiges öfteres Fehlen des Kindes, Krankheit desselben, sein Geburtstag 2c. giebt zu Besuchen in der betreffenden Familie Anlaß. Dieselben seien jedoch kurz, nicht mit forciert christlichen Gesprächen erfüllt. Doch wem ein passend Wort zur rechten Zeit geschenkt wird, kann auch da viel Gutes wirken. Man begehe aber keine Taktlosigkeiten weder durch Lob der Kinder, noch durch Tadel irgend welcher die Familie betreffenden Dinge vor den Ohren der Sonntagsschüler.

Schwierigkeiten und Gefahren. Schwierigkeiten pflegen außer denjenigen, welche dem Lehrer sein Mangel an Gabe und Geschick oder an allerlei materiellen Erfordernissen (der rechte Raum 2c.) bereiten, meistens vor Beginn einer Sonntagsschule oder im Anfang ihrer Wirksamkeit aus den Vorurteilen der Umgebung zu erwachsen. Meist sind es nicht die Eltern oder die Kinder, welche diese Vorurteile hegen (es ist vielmehr wunderbar, wie sich die letztern meist zur Sonntagsschule hingezogen fühlen), sondern dieselben werden gewöhnlich von Autoritätspersonen ausgesprochen, namentlich Pastoren und Lehrern. Etwa folgende: Die Sonntagsschule ist ein englisches importiertes Gewächs (hat sich längst acclimatisiert); das Weib schweige in der Gemeinde (sind denn 10 Kinder, die man zum Erzählen einer biblischen Geschichte sammelt, die Gemeinde?); die Laienkräfte haben das Unterrichten nicht gelernt, also können sie es auch nicht (die Fähigkeit, eine biblische Geschichte nach sorgsamer Vorbereitung faßlich zu erzählen, ist der Unterrichtstüchtigkeit eines Lehrers in allen Schulfächern gar nicht zu vergleichen); eine Klasse stört die andere, wenn sie in demselben Raum unterrichtet werden (und doch geschieht dies seit 100 Jahren an Tausenden von Orten, ohne daß die Störung als ein wesentliches Hindernis empfunden wird); die Kinder hier am Orte haben trefflichen Religionsunterricht (den will und kann die Sonntagsschule nicht ersetzen, wohl aber ergänzen) 2c. 2c. Gewöhnlich pflegt solchen Einwendungen gegenüber nichts zu verfangen als der Hinweis auf anderwärts gemachte Erfahrungen, und meist hat man völlig gewonnen, wenn nur erst ein wohlvorbereiteter, verständig angefangener Versuch gewagt worden ist.

Die Gefahren sind diese: 1. daß man die Kinder durch materielle Mittel lockt (ihnen viel schenkt 2c.); das ist unmoralisch und dazu unnötig; die Erfahrung zeigt, daß die Kinder in eine gute Sonntagsschule auch ohnedem kommen. Der Weihnachtsbaum und Sommerspaziergang dürfte dagegen nicht unter die verbotenen Freuden zu zählen sein, solange Luthers Wort gilt, daß in der Kindererziehung „der Apfel bei der Rute" sein müsse. Um sich ganz sicher zu stellen vor bloßen Weihnachtsgästen, nehme man vom Oktober bis Neujahr keine neuen Kinder auf. 2. daß man zu schulmäßig verfährt, d. h. mit peinlicher Strenge auftritt, den Kindern viel aufgiebt zu lernen 2c. Dagegen lautet die Losung: „mehr Sonntag als Schule". — 3. daß man methodistisch wird, Früchte

alsbald nach der Saat ernten will, die Kinder zu überreifen Gefühlsäußerungen verleitet, sie mit Bekehrungsversuchen bestürmt. Dagegen gilt's nüchtern sein, sich auf den Kinderstandpunkt stellen. — 4. daß man nicht treu genug in Erfüllung seiner Pflichten ist. Manche verwechseln freiwillig und willkürlich. Man will wohl an der Sonntagsschule mithelfen, aber keinen Genuß darum aufgeben, fehlt deshalb bei der Vorbereitung, versäumt die Stunde, kommt und geht unpräcis. Man betone das „willig" mehr als das „frei".

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Das Verhältnis der Wochenschule und des Hauptgottesdienstes zur Sonntagsschule ist schon oben gelegentlich angedeutet. Es bleibt noch dasjenige zur Katechisation des Geistlichen zu erwähnen. Die Handhabung dieser Katechisationen ist in den verschiedenen Teilen Deutschlands eine außerordentlich verschiedene. Im allgemeinen ist zu sagen: Für diejenigen Altersklassen der Kinder, welche allsonntäglich vom Geistlichen wirklich katechisiert werden, ist die Sonntagsschule entbehrlich; für die übrigen womöglich neben der Katechisation eine Sonntagsschule einzurichten. Ob aber nicht überhaupt auch jene pastorale Katechisation mehr nach Art der Sonntagsschule einzurichten wäre, wo sich irgend die Kräfte dazu finden, möchte doch zu fragen sein. Derartige Einrichtungen haben ihre Zeit; die Sonntagskatechese hat sie gehabt. In der Gegenwart blüht die Sonntagsschule, weil sie den Bedürfnissen der Zeit entgegenkommt. Warum sollte die Kirche nicht ihre Stimme wandeln, wenn nur dadurch der ewig gleiche Wort- und Heilsinhalt an die Seelen gebracht wird?

Hilfseinrichtungen sind etwa: die Volksbibliothek, die Schriftenverbreitung (Mitgabe von Blättern in die Häuser) ꝛc.

Ziel und Segen. Das äußere Ziel hat die Sonntagsschule erreicht mit der Konfirmation. Sehr gut ist's, wenn man die Konfirmierten irgendwie in ähnlicher Weise wie bisher, etwa als sog. „Bibelklasse", vereinigen kann. Dies muß jedoch unabhängig von der Sonntagsschule geschehn und verlangt weit mehr Gaben und Kräfte.

Der Hauptsegen der Sonntagsschule besteht darin, daß man den Kindern den Sonntag lieb zu machen sucht und daß man sie lehrt, wie man an diesen Sonntagen aus Gottes Wort schöpft. Die gottesdienstliche Pflege in einer dem Kindesalter angepaßten Weise ist ihre Aufgabe. Durch die Kinder fürs Elternhaus wirken, wäre eine besonders schöne Zugabe.

Ein nebensächlicher, wenngleich nicht genug anzuschlagender Segen ist die Gewöhnung der Kinder und Lehrer an kirchliche Freiwilligkeit und Beteiligung der Laien an der Arbeit fürs Reich Gottes. Es giebt kaum eine andre Thätigkeit, die solche große Zahl, namentlich auch jüngerer Kräfte, in förderlicher, namentlich die christliche Erkenntnis befestigender und bereichernder Weise kirchlich beschäftigen kann, als die Sonntagsschule. Wenn recht geleitet und benutzt, haben wir hier zugleich eine Schule, welche mithilft, die Kirchenglieder selbständig und arbeitstüchtig zu machen.

§ 12. Waisenhaus.

Notstand. Während man in andern Zweigen der inneren Mission oft seine liebe Not damit hat, die vorhandene Not auch dem Auge des Unkundigen sichtbar und auch den widerwilligen Sinn dafür zugänglich zu machen, ist der Notstand, welcher bei Verwaisung armer Kinder vorliegt, vor aller Welt offenbar und von allen zugegeben. Sind doch mit den Eltern einem Kind die natürlichen Erhalter, Beschützer und Erzieher genommen, die es solange geleitet hätten, bis es sich selbständig in der Welt fortgeholfen. Annähernd kommen ähnliche Nöte auch vor, wenn nur eins der Eltern, Vater oder Mutter, gestorben ist. Danach unterscheidet man Ganzwaisen und Halbwaisen. Meist finden auch letztere Aufnahme im Waisenhaus, zumal wenn der Vater gestorben ist. Ob der Verlust von Vater oder Mutter für das Kind schwerer und eingreifender ist, hängt ganz von den besonderen Verhältnissen ab.

Geschichte. Es ist natürlich bei solchem Notstand, daß sich, nachdem überhaupt einmal Barmherzigkeit mit dem Elend geweckt war, alsbald auch die liebende Fürsorge den Waisen zuwandte. Freilich litten die hier aufgewendeten Bemühungen und getroffenen Einrichtungen im großen und ganzen jahrhundertelang an zwei Fehlern: man sonderte die Waisen nicht von andern Klassen der Bedürftigen und die leibliche Erhaltung überwog durchaus die Sorge für die Erziehung. Das wurde erst gründlich und dauernd anders zur Zeit des Pietismus, namentlich auch durch das Vorbild des berühmten Waisenhauses zu Halle, das Aug. Herm. Francke 1695 begründete. Als derselbe einst in der Armenbüchse auf seiner Stube sieben Gulden fand, sagte er: „Das ist ein ehrlich Kapital, davon muß man etwas Rechtes stiften; ich will eine Armenschule damit anfangen." Das war der Anfang des Waisenhauses, das noch heute blüht und mit seinen 3300 Schülern (ca. 95 000 seit dem Bestehen), mit seinen ca. 470 Zöglingen (17 000 seit dem Bestehen) die größte Schuleinrichtung Deutschlands, vielleicht der Welt ist. Für den lebendig-christlichen Geist, der hier herrschte, ist das Wort Franckes charakteristisch: „Ein Quentchen lebendigen Glaubens ist höher zu schätzen als ein Centner bloßen historischen Wissens; und ein Tröpflein wahrer Liebe höher als ein Meer der Wissenschaft aller Geheimnisse." Der Härte der früheren Erziehung gegenüber faßt sich die Pädagogik Franckes dahin zusammen: „In Summa: der Weg zur Seligkeit durch das Evangelium ist ein Weg der Liebe, des Friedens und eines sanften stillen Geistes, und daß die Kinder diesen Weg erkennen lernen, daran ist ihnen am meisten gelegen." Hierzu kam noch als besonders wichtig, daß das Waisenhaus im engeren Sinn das Glied eines großen, alle Stufen der Bildung und Erziehung umfassenden Ganzen wurde und daß die materiellen Hilfsquellen für Bau, Einrichtung und Unterhalt nicht eine reiche Staats- oder Kirchenkasse, sondern die Liebe und Barmherzigkeit der Christenmenschen war. Francke betont oft: „Herr, gieb mir Kinder wie der Tau aus der Morgenröte, wie die Sterne am Himmel!" und Gott erhörte sein Gebet. Sein Werk ist vom reichsten Segen begleitet gewesen.

Die Wirkung des Hallischen Waisenhauses zeigte sich in der großen

Anzahl von Neugründungen solcher Anstalten und in dem Geist, der erneuernd und belebend in sie einzog. Es seien aus allen nur drei genannt: das Bunzlauer in Schlesien 1754, wo die beiden Woltersdorf wirkten, das Stuttgarter 1712 und das Baseler.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hatten die Waisenhäuser unter der Erschlaffung des christlichen Lebens, mancherlei eingerissenen Mißbräuchen und vielfach auch von der Ungunst der öffentlichen Meinung, welche von unchristlichen pädagogischen Idealen erfüllt war, zu leiden. Man führte vielfach statt der geschlossenen Anstalten Familienpflege ein.

Durch Pestalozzi, den Erneuerer der gesamten Pädagogik, kam auch in die Waisenhaussache neuer Trieb; namentlich lernte man auch neben der Familienerziehung die eigentümlichen Vorzüge der Anstaltspflege schätzen. Für letztere trat namentlich Kröger in Hamburg wirksam ein. Besonderes Interesse bietet unter den Waisenhäusern der Gegenwart die Gründung von Georg Müller in Bristol, mit 2000 Zöglingen.

Einrichtung und Arbeit. Für die Einrichtung ist von entscheidender Bedeutung die Größe der Anstalt resp. die Anzahl der zu erziehenden Kinder. Ist letztere klein, so ergiebt sich von selbst die Einrichtung eines Familienhauses; ist sie groß, so kann eine ganze Kolonie von kleinen Familienhäusern mit gemeinsamen Schul-, Andachts- und Wirtschaftsräumen oder ein großer Centralbau errichtet werden, der aber nicht kasernen- oder fabrikartig, sondern in scharfer und reicher innerer Gliederung hergestellt sein muß. Das Haus muß Räume zum Wohnen und Schlafen, für Schule, Gottesdienst und Arbeit, für Krankenpflege, Wirtschaft und Verwaltung umfassen. Die Einteilung des Hauses muß eine zweckmäßige Trennung der Geschlechter und eine den Erziehungszwecken dienliche Gruppierung der Kinder erleichtern. Die letztere hat nicht mechanisch nach dem Alter oder nach den Kenntnissen (etwa nach Schulklassen) zu geschehen, sondern in Anlehnung an das Familienleben, welches ja auch ältere und jüngere Geschwister vereinigt. Freilich muß auch hier ein buntes und blindes Zusammenwerfen der Kinder vermieden werden, vielmehr eine sorgsame, auf die Eigenheiten und wechselseitige erziehliche Einwirkung achtende Zusammenordnung erstrebt werden.

An der Spitze von solchen Anstalten, in welchen Knaben und Mädchen erzogen werden, steht am besten ein Waisenvater mit seiner Frau; für Mädchen allein eignen sich auch Diakonissen. Den Hauseltern müssen die nötigen Lehr-, Aufsichts- und sonstigen Arbeitskräfte zur Verfügung stehen.

Statt des Streites zwischen Anstalts- und Familienerziehung, zwischen Anstaltsschule und öffentlicher Schule schaffe man lieber eine lebendige Verbindung aller dieser Möglichkeiten. Denn jede dieser Einrichtungen hat ihre guten, aber auch ihre schwachen Seiten. Da ist es denn von besonderem Nutzen, wenn man bei jedem Kind sowohl in betreff der Erziehung, als auch der Schule diejenige Weise wählen kann, welche bei seiner Eigenart den besten Erfolg verspricht. Treffliche Vorbilder in der Verbindung der verschiedenen Systeme bieten das Stuttgarter und das Baseler Waisenhaus. —

Gegen die Anstaltserziehung läßt sich u. a. die größere Kostspieligkeit, die Gefahr körperlicher und moralischer Ansteckung, eine gewisse Verwöhnung, Entfremdung vom Leben ꝛc. anführen. Dafür indessen: die Möglichkeit einer größeren Konsequenz und durchgreifendere Wirkung der erziehlichen Thätigkeit, einer durchschnittlich besseren und vernünftigeren Körperpflege u. s. w.

Gegen die Familienerziehung läßt sich u. a. sagen, daß die christlichen und zugleich pädagogisch tüchtigen Familien, welche fremde und arme Kinder aufnehmen können, nicht so häufig sind; daß das Kostgeld oft mehr als recht ist, bei der Aufnahme mitspricht; daß eine wirkliche Aufsicht der Behörden sehr erschwert ist; daß überhaupt die Erziehung sehr vielen Zufälligkeiten ausgesetzt ist. Für dieselbe: der große Hauptgrund, daß die Familie nun einmal der natürliche Mutterboden für die Erziehung ist und bleibt, mit einer Menge von kleinen Einflüssen, die keine Nachahmung in Anstalten ersetzen kann.

Doch ist's völlig verkehrt, guten Familien schlechte Anstalten oder umgekehrt zur Vergleichung gegenüberzustellen. Man muß von beiden gute mit guten, schlechte mit schlechten vergleichen. Es wird sich dann zeigen, daß in jedem Fall ganz inviduell verfahren werden muß. Auf dies Kind wirkt die Anstalt besser, auf jenes die Familie. Oder auch: für ein bestimmtes Kind war eine bestimmte Familie der beste Aufenthalt, einem anderen würde dieselbe Familie weit weniger gut thun. Dem einen bekommt der Besuch der öffentlichen Schule gut, das andere bedarf der mehr väterlichen Methode der Anstaltsschule. Mit einem Wort: Verbindung der verschiedenen Systeme zu einem Ganzen von Gliedern, die einander hilfreich sind.

Auf die Frage: ob Knaben und Mädchen in einem Haus zu erziehen sind, lautet die Antwort: bei sittlich einigermaßen normalen Kindern ist die Erziehung in einer Anstalt vorzuziehen aus wirtschaftlichen und erziehlichen Gründen, vorausgesetzt, daß durch Einrichtung und Aufsicht (in kleinen Anstalten im ganzen leichter durchzuführen als in großen) ein Damm gegen verderbliche Annäherung vorhanden ist.

Eine einheitliche Tracht hat mancherlei materielle wie auch erziehliche Vorteile, namentlich in größeren Anstalten. Sie hat um so weniger Bedenken, als an dem Zögling eines Waisenhauses ja kein sittlicher Makel haftet.

Die an den Zöglingen des Waisenhauses zu leistende Arbeit erstreckt sich vornehmlich auf Erziehung, Unterricht, Arbeitsgewöhnung.

Für die Erziehung ist der Geist des Hauses (christliche Gesamthaltung, Gottesdienst, Hausandacht, Gesang, Feste ꝛc.), die Persönlichkeit des Erziehers, die Hausordnung von entscheidender Bedeutung. Liebe und Ernst müssen zum gedeihlichen Ziel zusammenwirken (Zerrbilder davon sind Weichlichkeit und barsche Dressur).

Für den Unterricht ist es wichtig, ob die Waisen allein oder mit anderen Kindern zusammen die Schule besuchen. Letzteres kann entweder so geschehen, daß auswärts wohnende die Waisenschule besuchen oder daß Waisen auswärtige Schulen besuchen. Natürlich bietet in letzterem Fall der gegenseitige Verkehr, der Schulweg mancherlei Gefahren, denen man

vorbeugen oder entgegentreten muß. Jedoch ist auch die völlige Isolierung der Waisen von anderen Kindern nicht unbedenklich. Eine Verbindung der verschiedenen Systeme und eine danach mögliche individuelle Behandlung jedes Kindes möchte das Ratsamste sein. Auch ist es gut, wenn besonders begabten Knaben der Besuch höherer Schulen ermöglicht oder doch nicht ganz verschlossen wird.

Besondere Beachtung verdient die Erziehung zur Arbeit, da die Kinder meist im späteren Leben sich durch ihrer Hände Arbeit ihr Brot verdienen müssen. Hier heißt die Losung: Erziehung zur Arbeit durch Arbeit. Nur wenn man ins Wasser geht, kann man schwimmen lernen. Die beste Anweisung geschieht durch Vorarbeiten und Mitarbeiten. Der betreffende Lehrmeister darf nicht nur Aufseher, sondern er muß zugleich erster Arbeiter sein. Vermieden muß werden sowohl das träge Umherlungern (Arbeit ist kein Spiel, sondern etwas Ernstes), als auch Überanstrengung. Letztere droht da, wo man zu sehr auf den Arbeitsgewinn sieht und die erziehliche Seite vernachlässigt. Für die Mädchen ergiebt sich die Arbeit leicht (weibliche Handarbeiten und Mithilfe in Haus, Küche, Garten). Für die Knaben ist unter den auch ihnen obliegenden Hausgeschäften namentlich das Holzkleinmachen wichtig; außerdem können sie beim Flicken der Kleider, beim Anfertigen der Hefte und Büchereinbinden helfen; ebenso in einigen anderen Handwerken, z. B. Tischlerei, wie sie sich in größeren Anstalten leicht einrichten und nützlich verwerten lassen; endlich hauptsächlich im Garten- und Feldbau.

Schwierigkeiten und Gefahren. Außer den Schwierigkeiten, welche Leitung oder Mitarbeit an jeder größeren Anstalt ergiebt, ist namentlich die Gefahr der Schablone sehr naheliegend. Ihr muß durch Individualisierung begegnet werden. Diese ist freilich ebenso schwierig als nötig. Jedes Kind will in seiner Eigentümlichkeit erkannt und danach behandelt werden. In größeren Anstalten kann diese Individualisierung nur einigermaßen gelingen, wenn in der oben geschilderten Weise die ganze Einrichtung den mannigfachen Bedürfnissen entgegenkommt.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Als die wichtigste ist die oben schon begründete Familienpflege anzusehen, die sowohl eine Ergänzung der anstaltlichen Erziehung bietet, als auch von ihr ergänzt wird.

Dahin gehört auch die Unterbringung der Entlassenen bei guten Lehrherren 2c., das Festhalten und Pflegen der Verbindung mit denselben; Einrichtung einer Sparkasse; eines Asyls für zeitweilig wieder heimatlos Gewordene bis zu einem gewissen Alter.

Ziel und Segen. Mit der Konfirmation pflegt die Entlassung aus dem Waisenhaus zu geschehen. Im Zweifelsfall ist dieser Termin möglichst weit hinauszuschieben, namentlich bei den Mädchen. Im allgemeinen sind hier freilich die sonst in dem betreffenden Land gültigen Termine maßgebend.

Die größte Segenswirkung hat das Waisenhaus erzielt, welches den Kindern ein gutes christliches Elternhaus möglichst ersetzt hat.

§ 13. Erziehungsverein.

Notstand. Zwischen den normal und in normalen Verhältnissen aufwachsenden Kindern einerseits und den mißratenen und verwahrlosten andererseits existiert die Klasse der gefährdeten und bedrohten. Die erfreulich sich entwickelnden können nirgends besser aufgehoben sein, als in ihrer eigenen Familie, die mißratenen, bei denen das böse Wesen sich schon festgesetzt hat und durch die einfachen pädagogischen Mittel und Kräfte der Familie nicht zu bekämpfen ist, gehören in ein Rettungshaus. Die gefährdeten dagegen werden am besten in einer fremden Familie untergebracht, welche unter günstigen Bedingungen das Kind beeinflußt und erzieht. Solche Gefährdung ist vorhanden bei Waisen, bei solchen, die so gut wie Waisen sind, weil Vater oder Mutter oder beide im Krankenhaus, Irrenhaus, Gefängnis, oder auf der Handelschaft oder Bettelfahrt sind. Ebenso ist's bei unehelichen Kindern, Kindern schwacher Mütter, jähzorniger Väter. Überall fehlt diesen der warme Nährboden der Familie. Fallen solche Kinder dem Armenwesen zur Last, so werden sie nicht selten an den Wenigstnehmenden „ausgethan", und die betreffenden Kosteltern sehen dann meist nur auf das Kostgeld oder die im Kind zu gewinnende Arbeitskraft. Kinder in solchen Notlagen will der Erziehungsverein in seine Pflege nehmen.

Geschichte. Pestalozzi wies schon mit Nachdruck auf die erziehliche Kraft der Familie hin; infolgedessen entstanden kleine Erziehungsvereine, welche die gefährdeten Kinder in guten Familien unterbrachten. Das eigentlich bezeichnende Wort in dieser Sache hat H. Zeller in Beuggen gesprochen: „Die Hausstube muß Rettungsanstalt werden." Die in der Schweiz und Süddeutschland kennen gelernte Einrichtung verpflanzte der aus der Schweiz stammende Pfarrer Bräm in Neukirchen bei Mörs am Rhein nach Nord- und namentlich nach Westdeutschland. Er begründete 1845 einen Erziehungsverein, der für viele zum Vorbild wurde. Zu erwähnen ist außerdem namentlich der Elberfelder (seit 1849), der Pestalozzi-Verein in Hannover. Mehrere solcher Vereine giebt's in dem auf dem Erziehungs- und Barmherzigkeitsgebiet so regsamen Württemberg.

Einrichtung und Arbeit. Man hat einen künstlichen Gegensatz zu schaffen gesucht zwischen der Anstaltserziehung und Familienerziehung. Das ist grundverkehrt, denn thatsächlich ergänzen beide einander. Es kann ja gar keinem Zweifel unterliegen, daß eine fremde Familie der natürlichste und beste Ersatz für die eigene ist; und man wird alle Kinder, für welche sich Familien finden lassen, am liebsten da unterbringen. Allein die Familien sind nicht so sehr zahlreich, welche geneigt sind, fremde Kinder gegen ein spärliches Kostgeld aufzunehmen, und nur ein kleiner Bruchteil der dazu geneigten ist geeignet. Dazu kommt noch, daß viele geneigte und geeignete Familien um ihrer eigenen Kinder willen fremde verdorbene und verwahrloste oder auch wohl nur gefährdete gar nicht aufnehmen dürfen. So schmilzt die Zahl der Familien und der Kinder, die hier in Betracht kommen, bedeutend zusammen; und in keinem Fall sind Anstalten, sowohl Rettungs- als Waisenhäuser, neben

dem Erziehungsverein entbehrlich. Besser eine gute Anstalt als eine mittelmäßige Familie.

Der Verein hat sein örtliches Centrum an einem Vereinshaus, das vornehmlich zur ersten Unterbringung der Kinder dient (da oft Gefahr im Verzug ist), dann aber auch dem Leiter des Ganzen das genaue Kennenlernen der Kinder und die danach bemessene Auswahl der Familien ermöglicht. Auch zeitweilig irgendwie heimatlos gewordenen dient es als Aufenthalt.

Der Verein hat seinen persönlichen Mittelpunkt in seinem Agenten, der ein die Erziehungsaufgaben tüchtig verstehender Mann, dem zudem eine besondere Menschenkenntnis und großer Eifer in der Erfüllung seines besonderen Berufs (Reisen, Korrespondenz) eigen sein muß.

Das erste Stück Arbeit ist, das betreffende Kind kennen lernen, welches von Verwandten, Behörden, Pfarrern, Lehrern ꝛc. zur Aufnahme empfohlen wird. Über die äußeren Umstände orientieren Papiere, Zeugnisse, Korrespondenzen. Wesen und Eigenart des Kindes kann aber nur durch persönliches Kennenlernen, am besten durch Aufenthalt desselben im Vereinshaus, erfaßt werden.

Das zweite: es müssen geeignete Familien gesucht werden. Gerade die besten und geeignetsten werden sich selten melden. Das gewöhnliche polizeiliche Leumundszeugnis, was nur aussagt, daß die Betreffenden noch „nicht bestraft" oder daß „nichts Nachteiliges über sie bekannt sei", genügt bei weitem nicht. Es müssen christliche, einfache, jedoch nicht bettelarme Familien sein, die durch eigene wohlgeratene Kinder ein günstiges Vorurteil in betreff der Erziehungsfähigkeit erwecken; an Orten, wo es mit Kirche und Schule gut bestellt ist. Man zieht ländliche oder kleinstädtische Verhältnisse den großstädtischen vor. Man wählt lieber nicht die Heimat des Kindes oder deren nächste Nähe als neue Heimat, sondern eine etwas entferntere Gegend, aber möglichst ähnliche soziale Verhältnisse, um der Verwöhnung und damit unerfüllbaren Ansprüchen im späteren Leben vorzubeugen.

Das dritte: Beaufsichtigung und Beratung der betr. Familien und der ihnen anvertrauten Kinder. Hier ist weiser Rat und feste That nötig. Viel und auch dazu unüberlegtes Dreinreden und Anordnen würde alles verderben; ebenso aber auch ein lässiges Mitansehen wirklicher Verkehrtheiten.

In allen drei Richtungen der Arbeit sind viel Reisen und Korrespondenz nötig. Doch kann sich der Agent an urteilsfähigen, zuverlässigen und eifrigen Vertrauensmännern Helfer für das alles gewinnen. Indessen sind derartige wirklich taugliche Persönlichkeiten nicht allzuhäufig. Mit eignen Augen sehen, mit eigner Hand thun, bleibt die Grundregel.

Schwierigkeiten und Gefahren. Die Hauptschwierigkeit besteht in der Unterbringung der rechten Kinder in die rechten Familien.

Die Gefahren bestehen darin, daß man sich bei den Familien mit bloß bürgerlicher Rechtschaffenheit begnügt, also den Maßstab ziemlich niedrig greift, oder sich durch den Schein christlichen Wesens täuschen läßt; sodann darin, daß man überhaupt die Arbeit in einer rein geschäftsmäßigen Weise, ohne pädagogisches Gewissen, bloß bureaumäßig erledigt.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen: das Rettungshaus, das Waisenhaus (vergl. die betr. Paragraphen).

Den Erfolg der Erziehung hilft die gute Unterbringung bei Lehrherren und Dienstherrschaften sichern. Der Einfluß auf die Entlassenen und der Zusammenhang mit ihnen muß gewahrt bleiben.

Ziel und Segen. Die Altersgrenze für den Verbleib der Pfleglinge ist die Zeit der Konfirmation. Wenn das fremde Haus dem Kind thunlichst ein gutes Elternhaus ersetzt hat, hat der Verein sein Mögliches gethan.

Günstige und segensvolle Einzelheiten der Familienerziehung resp. Vereinsarbeit sind diese: Die Kosten sind geringer als bei der Anstaltserziehung; die Kinder bleiben in Verhältnissen, welche dem gewöhnlichen Leben näher liegen als die Anstaltsverhältnisse; und bei der großen Personalkenntnis, welche der Agent hat, wird die Unterbringung der Konfirmierten leichter sein und mehr Garantieen des Gelingens haben als sonst.

§ 14. Knabenarbeitsanstalt und Knabenhort.

Notstand. Man klagt nicht mit Unrecht über Verwilderung der Jugend. Nicht wenig trägt zu derselben die Art und Weise bei, wie viele Kinder, sonderlich Knaben, ihre schulfreie Zeit zubringen. Die Eltern sind nicht zu Haus, sondern auswärts auf Arbeit. Unbeaufsichtigt, in nutzloser, ja schädlicher Weise wird da von den Kindern der Nachmittag verbracht; sie treiben sich auf den Straßen umher, verüben allerlei Streiche, während Lernen und Arbeiten schmählich vernachlässigt wird. Das sind Notstände, groß genug, um nach Abhilfe zu rufen; und um so mehr wird man dem Rufe zu folgen geneigt sein, wenn man erwägt, daß mit solchem Treiben unausbleiblich die Grundlagen größeren Verderbens und sittlicher Verkommenheit gelegt werden.

Geschichte. Von zwei verschiedenen Punkten aus hat man den Notstand zu bekämpfen begonnen.

Bei den „Knabenarbeitsanstalten" steht die Arbeit im Vordergrund, welcher ein bestimmter Verdienst entspricht. Erziehliche Einwirkungen werden nur erstrebt, sofern sie mit der Arbeit in Zusammenhang stehen. Die erste derartige Anstalt wurde 1828 in Darmstadt begründet und blüht heute noch bei einem Bestand von gegen 400 Knaben. Gartenbau und Strohflechten sind die hauptsächlich hier betriebenen Arbeiten. Von ähnlichen Anstalten nenne ich die zu Heilbronn, Altona. Dresden hat deren mehrere. An allen diesen Orten werden auch andere als die genannten Arbeiten betrieben.

Bei den „Knabenhorten" überwiegt die allgemein erziehliche Absicht, die Arbeit ist nur ein Teil dessen, was dort vorgenommen wird. Diese Anstalten haben ihren Anfang genommen durch Prof. Schmidt-Schwarzenberg in Erlangen; namentlich aber von München aus eine starke Verbreitung erlangt und werden sogar durch eine eigne Zeitschrift vertreten. — Unter dem Namen Kinderheim existiert auch eine solche Einrichtung in Barmbeck-Hamburg.

Einrichtung und Arbeit. Die Knabenarbeitsanstalt nimmt

Knaben während bestimmter Stunden der schulfreien Zeit auf, um sie vor dem Umhertreiben zu bewahren, durch Anleitung zur Arbeit und Ausübung derselben arbeitsliebend, tüchtig und geschickt zu machen und ihnen dafür einen entsprechenden Verdienst zu gewähren.

Sie hat dazu einen Saal, Schuppen 2c., kurz solche Räume nötig, welche zum Betreiben bestimmter Arbeitszweige dienen können, als Stroh- und Weidenflechterei, Bürstenbinden, Holzkleinmachen u. s. w. Die Ortsverhältnisse geben auch manche eigenartige Arbeiten an die Hand. Wo Obstbaumzucht und Gartenkultur getrieben werden soll, bedarf es dazu ziemlich ausgedehnter Ländereien.

Der unmittelbare Leiter der Anstalt muß selbst den betreffenden Industriezweig genau kennen. In großen Anstalten müssen demselben Gehilfen, vielleicht gesondert nach den betreffenden Fertigkeiten, beigegeben resp. untergeordnet sein.

Die Arbeitsleistung der Knaben wird gebucht, der Verdienst entweder auf einem bis zur Konfirmation gesperrten Sparkassenbuch angelegt oder auch monatlich ausgezahlt. Im ersteren Fall fällt der Verdienst beim Ausschluß des Knaben wegen Unart oder Unregelmäßigkeit der Anstalt zu. Der Ausschluß geschieht nicht ohne schriftliche Verwarnung der Eltern.

Die sog. „Fahrer" (Knaben, welche das zerkleinerte Holz den Kunden ins Haus fahren) erhalten im Sommer eine Bluse, im Winter warme Anzüge.

In manchen Anstalten findet ein Sommerfest und eine Weihnachtsbescherung statt.

Der Knabenhort schöpft seine Einrichtungen aus der Nachahmung des Elternhauses. Die Räume müssen wohl etwas besser resp. der Wohn- oder Schulstätte ähnlicher sein als bei der mehr werkstattartigen Arbeitsanstalt.

Da auch irgend eine Mahlzeit (entweder Mittagessen oder Vesper) gereicht wird, darf die Kochvorrichtung nicht fehlen.

Die Leitung wird meist ein Lehrer oder ein in ähnlicher Weise gebildeter Mann haben, während für die Arbeitsanstalt ein Gärtner, Handarbeiter 2c. genügt.

Die Knabenarbeitsanstalt will vornehmlich Anleitung für Arbeit geben, womit sich ja natürlich mancherlei erziehliche Einflüsse verbinden lassen, ja selbst um der Arbeit willen verbinden müssen. Sehr wichtig ist auch die genaue Buchführung, welche bei den vielen Einträgen von geringem Betrag große Sorgfalt und Mühe erfordert, aber für das Gelingen der Sache durchaus notwendig ist. Ohne dieselbe ließe sich keine Ordnung halten.

Der Knabenhort will ein Ersatz des Elternhauses für die schulfreie Zeit sein und demgemäß alles bieten, was das Kind in derselben Zeit zu Haus hat und thut. — Was treibt ein Kind zu Haus? Es nimmt seine Mahlzeit zu sich, es spielt, macht seine Schularbeiten, geht Vater und Mutter mit kleinen Hilfleistungen an die Hand. Für das alles muß der Vorsteher des Knabenhort sorgen. Bei der Menge der Kinder geht das aber nicht ohne einen größeren methodischen Betrieb.

Schwierigkeiten und Gefahren. Die Arbeitsanstalt hat mit der Schwierigkeit des unregelmäßigen Besuches der Kinder zu kämpfen. Diesem Mißstand muß man dadurch begegnen, daß man den Kindern die Arbeit lieb macht, auch durch Verdienstschmälerung oder -Entziehung, im Notfall durch Ausschluß. — Auch der Absatz der gefertigten Waren ist oft nicht leicht. — Eine Gefahr besteht darin, daß die Thätigkeit zur fabrikmäßigen Arbeitsdressur und also zur Überanstrengung der Kräfte ausartet. Um das zu verhüten, muß Frohsinn und Gesang gepflegt, die stramme Arbeit einmal durch ein Spiel, eine Marschübung unterbrochen werden. Christlich geleitete Anstalten werden auch einen entsprechenden Tages- und Wochenschluß (etwa Gesang eines Chorals) haben.

Beim Knabenhort ist darauf zu achten, daß die Haltung des Vorstehers nicht zu schulmeisterlich, sondern mehr väterlich sei. Obwohl es ohne methodische Ordnung bei einer solchen Schar von Knaben nicht abgeht, wird doch der den Preis verdienen, der von Methode nicht mehr anwendet, als unbedingt nötig. Nicht Zwang und Reglement sei der Charakter des Knabenhort, sondern geordnete Freiheit.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Für Mädchen scheinen ähnliche Einrichtungen nicht in gleichem Grade notwendig wie für Knaben. Jedoch hat man auch schon Mädchenhorte eingerichtet, und das Kinderheim in Barmbeck-Hamburg besuchen auch Mädchen. Doch möchten in diesem Zusammenhang die Industrieschulen (Näh- und Strickschulen) sowie die Handarbeitsstunden in der Elementarschule wenigstens zu erwähnen sein.

Einen gewissen Einfluß haben auch neuerdings die Hausfleißschulen des Dänen von Clauson-Kaas und die schwedischen Slöjdschulen, deren gegenwärtiger Hauptvertreter der Seminardirektor Otto Salomon aus Nääs ist, gewonnen. Doch greifen diese Bestrebungen über den hier berührten Notstand hinaus. Man verfolgt mit ihnen ein doppeltes Ziel. Man will damit einerseits ein Gegengewicht bieten gegen die einseitige Kopfanstrengung und Geistesausbildung in den höheren Schulen und Schichten der Gesellschaft; andrerseits Arbeitsgeschick und Arbeitslust in den Kreisen der Jugend mehren, welche später durch ihrer Hände Arbeit ihr Brot verdienen müssen. Über eine ganze Reihe von Fragen besteht indessen auch bei den Anhängern und Förderern noch vielspaltige Meinung, so z. B. über die Frage, ob mehr nützliche Sachen angefertigt werden sollen oder allein solche, durch welche die Ausbildung von Auge und Hand befördert wird.

Ziel und Segen. Bestrebungen, welche auf nützliche Erfüllung der schulfreien Zeit ausgehen, haben natürlich mit dem Moment der Schulpflichtigkeit ihr Ende erreicht. Sie haben ihre Aufgabe erfüllt, wenn sie den Knaben vor moralischem Verderben behütet, zur Ausbildung der Arbeitsgeschicklichkeit und -Lust beigetragen, zu einem willkommenen Verdienst verholfen und in der Erziehung namentlich auf Mehrung einiger sozialer Tugenden, wie Ordnung und Sparsamkeit, hingewirkt haben. Als ein Zeichen, daß die Resultate auch in Handwerkerkreisen gewürdigt werden, dürfte die Thatsache gelten, daß Meister sich gern ihre Lehrlinge aus der Arbeitsanstalt holen.

Drittes Kapitel.

Erziehung und Bewahrung der Jugend.

§ 15. Handarbeitsschule für Mädchen.

Notstand. Die meisten Frauen haben nicht in dem Maß und in der Art wie der Mann zum Gewinn des Unterhalts mitzuwirken, wohl aber in hervorragender Weise zu thun mit der sparsamen Verwendung und mit dem Zusammenhalten des Erarbeiteten. Von besonderer Bedeutung ist dabei die Kunst des Nähens und Strickens. Wo die von einer Hausfrau nicht geübt wird, verfallen die Kleider der Familienglieder sehr früh völliger Verwahrlosung oder es muß viel Arbeitslohn an andere bezahlt werden. Viele Hausfrauen, zumal der arbeitenden Klasse, sind aber in dieser wichtigen Fertigkeit sehr ungeübt, trotzdem daß der früher oft nur je nach den Umständen erteilte Handarbeitsunterricht neuerdings fast überall als fester Lehrgegenstand in den Volksschulen eingeführt ist. Mit den wenigen Lehrstunden ist die Sache nicht gethan. Es gehört recht viel Übung dazu, bis es zur Fertigkeit kommt. Erfahrungsmäßig wird die Gelegenheit dazu in vielen Familien weder in der Schulzeit, noch nach der Konfirmation geboten, und es treten mancherlei private und vereinsmäßige Einrichtungen in die Lücke. Aber auch in den höheren Ständen pflegt es nicht besser auszusehen, nur daß hier der Notstand nicht so kraß hervortritt. Man läßt andere arbeiten, was man nicht kann oder mag. Dann freilich ist die Not groß, wenn die Lebensumstände sich ändern und nun zum selbständigen Broterwerb drängen. Wie manche Frau hätte das zum Leben Nötige, wenn sie von weiblichen Handarbeiten etwas Gründliches verstände. Mit der dürftigen Fertigkeit, welche die meisten besitzen, ist freilich nichts anzufangen.

Geschichte. Der Unterricht in weiblichen Handarbeiten hat sich, dem Bedürfnis entsprechend, an vielen Orten gleichzeitig entwickelt. Von vorbildlichen Einzelanstalten ist deshalb um so weniger zu berichten, weil der Unterricht auf unserm Gebiet meist nur im Anschluß an andre Thätigkeiten möglich ist. Es mögen übrigens die Namen von Rosalie Schallenfeld, welche seit 1861 in Norddeutschland, und von Schulmeister Buhl, welcher in Württemberg seit etwa derselben Zeit den Handarbeitsunterricht zum Klassenunterricht machten, und damit den wichtigsten Fortschritt in der Methode anbahnten, genannt sein. — Eine Förderung der

Arbeitstüchtigkeit mit etwas höheren Anforderungen und damit eine Hilfe für den zweiten oben genannten Notstand beabsichtigte Lette in Berlin mit der Begründung eines Vereins zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts 1865, dem sich 1866 der „Viktoriabazar" (nach der deutschen Kronprinzessin genannt) als Verkaufsanstalt zugesellte. Gerade letzteres Institut mußte aber reichliche Erfahrungen von der Untüchtigkeit der Frauen machen, die allen möglichen Tand, aber nichts Reelles und Brauchbares arbeiten konnten.

Einrichtung und Arbeit. Die Handarbeitsschule, wie wir sie in diesem Zusammenhang meinen, wird besucht entweder von Schulkindern, denen sie eine Nachhilfe bei dem auch sonst Erlernten bietet, oder von Frauen, denen sie einen Ersatz der Versäumnisse der Schulzeit leisten will, oder von nicht mehr schulpflichtigen jungen Mädchen, denen sie Gelegenheit zur Übung, Befestigung, Weiterführung des bereits Gelernten geben möchte; wohl am meisten von letzteren, weshalb wir sie auch an dieser Stelle eingefügt haben. Sie schließt sich an die verschiedensten andern Thätigkeiten zur Hebung des sittlichen und christlichen Lebens an. Hier ist's eine Gemeindediakonissin, welche die Mädchen um sich sammelt, dort eine Kleinkinderlehrerin; an dem einen Ort wird die Schule von einem Frauenverein geleitet, an einem andern ist sie von einem Stadtmissionar unternommen, der sich weibliche Hilfe dafür zu verschaffen gewußt hat; in dem einen Fall ist sie Teil einer Haushaltungsschule, in dem andern verdankt sie ihre Entstehung einem Nähverein, der für Heidenmission thätig ist, u. s. w.

An äußerem Apparat bedarf's wenig dazu: ein Zimmer mit soviel Tischen und Stühlen, als zur Unterbringung der Schülerinnen nötig sind. Die Näh- und Strickgerätschaften sowie das zur Arbeit nötige Material werden je nach Lage der Dinge entweder von der Schule geliefert oder von den Schülerinnen mitgebracht.

In betreff der Arbeit in diesen Schulen kämpfen heutzutage zwei Methoden miteinander. Nach der einen wird alles streng schulmäßig gehalten, der Unterricht als Klassenunterricht, mit gleichmäßigem Fortschritt aller Schülerinnen erteilt. Nach der andern läßt man in alter Weise dem einzelnen Kind Korrektur und Anweisung zu teil werden, während die andern, so gut oder schlecht sie können weiterarbeiten, oder feiern oder der Lehrerin zusehen. Bei Schulklassen mit ziemlich gleichmäßigem Stand der Kenntnisse und Fertigkeiten verdient die erste Methode den Vorzug; ob die zweite Weise in den freien Handarbeitsschulen unsrer Art, die nur einem Notstand abhelfen wollen, nicht die richtige wäre, schon wegen der völligen Ungleichheit der vorhandenen Fertigkeit, dürfte mindestens zu fragen sein.

Für jenen schulmäßigen Betrieb muß die betr. Lehrerin nicht nur die Arbeiten selbst verstehen, sondern auch in der Methode des Klassenunterrichts unterwiesen sein.

In erster Linie stehen die nötigsten Arbeiten: Stricken, Stopfen, Nähen, Flicken, Namenzeichnen. Dann erst etwa Häkeln und Anfänge des Stickens.

Schwierigkeiten und Gefahren. Die Handarbeitsschule darf keine Fabrik werden, die möglichst viel und möglichst gute Ware liefert, sondern

sie muß Erziehungsanstalt bleiben. Unnachsichtlich muß man auf das Nützliche halten und nicht, den Wünschen der Kinder oder ihrer unverständigen Angehörigen nachgebend, die edle Zeit auf Spielereien, etwa Stramin-stickereien (Pantoffel, Hosenträger) verschwenden.

Während der Lernzeit muß das ganze Interesse auf die Arbeit gerichtet sein. Sie verträgt es nicht, daß daneben gelesen, erzählt, geschwatzt, gesungen werde. Nicht spielend, sondern mit Fleiß, Sorgfalt und Gründlichkeit soll alles betrieben werden. Dauert die Arbeit stundenlang nacheinander, so sind in Rücksicht auf die Kinderkräfte auch Pausen zu machen, die der Erholung und dem freien Verkehr der Lehrerinnen mit den Schülerinnen und der letzteren untereinander, dem Singen eines Liedes 2c. gewidmet werden können. Geübtere können neben der Arbeit wohl auch singen, vorlesen, erzählen hören.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Hier sind zu nennen die sogenannten Haushaltungsschulen, in welchen theoretisch oder praktisch, oder in beiderlei Weise zugleich, alles für die künftige Hausfrau Nötige gelehrt und gelernt wird, also auch die weiblichen Handarbeiten. Diese Haushaltungsschulen sind besonders in Süddeutschland verbreitet. Frau Maria Rebe redet einer Verbindung der Handarbeitsstunden mit der Haushaltungskunde das Wort. Dieser Vorschlag bedarf in betreff seiner Durchführbarkeit noch sehr einer vielfachen Erprobung.

Ziel und Segen. Fertigkeit in den gewöhnlichen häuslichen Arbeiten, als: Stricken, Stopfen, Nähen, Flicken und Namenzeichnen, ist das Ziel der Schule. Wird der Unterricht im rechten Sinn und Geist erteilt, so kann Freude an der Arbeit, Sinn für Gründlichkeit, Einfachheit, Gediegenheit, häusliches Wesen geweckt und gepflegt werden.

Am besten wird dies geschehen, wenn man lernt, auch die geringste Berufsarbeit als einen Gottesdienst anzusehen, wie Luther sagt: „Eine Magd thut gute Werke, wenn sie im Glauben ihren Beruf ausrichtet, und thut was sie die Frau heißet, wenn sie das Haus kehret, in der Küche spület und kochet 2c."

§ 16. Mägdeschule.

Notstand. Die Klagen der Herrschaften über die Dienstboten sind so alt, als die Klagen der Dienstboten über die Herrschaften. Man meint oft, es sei „früher" besser gewesen, aber auch in der früheren Zeit gab es dieselben Klagen und auch da behauptete man, „in der guten alten Zeit" habe es noch anders ausgesehen. Man schaut so gern auf frühere Tage als auf ein verlorenes Paradies zurück und doch ist's wichtiger, ein zukünftiges Paradies zu erstreben. Dazu ist aber weniger nötig eine Vergleichung der Gegenwart mit der Vergangenheit, als vielmehr eine Prüfung der Schäden und Notstände auf ihre Ursachen. Zwei Quellen sind's aber, welche bei den Dienstbotennöten, namentlich in betreff der Mägde, in Betracht kommen: die Verderbtheit des natürlichen Menschenherzens und das schlechte Vorbild der Herrschaften. Wenn man recht hat mit dem Vorwurf, daß die Mägde vielfach genußsüchtig, putzsüchtig, verschwenderisch sind, so ist doch sehr die Frage, ob es die Hausfrauen im

allgemeinen weniger sind. Man klagt, daß die Mägde pietätlos, frech und ungehorsam sind. Aber macht man ihnen von seiten der Herrschaft denn auch Gehorsam und Anhänglichkeit leicht? Werden sie nicht von vielen wie Maschinen oder Lasttiere behandelt, und wenn man ihnen einmal etwas Gutes gönnt, spielt die größte Thorheit mit, wie z. B. beim Geschenk eines Theaterbillets, eines Kleides, dessen Aufputz weit über den Stand der Dienstboten hinausgeht. Nach der Regel: wem viel gegeben ist, von dem wird auch viel gefordert, stellen wir die ersten und ernstesten Anforderungen an die Herrschaften. Freilich ohne jede einzelne Hausfrau für die Eigenschaften der einzelnen Magd verantwortlich machen zu wollen. Wird doch auch den guten Herrschaften das rechte Verhältnis zu den Dienstboten oft sehr erschwert. Vergelten doch manche alle Liebe mit grobem Undank oder fordern die Ausübung des Grundsatzes förmlich heraus, daß auf einen groben Klotz ein grober Keil gehöre. — Ein Hauptübel ist die mangelhafte Unterweisung der jungen Mädchen, woraus Unerzogenheit im allgemeinen und Untüchtigkeit in den notwendigsten Arbeiten so leicht die Folge ist. Jeder Knabe macht in seinem Handwerk eine Lehrzeit durch, das Mädchen aber soll das meiste von selbst lernen. Das ist zuviel verlangt. Je weniger nun Hausfrauen Lust und Geschick haben zum Anlehren der Mädchen, desto mehr müssen Anstalten in die Lücke treten.

Geschichte. Der Erneurer der Diakonissensache, Fliedner, hat auch auf diesem Gebiet die erste nachhaltige Anregung gegeben. Schon früher gab es in Berlin und Hamburg kleine Anfänge von Mägdeschulen, die indessen nirgends Nachfolge fanden. Seitdem aber Fliedner mit seiner im Jahre 1854 gegründeten Mägdeherberge Marthashof in Berlin auch eine Stätte zur Ausbildung junger Dienstmädchen verbunden hatte, machte die Sache rasche Fortschritte. Heute giebt es solche Anstalten in fast allen großen Städten Deutschlands, vielfach von Diakonissen geleitet: so in Hamburg, Magdeburg, Stuttgart ꝛc.

Einrichtung und Arbeit. Von entscheidender Bedeutung für die Mägdeschule ist die Verbindung derselben mit andern Anstalten, welche die für die Mädchen und ihre Ausbildung durchaus nötige Arbeitsgelegenheit darbieten. Früher hat man hier und da die Mädchen außer der Anstalt Morgenstellen versehen lassen. Allein der Hin- und Heimweg bot viele Versuchungen, die Anleitung in den betreffenden Hausständen war auch oft sehr mangelhaft. Die Anstalt selbst muß Arbeit bieten, an der man das Arbeiten lernen kann. Das ist aber nur möglich durch Verbindung mit anderen Anstalten, also z. B. mit einer Krippe und Warteschule, wo die Kinderpflege erlernt werden kann, oder einem Diakonissenmutterhause, das bei seiner Wäsche, in seiner Küche, in seiner Nähstube, in seinem Hospiz, in seinem Siechenhause ꝛc. reichliche und mannigfaltige Gelegenheit zu allen Hausarbeiten bietet.

Es dürfen nur bereits konfirmierte Mädchen von gutem Ruf aufgenommen werden. Man lasse die Marthaschule keine Rettungsanstalt werden. Es muß ein Stück Standesehre sein und bleiben, in solchem Haus erzogen worden zu sein.

Mit den praktischen Arbeiten gehen einige Lehrstunden Hand in

Hand, in welchen das in der Schule Gelernte geübt und befestigt, in betreff des religiösen Lesestoffs eine Erweiterung und Vertiefung angestrebt wird.

Auf die Unterbringung in Dienst muß sich die Anstalt ihren Einfluß wahren, damit das Mädchen nicht im Unverstand eine Stelle annimmt, in welcher schnell niedergerissen wird, was langsam aufgebaut worden ist.

Ob in den Kreis des zu Lernenden das Kochen aufgenommen werden kann, hängt von der Dauer des Aufenthaltes ab und der Möglichkeit, die äußern Einrichtungen dafür zu treffen.

Die Räume und das Gerät sind in mustergültigem Zustand zu erhalten, um den Mädchen für ihre spätere Arbeit als Vorbilder dienen zu können.

Vorbild ist die beste Anleitung. Die ein solches Haus leitende Diakonissin oder sonstige Persönlichkeit muß sowohl in ihrer gesamten Haltung, wie in der Ausführung der Arbeiten den jungen Mädchen als Muster hingestellt werden können. Ein mütterlicher Geist muß sie erfüllen, daß sie mit der rechten Liebe und dem rechten Ernst ihr Haus regiere und die jungen Seelen zu Christo und in ihm zur rechten Erfüllung ihres irdischen Berufs führe. Strenge Ordnung wie unbefangene Fröhlichkeit und Frische reimen sich sehr wohl zusammen.

Schwierigkeiten und Gefahren. Der Name Marthastiftung, den viele solche Anstalten tragen, weist auf die erstrebte Arbeitstüchtigkeit, aber auch auf die Gefahren einer einseitigen Bevorzugung der Arbeit hin. Im Haus muß für die Maria neben der Martha immer Raum, ja ein Ehrenplatz sein.

Unter den Arbeiten dürfen nicht die der Anstalt am meisten einbringenden, sondern nur die den Mädchen am meisten nötigen, die ihnen am meisten Ausbildung und Übung gewährenden bevorzugt werden.

Wie die Aufnahme sittlich verkommener, so ist auch die Aufnahme gar zu schwacher Kinder abzulehnen. Letztere sind oft halb invalide, und können nichts Rechtes lernen. Das gereicht dann dem Ruf der Anstalt zum Nachteil, und die Mädchen haben auch von dem Aufenthalt nicht den Nutzen, den ihnen gerade eine Marthaschule bieten soll.

Bei der Vereinigung der Mägde-Schule mit der -Herberge unter einem Dach muß durch Aufsicht und die lokalen Einrichtungen einem schädlichen Einfluß der Bewohner der letzteren auf die der ersteren thunlichst vorgebeugt werden.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Die Handarbeitsschule, die Haushaltungsschule, die Mägdeherberge, der Jungfrauen-Verein (Sonntags-Verein), die Fabrikarbeiterinnenherberge (vergl. die betr. §§).

Ziel und Segen. Ziel ist die Erlernung aller wichtigen häuslichen Arbeiten entweder inkl. oder exkl. des Kochens; damit Hand in Hand gehend christliche Erziehung. Es ist eine wichtige Sache, Gehilfinnen von Hausfrauen, die später meist einmal selbständige Hausfrauen, wenn auch in kleinen Verhältnissen, werden, zu erziehen. Wie sehr können gute Dienstboten zum Glück eines Hauswesens beitragen, und welcher

Segen ist eine arbeitstüchtige christliche Frau und Mutter für ihre eigene Familie.

§ 17. Mägdeherberge.

Notstand. Die Mägdeschulen wollen der vernachlässigten Erziehung der Mädchen aufhelfen, die Mägdeherbergen wollen der Bewahrung dienen. Denn die Gefahren für alleinstehende und unberatene Mädchen sind groß. Sie kommen vom Lande in die Stadt. Schon auf der Ankunftsstation am Bahnhof erhebt sich die Frage nach einer Unterkunft für die erste Nacht, die paar ersten Tage. Gefällige Wegweiser bieten sich an — nur daß sie die armen Mädchen so oft an gefährliche Orte weisen, zu Vermietebureaus, wo man nur den eignen Vorteil sucht, in Herbergen, wo man sie plündert, wenn's nicht gleich schon in die Höhlen des Lasters geht. — In ähnlich hilfloser, wenn auch wegen Ortsbekanntschaft vielleicht nicht ganz so schlimmer, Lage befinden sich die Mädchen nicht selten beim Stellenwechsel, zumal bei einem solchen, der nicht mit den gewöhnlichen Ziehterminen zusammenfällt.

Geschichte. Die erste Mägdeherberge ist zu Paris im Jahre 1847 gegründet worden. Die Kunde von ihrem segensreichen Wirken, sowie ein Einblick in das Sittenverderben, welchem die aus den Provinzen nach Berlin kommenden unerfahrenen Mädchen anheimfielen, ließ den Pastor Fliedner eine ähnliche Anstalt im Jahre 1854 zu Berlin gründen, die sehr unscheinbar begann, sich bis heute gewaltig erweitert (über 120 Betten) und in großem Segen gewirkt hat. Es ist eine Mägdeschule, eine Kleinkinder- und eine Mädchenschule damit verbunden. Für viele ähnliche Anstalten ist sie Anregung und Vorbild geworden.

Einrichtung und Arbeit. Ihrem Zweck nach soll die Mägdeherberge zeitweiliger Aufenthaltsort der Dienstmädchen sein und ihnen Gelegenheit zur Vermietung bieten. Sie nimmt nur unbescholtene Mädchen auf, soweit sie als solche aus ihren Papieren zu erkennen sind.

In allen Anstalten wird ein Kostgeld gezahlt, in den meisten auch von den Mädchen, während der Zeit ihres Aufenthalts, Arbeit zum Besten des Hauses — gewöhnlich Hilfe in der Küche und Waschküche — verlangt, wonach denn schon der Satz des Kostgeldes niedriger bemessen ist.

Indem die Herbergen auch als Vermiet-Comptoire dienen, können sie natürlich nicht für Wohlgeraten des vermittelten Dienstverhältnisses garantieren. Allein es wird schon Unglück genug verhütet, wenn Persönlichkeiten, welche kein Geldinteresse und ebenso das Wohl der Herrschaften wie der Dienstboten im Auge haben, die Vermittlung betreiben. Dabei ist das doch schon eine heilsame Zucht, daß anerkannt schlechten Herrschaften und Dienstmädchen keine Stelle verschafft wird.

Durch Annoncen und Plakate auf den Bahnhöfen ꝛc. der Umgegend muß man auf die Herberge aufmerksam machen. Folgen die Mädchen diesen Einladungen, so sind sie freundlich aufzunehmen und in ihrer Unerfahrenheit treulich zu beraten. Zeigt sich Verschmitztheit, unwahres Wesen oder Unbotmäßigkeit, so muß man ihnen die Wohlthat einer ernsten Warnung und festen Leitung zu teil werden lassen. In äußeren

Dingen muß man ihnen den Aufenthalt so gut und heimatlich wie möglich zu gestalten suchen. An steter Aufsicht in den Schlaf-, Wohn- und Arbeitsräumen darf es nicht fehlen. Es kommt ja eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft dorthin, deren meiste Mitglieder man nicht kennt. Der Geist eines in christliche Ordnung gefaßten Hauswesens muß überall zu spüren sein. Etwa mögliche und nötige Auskunft über Herrschaften und Dienstboten muß in strengster Wahrhaftigkeit, mit Einsicht und Takt erteilt werden. Dem Dienstbotenklatsch über die Herrschaften ist thunlichst entgegenzuwirken.

Schwierigkeiten und Gefahren. Wenn es an Arbeit und Aufsicht mangelt, erhalten bösartige oder leichtsinnige Mädchen die Oberhand, und die Herberge wird zu einer Verderbens- statt einer Bewahrungsstätte. Widerspenstige oder den andern zur Versuchung gereichende Elemente müssen ausgeschlossen werden. Die Anstalt darf nicht zum Vorasyl für ein Magdalenium werden.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Vergl. oben bei der Mägdeschule.

Ziel und Segen. In welchem Grad die Mägdeherbergen der Bewahrung vor dem Verderben dienen, hat die Statistik gelehrt. Man hat früher in Berlin jahrelang die Orte aus der näheren und entfernteren Umgegend zusammengestellt, aus welchen die Gäste in der Mägdeherberge und aus welchen die Kranken auf der Charité, die durch Sünden wider das sechste Gebot dorthin gekommen sind, herstammen. Und man hat gefunden, daß die hier und dort Befindlichen ihrer Zahl nach im umgekehrten Verhältnis zu einander stehn. Sind oft aus einem Ort viele in der Charité, dann aus demselben wenige in der Mägdeherberge oder umgekehrt: viele in der Mägdeherberge, dann wenige in der Charité.

§ 18. Fabrikarbeiterinnenherberge.

Notstand. Selbst wenn Fabrikmädchen bei ihren Eltern wohnen, hat ihr Stand eigentümliche Gefahren: der Geldverdienst und die dadurch bedingte Selbständigkeit, der Weg zur Fabrik und nach Haus am Morgen und Abend, der Mangel an Übung in den gewöhnlichen Arbeiten des weiblichen Berufs (Kochen, Nähen 2c.). Diese Gefahren vermehren sich sehr wesentlich, wenn die Arbeiterinnen am fremden Ort allein stehen. Die Arbeiterfamilie, bei der sie sich meist in Kost und Logis geben, hat keine Autorität über sie, selbst wenn sie dieselbe geltend machen wollte und in gutem Sinn geltend zu machen entschlossen wäre, die Mädchen sind sich also selbst überlassen. Ihr Heim ist meist höchst ungemütlich, eine bloße Schlafstelle, das Wohnen in den betreffenden Familien bringt sie oft in ungeeigneten oder unsittlichen Verkehr mit Männern, die Langeweile am Abend und Sonntag ist drückend, die Verführung der Tanzsäle und Wirtshäuser lockt. Die meist mechanische Fabrikarbeit läßt das Gemüt leer, das dann mit doppelter Gier nach Freude und Genuß verlangt; oft ist auch die leibliche Pflege schlecht genug. Kurz, sie sind allen Gefahren der Heimatlosigkeit ausgesetzt und erliegen ihnen nur zu oft.

Geschichte. Ähnlich wie für die Dienstboten hat man auch für die Fabrikarbeiterinnen durch Darbietung einer Heimat gesorgt. So in Stuttgart 1867, in Eisenach, in Basel. Namentlich hat sich aber hierin der treffliche christliche Fabrikant Karl Metz in Freiburg (Baden) hervorgethan. Auch katholische Anstalten von großer Bedeutung giebt es, z. B. in München-Gladbach.

Einrichtung und Arbeit. Während die Herberge für Dienstboten immer nur ein vorübergehender Aufenthalt ist, wird sie für die Fabrikarbeiterin zur Heimat, ein Ersatz des Elternhauses. Danach müssen auch hier die Einrichtungen ganz andre sein als dort. Man kann unterscheiden zwischen geschlossenen Anstalten, welche nur Arbeiterinnen einer Fabrik aufnehmen, in ihrem Zuschnitt nach den Verhältnissen derselben (z. B. in betreff der Zeiteinteilung) eingerichtet sind und im ganzen eine straffere Zucht und tiefergehenden erziehlichen Einfluß ausüben können; und zwischen offenen Anstalten, welche Arbeiterinnen aus verschiedenen Fabriken aufnehmen, also der persönlichen Autorität des Fabrikherrn als oberster Leitung entbehren und deshalb mehr nur bewahrend und weniger erziehlich wirken, wenn auch letzteres nicht ganz ausgeschlossen ist.

Entweder Hauseltern oder eine Hausmutter (Diakonissin) mit den nötigen Hilfskräften verwalten das Ganze.

Die meisten derartigen Anstalten sind größeren Umfangs, oft für Hunderte eingerichtet: große Schlafsäle, durch halbhohe Holzzwischenwände etwas wohnlicher in kleinere Räume geteilt, ein Eß- und Wohnsaal, die nötigen Wirtschafts- und Baderäume, Lehrzimmer ꝛc. umfassend.

Aufgenommen wird jede Fabrikarbeiterin, welche Arbeit hat, unbescholten ist, sich der Hausordnung unterwirft und das Kostgeld zahlt (das entweder ganz oder nur teilweise die wirklichen Kosten deckt).

Frühstück und Abendbrot wird im Haus eingenommen, meist auch das Mittagessen, zuweilen ist Teilnahme an letzterem ins Belieben gestellt.

Zu bestimmter Zeit morgens wird das Haus geöffnet, abends geschlossen. Außer den Bewohnerinnen dürfen keine andern Personen sich darin aufhalten.

Eine Volksbibliothek mit geeigneten Schriften bietet Lesestoff. Handarbeitsstunden und etwa eingerichtete Koch- und Bügelkurse geben Gelegenheit zur Ausbildung in diesen Fertigkeiten. Singstunden bereichern das Gemeinschaftsleben. (In katholischen Anstalten wird meist der Sonntag zu diesen Kursen benutzt.)

Die Gesamtverwaltung eines so großen Hauswesens stellt an die leitende Persönlichkeit große Anforderungen, zumal wenn man bedenkt, daß es sich dabei nicht nur um eine gute Geschäftsführung, sondern um eine christlich-sittliche Einwirkung auf Persönlichkeiten handelt, welche ziemlich selbständig im Leben dastehen. Auch hier ist die Persönlichkeit der Leitung und der Gesamtgeist des Hauses von entscheidender Bedeutung. Was hier fehlt, läßt sich durch kein Reglement ersetzen. Hausandacht, Tischgebet, sowie etwa Sonntag Nachmittag oder Abend eine besondere Erbauungsstunde prägen den christlichen Charakter des Hauses aus und geben dem geistlichen Bedürfnis Nahrung. Sehr vielen thut man schon dadurch wohl, daß man für sie da ist, daß man für Wünsche, Klagen,

Nöte zu haben ist, daß man sich mit Liebe, Rat, Trost um das Ergehen der Einzelnen kümmert.

Sehr wichtig ist das Heranziehen der Mädchen sowohl zur Mithilfe bei der Hausarbeit, als bei der Aufrechthaltung der Ordnung. Dies wird jedoch in geschlossenen Anstalten wesentlich leichter sein, als in offenen.

Krankenpflege gehört nicht zu den Pflichten der Arbeiterinnenherberge. Erkrankte müssen in Hospitäler übergeführt werden.

Vermittlung von Sparkasseneinlagen ist sehr erwünscht.

Schwierigkeiten und Gefahren. Es ist nicht leicht, die Mitte zu halten zwischen unnötigen Beschränkungen, welche dem Haus leicht den Charakter eines Gefängnisses geben, und einer zu lockeren Disciplin, wobei alles aus Rand und Band geht.

Auch hat es seine Schwierigkeiten, gegen alle Gerechtigkeit zu üben, und doch eine 30jährige Person anders zu behandeln wie ein 15jähriges Kind. — Unbotmäßige Bewohnerinnen sind nach geschehener fruchtloser Verwarnung unnachsichtig zu entlassen, ehe sie andre in ihr Wesen mit hineingezogen haben.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Außer den oben bei der Mägdeschule erwähnten ist etwa noch der Feierabend-Verein (eine besondre für die Fabrikarbeiterinnen berechnete Art des Jungfrauenvereins) und die Verbindung der Arbeiterinnenherberge mit einer Volksküche (wie in Stuttgart) zu nennen.

Ziel und Segen. Manche „geschlossene" Anstalten verlangen eine mehrjährige Anwesenheit ihrer Insassen nebst Verpflichtung für diese Zeit. Hier können auch bestimmte Ziele der Ausbildung sowohl für den Fabrikbetrieb als die allgemeine Tüchtigkeit im weiblichen Beruf ins Auge gefaßt und leichter durchgeführt werden, als in den „offenen" Anstalten mit ihrer zum Teil rasch wechselnden Bewohnerschaft. Aber auch letztere haben an der Bewahrung vor schlechten Einflüssen eine sehr wichtige und dankenswerte Aufgabe.

§ 19. Sonntagsverein (Jungfrauenverein).

Notstand. Der Sonntag ist ein Segenstag, wenn er recht gebraucht wird, aber in dem Leben vieler wird er zu einem Tag der Versuchung und Sünde und somit zu einem Tag des Fluches; weil sie ihn mit rechtem Inhalt nicht zu erfüllen wissen, wird er geradezu eine Seelengefahr. So für einsame, ohne rechten Anhalt dastehende Dienstmädchen, die im Besitz eines freien Sonntagnachmittags sind. Schon das Bedürfnis der Aussprache, des persönlichen Anschlusses treibt zu verderblicher Geselligkeit, wenn keine gesunde und förderliche Gemeinschaft geboten wird. — Ähnliche Gemeinschaftsbedürfnisse liegen auch in anderen Ständen, als nur bei den Dienstmädchen vor, so bei manchen Bauern- und Bürgerstöchtern in Stadt und Land.

Geschichte. In größerem Maßstab hat das hier vorliegende Bedürfnis erst seit dem Bestehen der Mägdeherbergen 2c. Befriedigung gesucht und gefunden. In diesen Anstalten waren Sonntags eine ganze Anzahl unbeschäftigter Mädchen beieinander; ihnen gesellten sich solche zu, welche früher die Mägdeschule oder Mägdeherberge bewohnt hatten und mit ihrem

freien Sonntag nichts Rechtes zu machen wußten. So entstanden meist in Verbindung damit die Sonntagsvereine, welche an manchen Orten, z. B. in Berlin, eine große Ausdehnung erlangt haben. Es giebt dort deren über zwanzig, die sogar an der Mädchenzeitung der Frau Bankier Lösche ein kleines gemeinsames Organ haben.

Anderwärts ist das Interesse für die Mission oder geistlichen Gesang (wie im Ravensbergischen) das Bindemittel der Vereine.

Einrichtung und Arbeit. Es bedarf dazu eines sehr geringen Apparates, aber viel persönlicher Hingabe. Denn es ist wirklich ein Opfer, regelmäßig seinen Sonntagnachmittag für diese Sache hinzugeben. Sehr wünschenswert ist's, einen Garten neben dem Zimmer mitbenutzen zu können. Gespräch, Erzählen, Vorlesen, Singen, Teilnahme an einer Mahlzeit (etwa der Nachmittagskaffee), ein Spaziergang, ein gemeinsamer Kirchgang, die gemeinsame Abendandacht, eine biblische Besprechung — das wird der eiserne Bestand der gut und segensreich ausgefüllten Zeit im Verein sein. Frischer Sinn und ein „anschlägiger Kopf" sind für die Leiterin notwendige Gaben. Hilfskräfte sind dabei sehr erwünscht, damit nicht eine Person jahraus jahrein die Kosten der Unterhaltung zu tragen habe.

Schwierigkeiten und Gefahren. Die Hauptgefahr ist die Langeweile, die zweite, welche ihr gleich ist: der Klatsch. — Eine große Schwierigkeit ist die am Sonntag gebotene Unthätigkeit (wenigstens in den Gegenden, wo dieselbe streng durchgeführt wird), da sich Mädchen und Frauen so leicht ungemütlich fühlen, wenn sie nichts in der Hand haben. Deshalb hat man vielfach die Zusammenkünfte der Jungfrauenvereine auf einen Wochenabend verlegt, den Herrschaften zum Ärger, welche nun ihre Dienstboten außer am freien Sonntag auch noch an einem Alltag entbehren sollen, und den Mädchen nicht zum Nutzen, welche ja nun keine rechte Ausfüllung des Sonntagnachmittags haben.

Ziel und Segen. Ein Gott wohlgefällig zugebrachter Sonntag schließt immer einen reichen Gottessegen in sich.

§ 20. Lehrlingsdaheim und Lehrlingsverein.

Notstand. Früher wohnten die Lehrlinge bei den Meistern, und wenn es mit der Versorgung dabei oft nicht gut oder doch nicht so gut, als man wünschen mochte, aussah, so gehörten sie doch in gewissem Sinn zur Familie des Meisters, wenn auch nicht selten als ziemlich unterdrückte Mitglieder, und mehr oder weniger war für ihr leibliches und geistliches Wohl gesorgt. Neuerdings aber wollen oder können die Meister, namentlich in den großen Städten, die Lehrlinge vielfach nicht mehr beherbergen. So kommt's denn vor, daß sie in einem Haus in der Lehre sind, in einem andern ihre Schlafstelle haben, in einem dritten (Kosthaus) essen, in einem vierten (einer Kneipe) sich am Abend und namentlich am Sonntag aufhalten oder auf der Straße umherlungern — eine Lebensweise, bei der sie zu Grunde gehen müssen.

Geschichte. Leider geschieht im ganzen noch recht wenig für die christlich-sittliche Hebung und Bewahrung der Lehrlinge von seiten der inneren Mission. Von zwei Ansatzpunkten aus ist dies bisher versucht worden. Zunächst von seiten solcher Anstalten, welche Kinder erziehen.

Sie mußten es bedauern, daß sie nach der Konfirmation so manche Knaben, die bisher sich leidlich oder gar erfreulich entwickelt hatten, schutzlos in die versuchungsreiche Welt hinausschicken mußten. Ihnen lag der Wunsch nahe, dieselben auch während der Lehrzeit in ihrer Hut zu behalten. So kam's im Rauhen Haus und in den Wernerschen Anstalten in Reutlingen zu mancherlei Einrichtungen für Lehrlinge. — Sodann mußten sich die Freunde der Jünglingsvereine und der Herbergen zur Heimat fragen: in welchen Verhältnissen haben sich deren Mitglieder vor der Gesellenreife, vor dem 18. Jahre bewegt? Gehen hier nicht viele verloren, ehe sie dem Jünglingsverein angehören, die Herberge besuchen können? In manche Vereine derart hat man deshalb auch jüngere Mitglieder aufgenommen. Besser aber ist's, namentlich in größeren Städten, sie in besonderen Abteilungen zu sammeln, besondere Vereine und eigne Häuser für sie zu gründen, wie man es in Stuttgart und Leipzig gethan hat.

Einrichtung und Arbeit. Ins „Lehrlingsdaheim" (Leipzig) oder „Jugendvereinshaus" (Stuttgart, wo indessen das Haus noch weit mehr als nur die Lehrlingssache umfaßt) werden Handwerkslehrlinge, junge Fabrikarbeiter, Laufburschen und ähnliche junge Leute, etwa im Alter von 14—18 Jahren aufgenommen, jedoch nur unbescholtene, gut beleumundete.

Die Anstalt muß ihnen gewähren, was sie ohne dieselbe entbehren würden. Zunächst eine gute Schlafstelle, große Säle oder mittelgroße Zimmer, welche alle auf einen gemeinsamen Vorraum zum Waschen münden, wodurch die Aufsicht, die durchaus notwendig, ermöglicht resp. erleichtert wird. — Sodann Speise zu den gewöhnlichen Mahlzeiten, damit sie nicht in Wirtshäusern zu essen brauchen. — Endlich einen familienartigen Anhalt, wie er ihnen in den Hauseltern und namentlich auch durch Sorge für die richtige Verwendung des Feierabends und des Sonntags geboten werden kann. Für diesen Teil der Aufgabe sorgt ein wohlgeleiteter Lehrlingsverein, woran auch außer der Anstalt wohnende Lehrlinge teilnehmen können. Die Hauseltern müssen mit den Handwerkerverhältnissen bekannt sein und ein Herz für die Jugend haben.

Einzig in seiner Art steht die in Stuttgart bestehende Einrichtung da, daß nämlich seit 1863 ein eigener Jugendgeistlicher bestellt ist, der sich sämtlicher oder doch der meisten die Jugend angehenden Vereine oder Anstalten annimmt. Nicht zuletzt gehört dahin auch das Lehrlingsdaheim und der Lehrlingsverein. An dem Geistlichen hat diese Sache einen persönlichen Mittelpunkt, wie am Lehrlingsdaheim resp. Jugendvereinshaus einen lokalen.

Was bietet nun der Lehrlingsverein seinen Mitgliedern? Fortbildung durch Unterricht im Singen, Zeichnen, Deutscher Sprache, Rechnen, Realien, mancherlei Vorträge. Sodann Unterhaltung durch Erzählen, Vorlesen, Spiel, Gesang, Aufenthalt im Hausgarten. Eine Bibliothek mit für dies Alter geeigneter Lektüre.

Am Sonntag findet entweder wie in Stuttgart ein besonderer Hausgottesdienst, oder wie in Leipzig ein gemeinsamer Kirchgang statt. Jeder Tag wird mit Andacht begonnen und geschlossen.

Als Ausweis über den richtig verbrachten Abend oder Sonntagnach-

mittag erhalten die auswärtigen Vereinsmitglieder Karten, welche sie Eltern oder Lehrherren beim Nachhausekommen vorzeigen müssen.

Schwierigkeiten und Gefahren. Das Lehrlingsdaheim darf nicht dadurch zum Rettungshaus werden, daß man verdorbene Knaben darin aufnimmt. Zucht und Ordnung muß aufrechterhalten und doch nicht in schulmeisterlicher Weise der Frohsinn gedämpft werden. Das Wichtigste ist die Pflege eines guten Gemeingeistes sowie Unterstützung von seiten der Eltern und Lehrherren. Manche derselben sind freilich so nachlässig, daß sie bei der Nachhausekunft nicht einmal die Karten abfordern. Der Verein muß durch eine Autoritätsperson geleitet werden. Das Rauchen ist unbedingt zu verbieten.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Vergl. alle Einrichtungen dieses Kapitels.

In Stuttgart hat man, was doch wohl nur in den eigentümlichen württembergischen Verhältnissen möglich ist, außer dem Lehrlingsverein auch noch einen anderen Verein für Knaben desselben Alters, aber höherer Bildung (Kaufmannslehrlinge, Schüler höherer Schulen 2c.) gegründet, der auch im Jugendvereinshaus seine Versammlungen hält.

Ziel und Segen. Mit dem Austritt aus der Lehre hat diese Art der Fürsorge, wie sie Lehrlingsdaheim und Lehrlingsverein gewähren, ihr Ende gefunden. Ihr segensvolles Ziel hat sie erreicht, wenn es gelungen ist, dem Knaben ein gutes Elternhaus annähernd zu ersetzen.

§ 21. Herberge zur Heimat.

Notstand. Über die Gefährlichkeit der meisten Herbergen gewöhnlicher Art für Leib und Seele der in ihr verkehrenden reisenden Handwerker sind alle der Verhältnisse Kundige nicht im geringsten in Zweifel. Der Schnaps, gottlose Reden, Liederlichkeit aller Art herrschten da, namentlich ehe noch durch die Errichtung der Herbergen zur Heimat jenen Lasterhöhlen eine wirksame Konkurrenz bereitet worden war. Den Besuchern jener Herbergen ist das dort herrschende Unwesen bekannt, vieles davon ist auch öffentlich, in Zeitungen und Schriften, mitgeteilt worden. Trotz dieser offenkundigen verderblichen Zustände mußten früher alle reisenden Handwerker in denselben einkehren und sie müssen es heute noch an vielen Orten. Zucht, Sitte, Gottesfurcht sind dadurch aufs höchste bedroht, bei vielen ausgetilgt worden. Denn gewöhnlich spielen die Frechen und Schlimmen dort die erste Rolle, von dem Wirt dazu angestiftet oder doch nicht gehemmt, weil bei liederlichem Leben seiner Gäste der größte Vorteil ihm zufließt.

Geschichte. Die ersten Ansätze zur Besserung gingen von den Jünglingsvereinen aus. Dieselben suchten für ihre Mitglieder hier und da ein Unterkommen herzustellen, wodurch dieselben vor dem moralischen Schmutz der gewöhnlichen Herbergen sichergestellt waren. Doch waren das nur ganz geringe Anfänge, den Namen „Pilgerstübchen" tragend. In der größten derartigen Einrichtung, in Berlin, logierten im ersten Jahre (1854) nur 54, im zweiten Jahre nur 110 Gäste. Kleinheit des Anfangs wie rasch wachsendes Bedürfnis ist aus diesen Zahlen ersichtlich.

Für alle Handwerksgenossen, nicht nur für die Glieder der Jünglingsvereine, wurden die Anstalten von Wichtigkeit, deren erste der Professor der Rechte Clemens Perthes in Bonn im Jahre 1854 unter dem höchst passenden und glücklich gewählten Namen „Herberge zur Heimat" schuf, indem er zugleich in einer besonderen Schrift auf Not und Hilfe in der Sache hinwies. Mit seinen Gedanken und mit seiner That traf er den Nagel auf den Kopf.

Neue Regsamkeit kam in dies Arbeitsfeld mit der Begründung der Arbeiterkolonieen und der Verpflegungsstationen. Ob die Bestrebungen dieser Art den Herbergen in ihrer Eigentümlichkeit mehr zum Schaden oder zum Segen gereichen, wird erst die Zukunft lehren.

Es giebt jetzt etwa 250 Herbergen zur Heimat in Deutschland.

Einrichtung und Arbeit. Vor Gründung einer Herberge ist erst die Bedürfnisfrage am betreffenden Ort zu erledigen. Im allgemeinen ist anzunehmen, daß jede Stadt von über 10 000 Einwohnern eine solche nötig hat. Liegt eine Stadt an einer viel begangenen Heeresstraße, so ist dies der Fall bei auch viel kleinerem Umfang. Über die Anzahl der Durchreisenden oder in anderen Herbergen des Orts Übernachtenden sind meist durch die Polizei die nötigen Angaben zu erlangen.

Die Gründung einer Herberge wird am besten von einem kleineren, in sich selbst einigen, in fester christlicher Überzeugung stehenden Kreise unternommen, der sich als Sammelkomitee konstituiert und unter Darlegung der Absichten von weiteren Kreisen Gaben erbittet. Im einzelnen muß natürlich die Sache je nach den Verhältnissen verschieden angefaßt werden. Nur hüte man sich, große Versammlungen zu berufen, ehe ein fester Kern von solchen gebildet ist, der zur gesunden und christlichen Ausführung des Planes entschlossen ist. Zur Aufsicht über die bereits in Gang befindliche Herberge, namentlich zum Verkehr mit dem Hausvater, wählt das Komitee ein kundiges, thätiges Mitglied als Vertrauensmann. An denselben hat sich auch der Hausvater in allen vorkommenden Fällen zu wenden und zu halten.

Die Mittel zur Begründung werden durch Geschenke einzelner, Kollekten in Stadt und Land, verzinsliche und unverzinsliche Darlehen, namentlich auch durch gering verzinsliche Anteilscheine aufgebracht, von welchen alljährlich einige zurückgezahlt werden. Ein Gründungskapital ist nötig, auch wenn die Herberge später im Betrieb sich selbst erhält. Ein sorgfältiger Finanzplan muß aufgestellt und seine Durchführung mit allem Eifer erstrebt werden.

Für das Lokal ist's von größter, ja entscheidender Bedeutung, ob dasselbe nur als Herberge oder auch noch für andre Zwecke dienen soll. Wenn ein „Hospiz" damit verbunden werden soll, so müssen einige besser ausgestattete Zimmer für Reisende mit höheren Ansprüchen vorhanden sein. Solches Hospiz ist eine schöne Zugabe, aber für den Herbergszweck nicht durchaus nötig. — Sollen die christlichen Vereine der Stadt, oder auch nur einer derselben das Haus als Versammlungslokal benutzen, so muß für die dem Zweck entsprechenden besonderen Säle und Zimmer gesorgt sein. Wenn es sich bei diesen beiden Zweiganstalten (Hospiz und Versammlungssaal) um größere Einrichtungen handelt, wird Hospiz und

Vereinshaus am besten von der Herberge getrennt und miteinander zu einem besonderen Ganzen verbunden. In sehr vielen Verhältnissen wird sich freilich die Verbindung der Jünglingsvereinslokalitäten mit den Herbergen empfehlen, weil ein solcher Verein auf die Herbergsgäste nur von gutem Einfluß sein kann, während er von den Passanten der Herberge bei genügend getrennten Räumen nichts zu befürchten hat. Sehr häufig ist mit der Herberge ein Kost- und Logierhaus (natürlich mit entsprechenden Räumen) für am Ort wohnende Gesellen und Arbeiter verbunden. In diesem Fall muß dem Hausvater die Auswahl frei stehen unter den Logis Begehrenden, so daß er nur die geordneten und besseren Elemente als ständige Mitbewohner des Hauses erhält. Darbietung eines Kosttisches für auswärts Wohnende ist, wenn möglich, gleichfalls empfehlenswert. Diese Einrichtung ist für die äußere Existenz oft sehr wichtig, verlangt aber zu ihrer Durchführung eine besonders tüchtige Hausfrau; weil die regelmäßigen Gäste, wenn ihnen nichts Rechtes geboten wird, bald wegbleiben.

Von Wichtigkeit ist die Lage des Hauses. Am besten wählt man eine Nebenstraße im Verkehrsmittelpunkt. Die erste Anlage muß die Möglichkeit späterer Erweiterungen bieten. Im allgemeinen ist ein Neubau einem alten Hause vorzuziehen. Jenen kann man ganz nach den Bedürfnissen einrichten. Ein altes Haus pflegt billiger zu sein und wird manchmal auch durch seine Lage besonders empfohlen. Ein Haus zu mieten, muß widerraten werden. Das Mietsverhältnis pflegt viel Verdruß im Haus zu bereiten; und später hält's meist viel schwerer, zu einem eignen Haus zu kommen, als am Anfang, wo ein gewisser Eifer in der Bevölkerung sich regt.

An Räumen muß die Herberge außer der Hausvaterwohnung eine Gaststube und beim Hinausgehen über die kleinsten Verhältnisse auch eine Eßstube haben; die nötigen Schlafzimmer, nicht zu große Säle, so daß 8—10 Betten höchstens in einem Zimmer stehn. Außerdem Küche und Waschküche ꝛc. und ein Zimmer zum sicheren Aufbewahren der Felleisen und sonstigen Reisegepäcks. Wenn Unreine überhaupt aufgenommen werden: ein Zimmer mit einer Pritsche und ein Reinigungsraum. Im ganzen sollte eine Herberge nicht mehr als 50 Betten umfassen. Bei wesentlichem Mehrbedarf wäre eine zweite an demselben Ort zu gründen. Sonst wird der Betrieb gar zu bunt und der einzelne bekommt nicht sein Recht.

Der Herbergsvater muß ein ganzer Christ, tüchtig in seinem Beruf, eine frische Persönlichkeit sein; im Besitz einer Frau, welche ihm eine wirkliche Gehilfin in seinem besonderen Beruf zu sein imstande ist. Die meisten tüchtigen Herbergsväter sind aus Brüderanstalten entnommen, doch findet man auch einige Handwerksmeister, die sich sehr gut in den Beruf eingelebt haben. — Der Herbergsvater muß als Beamter des Vorstands mit festem Gehalt angestellt sein, nicht die Wirtschaft auf eigene Rechnung oder mit Anteil am Gewinn betreiben. Sein Antrieb soll nicht Profit, sondern Treue sein. Der eigene Vorteil muß schon durch die ganze Einrichtung von den Gedanken des Hausvaters ausgeschlossen sein. — Als Nebenerwerb eines sonst in seinem Handwerk thätigen

Meisters kann die Herberge nur in den kleinsten Verhältnissen (etwa bis zu acht Betten) bestehen. Freilich, wenn der Vorstand die ganze Wirtschaft auf seine Rechnung betreiben läßt, muß er sich mehr um dieselbe kümmern, genau die Rechnung 2c. kontrollieren. Aber das ist gerade das Richtige. Unter solcher lebendiger Teilnahme gedeiht die Herberge.

Die Hausordnung, deren Hauptbestimmungen im Gastzimmer angeschlagen sein sollten, muß pünktlich innegehalten werden. Es darf nie Branntwein geschenkt, seine Einschmuggelung muß unmöglich gemacht werden. Ebensowenig ist Kartenspiel zu dulden. Kein Betrunkener darf aufgenommen werden, Unreine nur dann, wenn die nötigen Vorrichtungen vorhanden sind. Man halte streng auf Bezahlung. Zur Abhilfe in besonderen großen Notfällen kann ein Vorstandsmitglied (nicht der Hausvater) ermächtigt sein. — Die Einführung von Wertmarken, die von den Ortsbewohnern an reisende Handwerksburschen verschenkt werden und nur in der Herberge Gültigkeit haben, hat sich im allgemeinen nicht bewährt. Man begehrt sie nicht oft und die Beschenkten machen dann zuweilen Rechte in der Herberge geltend, die sich mit der Ordnung nicht vertragen.

Gute Zeitungen sollen in der Herberge aufliegen. Ebenso muß Gelegenheit zur Arbeitsvermittlung gegeben sein (etwa Tafeln an der Wand mit den betr. Nachweisungen).

Die wirklich echten Herbergen zur Heimat sind auf dem vom Centralausschuß für innere Mission in Berlin aufgestellten Herbergszettel verzeichnet. Neuerdings sind provinzielle Herbergsverbände, die dann wieder einen allgemeinen Herbergsverband bilden, in der Entstehung begriffen.

Vorstand und Hauseltern müssen vor allem den Zweck der Herberge im Auge behalten: sie soll ein gutes christliches Gasthaus sein, vornehmlich für den Handwerker- und Arbeiterstand. Sie ist keine Bekehrungsanstalt. Was an geistlichem Einfluß möglich ist, darf nur soweit wie in jedem christlichen Haus sich geltend machen.

Vor allem dadurch, daß man es den Reisenden so gut giebt und so behaglich macht, wie für billiges Geld möglich ist. Wehe, wenn man die christliche Herberge nur an der Hausinschrift merkte, nicht aber auch an der vollen Schüssel, dem reinlichen Bett!

Sodann dadurch, daß der Hausvater sich um Wohl und Wehe seiner Gäste mit Teilnahme kümmert, ihnen persönlich nahekommt, sich mit ihnen unterhält, sie berät. Das ist in großen Herbergen sehr schwer durchzuführen, muß aber erstrebt werden. Der Herbergsvater sollte nicht mit Arbeit zu sehr überlastet sein, um diesen Anforderungen genügen zu können.

Endlich durch Bewahrung vor dem Laster vermöge der christlichen Hausordnung, welche jede ernste Versuchung fernhält und durch Anregung zu christlicher Förderung mittelst der Morgen- und Abendandacht und des Tischgebets. Zur Andacht wird niemand gezwungen, alle aber dazu eingeladen. Sie verläuft ganz einfach: Lied, Schriftabschnitt, Gebet.

Über die Herbergsgäste, sowie Ausgaben und Einnahmen ist ganz genau Buch zu führen. Es giebt besondere Formulare praktisch bewährter derartiger Geschäftsbücher.

Schwierigkeiten und Gefahren. Die Überflutung der Herberge mit schlechten Elementen bildet eine ernstliche Gefahr für die besseren, welche von jenen verführt werden können, und eine große Schwierigkeit für die Aufrechthaltung der christlichen Ordnung von seiten des Hausvaters. Auch macht es der Herberge bei der Außenwelt einen schlechten Namen, wenn die Polizei allzuoft unter ihren Gästen die von ihr Verfolgten findet. Indessen ins Herz kann man den Leuten nicht sehen. Solange sie sich äußerlich ordentlich halten, muß man sie dulden; freilich muß der Hausvater, wo obige Gefahr besteht, unregelmäßigem Betragen um so ernster begegnen, und wenn Warnung nicht hilft, zur Ausweisung schreiten.

Nicht selten bereiten auch die Kost- und Logiergäste allerlei Ungelegenheiten. Sie fühlen sich je länger desto mehr in der Herberge zu Hause, lassen sich gehen, mißachten die Hausordnung 2c. So muß es dem Hausvater frei stehen, nur solche für längere Zeit aufzunehmen, zu deren Betragen er Zutrauen hat.

Der Mangel an tüchtigem und geeignetem Hilfspersonal ist bei einer größeren Herberge eine bedeutende Schwierigkeit. Schon die rechten Dienstboten zu bekommen und zu behalten, hält schwer. Nun gar einen Stellvertreter des Hausvaters für Behinderungsfälle resp. ihm zur Hilfe. Da können fast allein die Brüderanstalten helfen, was ihnen indessen bei dem Mangel an tüchtigen Kräften auch schwer genug fällt.

Die Konkurrenz mit andern Herbergen, namentlich wenn sie etwa gar den Namen „zur Heimat" tragen, ist auch eine unerquickliche Sache. Man darf sich indessen nicht dazu verführen lassen, durch Lauheit in Handhabung der christlichen Ordnung es jenen Herbergen gleichthun zu wollen. Man muß es ihnen dagegen zuvorthun in Tüchtigkeit der Leistungen, Güte und Billigkeit von Kost und Logis. Gegen das Führen des Schildes „zur Heimat" giebt es meist keinen anderen Schutz als den Herbergszettel, der nur die Häuser nennt, welche den Namen mit Recht führen.

Die größte Gefahr für den Hausvater besteht in der Sucht, Geld zu verdienen, um seinen Vorstand mit großen Überschüssen zu erfreuen. Häufig wird von den Vorständen viel zu sehr auf diesen Punkt hingearbeitet und namentlich die Tüchtigkeit eines Hausvaters allein mit diesem Maßstab gemessen. Dieser Sinn bringt das ganze Haus aus dem rechten Kurs.

Das bewegte Leben einer Herberge, zumal einer größeren, hat seine geistlichen und körperlichen Gefahren. Selten können die Hauseltern *miteinander* zur Kirche gehen. Tagaus, tagein geht's spät zu Bett, früh heraus (dazu Tabaksqualm 2c.). Hieraus ergiebt sich die Notwendigkeit, alle Jahre einmal auszuspannen, wenn's auch nur für 8—14 Tage ist. Die Hausväter verstehen sich schwer dazu, um solchen Urlaub zu bitten, und die Vorstände versetzen sich oft viel zu wenig in die Lage derselben, um ihn anzubieten — bis es zu spät ist.

Das Familienleben der Herbergseltern, namentlich die Kindererziehung, sonderlich in größern Herbergen, hat mit denselben Schwierigkeiten zu kämpfen, wie in allen Gasthäusern. Dieser Mangel hängt

wesentlich mit dem an tüchtigen Hilfskräften eng zusammen. Auch von der Wohnung hängt gerade dabei viel ab.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Das Kost- und Logierhaus, das Hospiz, das Vereinshaus, das Lehrlingsdaheim haben wir schon erwähnt. Über den Jünglingsverein vergl. unten.

Die sozialistischen Gegner der christlichen Fürsorge für die Gesellen haben an einigen Orten sozialdemokratische Seitenstücke zu den Herbergen zur Heimat begründet, z. B. in Leipzig.

Die katholischen Gesellenherbergen verdanken ihre Entstehung dem katholischen Geistlichen Kolping, der selbst früher Handwerker war. Die erste derartige Anstalt gründete er 1853 in Köln.

Zweck und Segen. Der Zweck der Herberge ist: durch Darbietung eines christlich geordneten Gasthauslebens für die zum Wandern gezwungenen jungen Handwerker diese vor der Sünde und Verführung zu bewahren; das, was Elternhaus, Kirche und Schule in ihnen gepflanzt, vor Zerstörung zu schützen. Gereicht die hier gebotene christliche Anregung dem Glaubensleben irgend eines Gastes zur Förderung, so ist das als ein willkommener Segen zu begrüßen. Für die Hebung des ganzen Handwerkerstandes durch Bewahrung der demselben angehörenden Jugend haben die Herbergen zur Heimat bereits eine große Bedeutung erlangt.

§ 22. Jünglingsverein.

Notstand. Man hat den Jüngling dem gärenden Most verglichen, aus welchem köstlicher Wein werden kann, aber nur bei richtiger Behandlung wirklich wird. Das Jünglingsalter ist die Bildungszeit des Mannes. Es wirken im Jüngling die frischen Kräfte Leibes und der Seele; was aus dem Gären und Treiben wird, wer kann es sagen? Es wirken auf den Jüngling ein die mannigfachen Einflüsse der Außenwelt und wollen seiner leicht erregbaren, noch bildsamen Seele ihr Gepräge aufdrücken. Wie wichtig ist's da, daß die rechten Einflüsse die Oberhand gewinnen. Mit Recht redet man von der Begeisterung, dem hohen Streben der Jugend. Aber daneben stehen auch die Sünden der Jugend: Fleischeslust, Hochmut (falsches Ehrgefühl), Genußsucht. Welche Gefahren bietet doch die heutige Welt dem Jüngling! Der Nachlaß in der strengen Zucht des Elternhauses, wie sie früher Sitte war, die volle Freiheit des Thuns und Lassens in den Stunden außerhalb der Arbeitszeit, die Möglichkeit, von Ort zu Ort zu wandern und sich niederzulassen, wo es ihm gefällt (in schlechten Zeiten allerdings weniger), die öffentlichen Vergnügungen mit ihrem Reiz und ihrer Lockung, die schlechten oder leichtsinnigen Kameraden in Werkstatt, Herberge und auf der Wanderschaft, die Giftlehren der mit Gott und der Welt zerfallenen Sozialdemokratie u. s. w. Die Kraft solcher Gefahren verringern oder brechen, vor dem Verderben bewahren, für den Herrn gewinnen — sonderlich bei der Jugend des Handwerker-, Arbeiter- und Bauernstandes — ist die Aufgabe des Jünglingsvereins.

Geschichte. Als Vorboten der Jünglingsvereine im heutigen Sinn kann man einige speziell der Erbauung gewidmete Vereine junger Leute

nennen. So einen Verein in Basel seit 1768 unter Pfarrer Meyenrock, der nach kurzer Unterbrechung 1825 eine Neubelebung erfuhr. Ihm gehörte u. a. auch der bekannte Anstaltengründer Spittler an. Den Übergang von der alten zu der neuen Form dieser Vereine stellt derjenige des Pastors Döring in Elberfeld dar. Dieser eifrige Pastor, Missionsfreund, Arbeiter in der Traktat- und Jünglingssache, sammelte seit Anfang der zwanziger Jahre junge Leute zu erbaulichen Versammlungen um sich, bis im Jahre 1838 ein eigentlicher Jünglingsverein begründet wurde, nachdem schon 1833 Pastor Mallet in Bremen einen solchen ins Leben gerufen hatte. Auch Professor Raumer hatte schon 1835 in Erlangen einen Versuch zur Vereinsgründung gemacht, gegen den die Regierung jedoch einschritt. Wir sehen, der Gedanke an vereinsmäßige Fürsorge für die Jugend lag in jenen Jahren gleichsam in der Luft und suchte an verschiedenen Stellen zur Wirklichkeit zu werden. Einen festen Halt und Zusammenschluß fanden die einzelnen Vereine zuerst durch den seit 1847 erscheinenden Jünglingsboten und den 1868 begründeten Rheinisch-westfälischen Jünglingsbund — beides das Werk des eifrigen Pastors Dürselen in Ronsdorf. Nun entstand ein Verein und ein Bund nach dem andern; hier und da trat zeitweilig Rückgang ein, namentlich im Osten Deutschlands; im ganzen aber besteht ein wachsendes, vielfach erfreuliches Vereinsleben, wenn auch noch unendlich viel zu thun übrig bleibt. Die wichtigsten größeren Jünglingsbündnisse sind: der Rheinisch-westfälische (Präses Pastor Krummacher in Elberfeld); der Ostbund (Pastor von Ranke in Potsdam); der Nordbund (J. von Oertzen in Hamburg); im Königreich Sachsen (Oberlehrer Frenzel in Bautzen); der süddeutsche (Pfarrer Reiff in Stuttgart); der elsaß-lothringische (Pfarrer Schäffer in Münster). — Die evangelischen Handwerker- und Arbeitervereine in Bayern haben eine etwas andere Art; das Erbauliche fehlt nicht, tritt aber mehr zurück als bei den bisher erwähnten Jünglingsvereinen. Auch sie stehen untereinander in Verbindung.

Die Jünglingsvereinssache hat in Deutschland ihren Ursprung genommen (abgesehen von jenem alten Baseler Verein), ist aber nicht nur mit Erfolg in andere Länder verpflanzt, wo sie zum Teil eine gewisse Umbildung je nach den Verhältnissen erfahren hat, sondern hat in mehreren derselben eine außerordentliche Bedeutung erlangt.

In Holland bestehen drei Jünglingsbündnisse. Außerdem ein Soldatenbund. Derselbe ist nötig und möglich geworden durch die eigentümlichen dortigen Militärverhältnisse: es besteht dort immer noch ein Söldnerheer, nicht Volksheer, dem alle spezielle Militärseelsorge fehlt. Ein General ist der Präses des Soldatenbundes. Alle dortigen Jünglingsvereine stehen im Gegensatz gegen die sog. „Modernen" (Kirchlich-freigeistigen) auf Seite der gläubigen Richtung.

Ebenso ist's in der Schweiz. Dort hat ein † Maler Kölliker große Verdienste um die Jünglingssache. Eine Eigentümlichkeit ist, daß sich dort so viele ältere Männer in den Vereinen befinden, was nicht gerade zur Erhöhung der Frische beiträgt.

In Frankreich dagegen sind die eigentlichen Mitglieder lauter junge Leute, und zwar sehr viele aus gebildetem Stand. Sie teilen sich

in wirkliche und besuchende Mitglieder. An erstere werden in betreff ihres christlichen Ernstes und ihrer Glaubensreife wesentlich strengere Anforderungen gestellt als in Deutschland, wo man alle aufnimmt, welche den Statuten gemäß leben wollen. Auch wird dort weit mehr die Missionsaufgabe der Mitglieder gegenüber den Ungläubigen betont und bethätigt. Auch unter den Soldaten wird hier gearbeitet. — In Genf (französische Schweiz) ist der Sitz des internationalen Komitees für die Jünglingssache, seit 1878 bestehend. Generalagent Fermaud. Ob diese Einrichtung gut, d. h. von wesentlichem Nutzen ist, wird mehrfach bezweifelt.

In England hat die Jünglingssache eine reiche Entfaltung gewonnen. Auch hier hat man, wie in Frankreich, zweierlei Mitglieder: einen innern Kern von „Bekehrten" und einen weiteren Kreis von solchen, die sich zunächst nur mehr äußerlich zum Verein halten. Sehr viele junge Kaufleute, überhaupt mehr Gebildete als in Deutschland, gehören dazu. Die größeren Vereine haben berufsmäßige, besoldete Generalsekretäre und eigene, zum Teil glänzende Häuser; so besitzt der Verein in London u. a. Exeter Hall (welche zwei Säle hat, einen zu 3500, einen andern zu 400 Plätzen). Moody und Sankey haben vor einigen Jahren eifrig in den Jünglingsvereinen und für sie gewirkt. Die Mission an den draußen Stehenden wird in den Vereinen eifrig betrieben: nicht selten in der den Engländern eigenen stürmischen Weise. Im ganzen verwendet das einzelne Mitglied mehr Zeit, Eifer und Interesse auf die Vereinsbestrebungen, als dies in Deutschland gebräuchlich ist. Alle Vereinsthätigkeiten sind hoch entwickelt mit Ausnahme der Musik. Eigentümlich sind neben den Abendversammlungen auch mehrfache, bei Festen stattfindende Zusammenkünfte zum Frühstück (morgens 6 Uhr).

In Amerika hat die Vereinssache wohl die weiteste Ausbreitung und größte Bedeutung gewonnen. Neben den Sonntagsschulen schätzt man die Jünglingsvereine als den wichtigsten Zweig der innern Mission. Ihr großer Einfluß wird auch von den Gegnern anerkannt. Diese Blüte ist sehr rasch eingetreten, wie alles in Amerika entweder schnell oder gar nicht zu gehen pflegt. Erst seit 1850 ist die Jünglingssache dorthin verpflanzt. Im Krieg von 1861—1864 ist durch diese Vereine sehr viel für die Seelsorge im Heer und die Pflege der Verwundeten geschehen. Das Vereinsleben bewegt sich in denselben Bahnen und Formen wie in England. Die größeren Vereine und Vereinsgruppen haben eigne besoldete Agenten. (Gegenwärtig ca. 200.) Bemerkenswert ist, daß die Leitung der deutschen Vereine auch in Amerika meist in den Händen der Pastoren ist, die der englischen dagegen in Laienhänden.

Einrichtung und Arbeit. Wir beschränken uns in nachfolgendem auf Angabe der in Deutschland gewöhnlichen Einrichtungen.

An der Spitze steht als Vorstand ein Geistlicher oder Laie, der nicht aus der Wahl der Mitglieder hervorgeht, wenigstens nicht alljährlich immer neu gewählt wird, sondern ein Mann, der, weil er den Verein begründet oder durch seine amtliche Stellung oder durch seine persönliche Begabung ausdrücklich von den Mitgliedern als Haupt anerkannt wird. Ihm zur Seite stehen vom Vereine aus dessen Mitte erwählte Vorsteher, welche

einzelne Zweige des Vereinslebens, z. B. die Bibliothek, die Kasse, verwalten, und zugleich für die Gesamtheit wichtige Dinge mitberaten und mitbeschließen. Der Vorstand hat somit eine verantwortungsvolle Aufgabe, welche zugleich große Hingabe verlangt. Mindestens 1—2 Abende die Woche muß er dem Verein widmen und, wenn er persönlich nicht mehr thun kann, für die übrigen Abende noch gute Helfer und Stellvertreter sich zu verschaffen wissen.

Als Mitglieder werden alle aufgenommen, welche den Statuten gemäß ein christlich-sittliches Leben zu führen versprechen und den Monatsbeitrag von 25—50 Pfg. zahlen. Es sind Leute aus allen Lebensstellungen willkommen. Thatsächlich sind die Mitglieder meist Gesellen, Arbeiter, Landleute. Bei der Aufnahme werden an das christliche Leben und Glauben des Einzelnen keine hohen Ansprüche gemacht. Man hofft, daß der Verein auch solchen zum Segen werden könne, welche noch schwankend und unreif sind. Aber freilich muß jeder Verein einen Kern fester, klarer, entschieden christlicher Mitglieder haben, wenn er nicht veräußerlichen und zum Unsegen werden soll. Das gewöhnliche Alter ist vom 18. Jahre an aufwärts. Viele Vereine nehmen auch jüngere Mitglieder auf, weil zur Einrichtung eines besonderen Lehrlingsvereins sowohl die Geldmittel resp. das Lokal, wie auch die persönlichen leitenden Kräfte fehlen, und man die eben Konfirmierten doch nicht sich selbst überlassen will.

Die einzelnen Vereine schließen sich zu Kreisvereinen, diese wieder zu Bündnissen zusammen (vergl. oben). Ein Bundeskomitee steht an der Spitze jedes einzelnen Bundes. Jährlich findet ein Bundesfest statt. Ein Preßorgan dient den Vereinszwecken; ebenso unter dem Bundespräses ein (berufsmäßiger) Bundesagent.

Als Vereinslokal ist nur ein solches empfehlenswert, in welchem die Mitglieder ganz zu Hause sind, also nicht die Studierstube eines Pastors, womöglich auch nicht eine Katechisier- oder Schulstube, sondern ein eigner, vom Verein gemieteter Saal (etwa in der Herberge zur Heimat) oder ein ihm zu eigen gehöriges Lokal. In dem Hauptsaal, der bei größeren Vereinen noch allerlei Nebenräume hat, stehen kleine Tische von Stühlen umgeben (besser als eine lange Tafel mit Bänken). Die Wände sind geschmückt mit christlichen und patriotischen Bildern. Ein Schrank mit der Vereinsbibliothek befindet sich gleichfalls dort. — Zu den Vereinseinrichtungen gehört vielerorten auch eine Sparkasse und eine Unterstützungs- resp. Darlehnskasse für Kranke oder augenblicklich in Not befindliche Mitglieder.

Der Verein hat drei Hauptzwecke: religiös-sittliche Förderung, gesellige Erholung und Unterhaltung, berufliche Ausbildung.

Der religiös-sittlichen Förderung der Mitglieder dienen die Einrichtungen, welche die Vertiefung und Befestigung in christlicher Erkenntnis bezwecken: die Bibelstunden, welche meist der Vorsteher oder ein Geistlicher hält, in denen ein Schriftabschnitt ausgelegt und ans Herz gelegt wird; die Bibelbesprechungen, welche nach kurzer von dem Leiter gegebenen Einleitung Gelegenheit zur Meinungsäußerung, zum Fragen, zur Mitteilung von Erfahrungen, zum Gespräch über religiöse Gegenstände bieten; der

geistliche Teil der Vereinsfeste; die Abendandacht, mit welcher jeder Vereinsabend geschlossen wird. — Der religiös-sittlichen Förderung dienen sodann auch die Einrichtungen, welche eine Bethätigung der christlichen Gesinnung in der Arbeit für das Reich Gottes ermöglichen und verlangen. Dahin gehört u. a. die Beteiligung als Helfer an einer Sonntagsschule, bei der Schriftenverbreitung, Predigten- und Zeitschriftenverteilung, der Besuch von Kranken, sonderlich Vereins- resp. Standesgenossen, das Werben für den Verein, die Sorge für diejenigen Vereinsmitglieder, welche zeitweilig beim Militär dienen (wozu besondere Militärlisten ausgegeben werden). Manche Vereine beteiligen sich eifrig an derartigen Arbeiten, und für nicht wenige Mitglieder ist das schon eine Vorstufe des Eintritts in den Dienst der inneren oder äußeren Mission gewesen. (Im Baseler Verein betrug die Zahl solcher Mitglieder nach einem Durchschnitt von 50 Jahren gerade den zehnten Teil. Ähnliches wird von Frankfurt a. M. berichtet.)

Der geselligen Erholung und Unterhaltung dient der Verkehr der Mitglieder an den Vereinsabenden vor und nach den Vorträgen, Bibelstunden ꝛc., die Ausflüge (wobei, wenn am Sonntag, jedenfalls Kirchenbesuch möglich zu machen ist, daheim oder unterwegs), die musikalischen Übungen in Gesang und Posaunenblasen, Spiele (Karten sind verboten!), die Lektüre der ausliegenden Blätter und Zeitungen, die Benutzung der Bibliothek, die Vorträge, welche neben der Belehrung auch Unterhaltung bieten, die Feste (Familienabende), an denen auch Angehörige und Befreundete eingeführt werden dürfen; musikalische Abende und Deklamationen (keine theatralischen Aufführungen, außer etwa religiös-volkstümlicher Art), Gesanges- und Posaunenfeste, Jahresfeste (Kreisfest, Bundesfest), Weihnacht und Sylvester, sowie die feierliche Aufnahme neuer Mitglieder. Da hierbei fast immer die Unterhaltung und Festfreude auf ernstem geistlichem Grunde ruht, so dienen die Unterhaltungen oft auch der religiös-sittlichen Förderung.

Der beruflichen Aus- und Fortbildung dienen sonderlich, außer dem schon im bisherigen liegenden Anlaß zum Fortschritt in allgemeiner Bildung, Unterrichtsstunden etwa im Deutschen, Rechnen, Zeichnen, einfacher Buchführung ꝛc. Im allgemeinen ist dies die im Vereinsleben am schwächsten entwickelte Seite.

Schwierigkeiten und Gefahren. Die größte Schwierigkeit liegt in der Gewinnung der zur Leitung willigen und tüchtigen Persönlichkeit. Aber auch einzelnes ist nicht leicht, z. B. die rechte Zuchtübung an und unter den Mitgliedern, daß es ein „Füßewaschen und nicht Kopfwaschen" sei. Auch die rechte Weise, den Unterricht zu erteilen, ist nicht leicht zu finden und festzuhalten. Die Teilnehmer sind meist von der strammen Tagesarbeit müde, haben die Interessen erwachsener Menschen und doch oft nur Schulkenntnisse wie Kinder. Da bedarf der Lehrer besonderer Frische und Begabung, sich gerade in diese eigentümliche Verhältnisse zu finden. — Schwierig ist es auch, die rechte Mitte innezuhalten zwischen einem einseitig pietistischen Wesen, das vor allem eine Scheu hat, was nicht rein geistlich ist und nicht in der Bibel steht, und zwischen einem allzuweltförmigen Wesen, wobei man sich das Wort zur Regel nimmt:

„Freue dich, Jüngling, in deiner Jugend!" aber der Fortsetzung vergißt: „Doch wisse, daß dich Gott wird für dies alles vor Gericht fordern." — Ein heilsames Belebungsmittel und ein Schutz vor den Gefahren des bloß beschaulichen Wesens und der Versumpfung in Langeweile wird eine lebhafte christliche Thätigkeit im Verein sein. — Allzuviel alte Mitglieder dürfen dem Verein nicht angehören, sonst fühlen sich die jüngeren beengt und bleiben weg. Es ist ja schön, wenn die früheren Mitglieder auch nach ihrer Verheiratung dem Verein ein Interesse bewahren. Das sollen sie aber anders beweisen als dadurch, daß sie die Jugend vertreiben. Sie mögen, wenn's viele sind, einen Männerverein gründen. Einige Männer unter den Mitgliedern zu haben, ist dagegen für den Verein ein guter Halt.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Außer den übrigen Veranstaltungen, welche das ganze Kapitel aufzählt, sind als eine ähnliche Einrichtung die katholischen Gesellenvereine zu nennen. Die ersten Anfänge derselben wurden 1846 in Elberfeld gemacht. Im folgenden Jahre wurde der Geistliche Kolping, der oben schon als Begründer der Gesellenherberge genannt wurde, zum Präses erwählt. Durch ihn haben diese Vereine einen großen Aufschwung genommen. Im ganzen herrscht in ihnen, wie dies aus ihrer römisch-katholischen Grundlage erklärlich, ein mehr weltförmiger Ton; Tanz und theatralische Aufführungen kommen nicht selten bei den Vereinsfesten vor. Doch haben auch in einem solchen Verein die Gesellen einen besseren Halt, als wenn sie ganz sich selbst überlassen wären. Ein evangelischer Christ kann sich indessen ohne vielfache Verleugnungen seines Glaubens daran nicht beteiligen.

Ziel und Segen. Bewahrung der Jugend des so wichtigen Handwerkerstandes unter den Versuchungen des Lebens in der Fremde, Darbietung einer Gelegenheit zu christlicher Freundschaft und Gemeinschaft in einem Lebensalter, das wie kein andres Gemeinschaft begehrt und nötig hat, Förderung des religiös-sittlichen Lebens, Befriedigung des Geselligkeits- und Erholungsbedürfnisses, Anregung zu beruflicher Weiterbildung, das sind die Ziele des Jünglingsvereins und sein Segen um so größer, je mehr er diese Ziele erreicht.

§ 23. Verein junger Kaufleute.

Notstand. Der religiös-sittliche Notstand unter der Jugend des Kaufmannsstandes ist wohl noch größer als in den Handwerkerkreisen. Reichlicherer Verdienst, oft Wohlhabenheit oder Reichtum vom Elternhause her, eine in vielen Fällen nur äußerlich aufgeklebte Bildung, die mehr im Rock sitzt als im Herzen, und mehr im Mund als im Kopf, bereiten den jungen, alleinstehenden, außerhalb der Geschäftsstunden ganz sich selbst überlassenen Leuten große Versuchungen und Gefahren. Denn auch hier hat sich wie im Handwerk das Wohnen der jungen Leute beim Prinzipal und die Zugehörigkeit derselben zur Familie in den letzten Jahrzehnten meistens gemindert. Zudem hält es, wie die geringe Zahl der Vereine und Vereinsmitglieder beweist, sehr schwer, mit dem Evangelium in diesen Kreisen Eingang zu finden.

Geschichte. Der erste christliche Verein junger Kaufleute entstand zu Hamburg 1848, hatte jedoch nur etwa zwei Jahre Bestand. Er gewann einen Neuanfang im Jahre 1855 und existierte mit dem Namen „Jonathan" unter vielen Schwankungen, zuweilen nur kümmerlich fortlebend, bis er 1885 in den „Verein junger Männer" überging. In demselben Jahr 1855 entstanden auch die Vereine zu Bremen, Elberfeld, Barmen. Der zu Elberfeld brachte es zeitweilig bis auf 66, der zu Barmen bis auf 75 Mitglieder. Es giebt solcher Vereine im ganzen 10—12, die im Jahre 1860 einen Bund stifteten (von je einem Verein als Vorort geleitet), seit 1862 ein zweimal im Jahre erscheinendes Korrespondenzblatt und eine jährliche Konferenz, seit 1873 auch ein eignes Liederbuch haben.

Einrichtung und Arbeit. Die Berechtigung zur Bildung besonderer kaufmännischer Vereine neben den Jünglingsvereinen, welche meist aus Handwerkern, Arbeitern und Landleuten bestehen, ist für jeden, der die Verhältnisse kennt, sonnenklar. Mit Recht sagt der rührigste Vertreter der Jünglingssache, Pastor Krummacher in Elberfeld: „Die Gründung der kaufmännischen Vereine auf Hochmut zurückzuführen, ist Unverstand." Bildungsgang, Stand, Bedürfnisse sind hier andre als dort; so erheischen die jungen Leute dieses Standes auch im Vereinswesen eine besondere Berücksichtigung.

An der Spitze steht ein aus dem Verein gewählter Präses nebst einigen Vorstandsmitgliedern.

Die Mitglieder sind hauptsächlich Kaufleute, ohne daß man doch Genossen andrer Stände, wenn von gleicher Bildung, ausschließt. Hier und da unterscheidet man eigentliche und Ehrenmitglieder, ebenso unterstützende und korrespondierende (letztere sind verzogen und stehen nur noch in Briefwechsel mit dem Verein). Vor der Aufnahme hat jedes Mitglied seine länger oder kürzer dauernde Probezeit zu erfüllen. Dann wird über seine Aufnahme abgestimmt. Handelt ein Mitglied gröblich wider die Statuten oder zeigt es eine des Vereins unwürdige Gesinnung, so wird dasselbe ausgeschlossen.

Das Versammlungslokal muß den höheren Ansprüchen, sowie den weit höheren Mitgliederbeiträgen gemäß, auch eleganter ausgestattet sein als das des Jünglingsvereins (etwa Pianino, Billard besitzen).

Der Zweck der kaufmännischen Vereine ist ganz, wie bei den Jünglingsvereinen, ein dreifacher: sittlich-religiöse Förderung, Geselligkeit, Fortbildung.

Der sittlich-religiösen Förderung dient u. a. der Bibelabend, am besten eine Bibelbesprechstunde unter Leitung eines Geistlichen. An solchen Orten, wo man um besonderer Verhältnisse, etwa um der geringen Mitgliederzahl oder der nicht für zwei Vereine ausreichenden geistlichen Kräfte willen eine gewisse Gemeinsamkeit mit dem Jünglingsverein sucht, hat sich die Vereinigung am ehesten an den Bibelabenden, seien sie nun gewöhnliche Bibelstunden oder Bibelbesprechungen, durchführen lassen. Um die Vereinsmitglieder recht zur Mitthätigkeit heranzuziehen, ist's am besten, wenn wenigstens die befähigteren derselben die Einleitung übernehmen, der Geistliche dagegen nur die Leitung hat und etwa am Schluß eine Zusammenfassung giebt.

Der Geselligkeit dienen die freien Vereinsabende, wo ein unge-

zwungener Verkehr beim Glase Bier, Gesang und Billardspiel ꝛc. die Zeit füllt.

Der Fortbildung dienen namentlich die Vortragsabende, an denen die Mitglieder selbstgearbeitete Vorträge halten. Die Notwendigkeit, sich zu diesem Zweck geistiger Thätigkeit, der Lektüre manches gediegenen Buches widmen und mit stilistischer Sorgfalt (ohne die Schablone des kaufmännischen Briefstils) arbeiten zu müssen, wirkt als ein heilsames Gegengewicht gegen die einseitige Geschäftsthätigkeit. Zeitweilig haben auch englische und französische Abende, oder Debattierabende geblüht.

In betreff aller übrigen Weisen und Wege, wie sich religiöse Förderung, Geselligkeit und Fortbildung bethätigen können, sei ausdrücklich auf die ähnlichen Einrichtungen der Jünglingsvereine verwiesen.

Schwierigkeiten und Gefahren. Ein Blick auf die Geschichte der kaufmännischen Vereine lehrt, daß dieselben im ganzen noch zu keiner rechten Blüte gekommen sind. Man sieht da ein ziemlich unsicheres Umhertasten, Probieren, ein Auf und Nieder. Zu rechter Kraftentfaltung, zu sicheren Erfahrungen über die rechte Weise des Vereinslebens ist es bei alledem noch nicht gekommen. Bei der geringen Mitgliederzahl ist der starke Wechsel der Persönlichkeiten doppelt gefährlich. Die Kaufmannswelt hat sich als ein außerordentlich schwer zu bebauendes Arbeitsfeld erwiesen.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Außer den übrigen Bestrebungen dieses ganzen Kapitels ist ein weltliches und ein neueres christliches Seitenstück zu den kaufmännischen Vereinen namhaft zu machen.

Wohl in allen größeren Handelsstädten Deutschlands giebt es allgemeine kaufmännische Vereine, zu welchen der größte Teil der jungen Leute dieses Standes gehört. Sie sind religiös völlig gleichgültig, wenn nicht geradezu ein unkirchlicher oder unchristlicher Ton in ihnen herrscht. Ihren Mitgliedern bieten sie indessen oft große Vorteile durch ausgiebige Stellenvermittlung, sowie geistige Anregung durch Veranstaltung von Vorträgen, welche nicht selten von hervorragenden Gelehrten gehalten werden. In Fortbildungskursen wird gleichfalls hier und da Tüchtiges geleistet. Dies alles ist möglich durch die bei großer Mitgliederzahl vorhandenen reichlichen Mittel.

Seit wenigen Jahren hat man von christlicher Seite die Begründung von christlichen Vereinen junger Männer angeregt. Der Deutsch-amerikaner von Schlümbach hat den ersten derartigen Verein 1884 in Berlin begründet. Ein zweiter besteht seit 1885 in Hamburg. Man will nach englisch-amerikanischem Muster Jünglingsvereine mit erweiterter Missionsthätigkeit und verstärkter Rührigkeit haben. Die gewünschte Verschmelzung der verschiedenen Bildungsstufen wird auf deutschem Boden wohl nicht gelingen. Indessen wäre eine Neubelebung der kaufmännischen Vereine durch diese Anregung und nach diesem Muster, wenn man nicht gar zu blind englische Vorbilder nachahmt, wohl möglich. Gut ist in beiden Vereinen die Heranziehung möglichst vieler Mitglieder zur Arbeit fürs Reich Gottes und den Verein. Sehr wichtig auch ist die Anstellung besonderer besoldeter Vereinsarbeiter aus dem Kaufmannsstand. Bei der Neuheit der Sache ist das Urteil darüber noch unsicher.

Ziel und Segen. Vergl. Jünglingsvereine.

Viertes Kapitel.

Rettung der Verlorenen.

§ 24. Rettungshaus.

Notstand. Meist bezeichnet man die Zöglinge eines Rettungshauses als sittlich verwahrlost. Häufig mag diese Bezeichnung zutreffend sein. Es sind Kinder solcher Eltern, welche ohne Begabung, ja oft selbst ohne den Willen sind zur rechten Erziehung ihrer Kinder, oder zu weich und nachlässig, der aufkeimenden Sünde zu wehren, oder zu jäh, hart und unverständig, um ihr mit Weisheit vorzubeugen oder in Geduld die Heilung zu versuchen. Häufig leben die Eltern in Verhältnissen, die jede Erziehung unmöglich machen oder doch so erschweren, daß ein Gotteswunder dazu gehört, wenn das Kind nicht verkommen soll. Entweder läßt ihr Beruf ihnen durchaus keine Zeit, sich um die Kinder zu kümmern, oder sie sind so schlecht, dieselben zu Genossen und Mithelfern ihrer Sünde zu machen (übermäßige Fabrikarbeit von Vater und Mutter, Hausierhandel, Bettelei, Diebstahl ꝛc.). In allen solchen Fällen hat in der That eine mehr oder weniger ausgesprochene Verwahrlosung stattgefunden, deren Resultat schließlich die Notwendigkeit der Verbringung ins Rettungshaus ist. — Andrerseits nehmen nicht wenige Kinder diesen Weg, an denen mit größter Sorgfalt und Mühe alles Erdenkliche versucht ist, denen es von Jugend an an nichts zum leiblichen und geistlichen Gedeihen gefehlt hat und die doch gründlich mißraten. Oft ist's nur eins aus einem ganzen Kreis von Geschwistern. Da wird's offenbar, wie kein Mensch wider seinen Willen auf guten Weg gebracht und auf ihm erhalten werden kann, und man kann Blicke thun in das Geheimnis der Selbständigkeit einer jeden Persönlichkeit, wenn es ihr möglich ist, wider alle Gnadenzüge die Entscheidung für die Sünde zu treffen. In den gewöhnlichen Schulen kann solch ein Kind sich nicht halten; man versucht es mit Privatpensionen; das Übel wird immer ärger; es kommen oft geradezu unglaubliche Dinge schon bei Kindern vor. — Früher wurden meist solche Kinder ins Rettungshaus gebracht, welche mit dem Strafgesetz und der Polizei noch nicht in Berührung gekommen waren. Das ist seit dem preußischen Zwangserziehungsgesetz vom 13. März 1878 anders geworden.

Es bestimmt, daß Kinder vom 6.—12. Lebensjahre, welche eine strafbare Handlung begehen, von Obrigkeits wegen in eine geeignete Familie oder in eine Erziehungs- oder Besserungsanstalt untergebracht werden können, wenn die Unterbringung mit Rücksicht auf die Beschaffenheit der strafbaren Handlung, auf die Persönlichkeit der Eltern oder sonstiger Erzieher des Kindes und auf dessen übrige Lebensverhältnisse zur Verhütung weiterer sittlicher Verwahrlosung erforderlich ist (andre Staaten haben ähnliche Gesetze gegeben). Hiernach können also jetzt auch Kinder durch richterliches Urteil ins Rettungshaus kommen. Das Gemeinsame dieser verschiedenen Arten von Rettungshauszöglingen ist dies, daß sie durch eine über das gewöhnliche Maß weit hinausgehende Verderbtheit ihrer nächstverpflichteten Umgebung solche Schwierigkeiten in der Erziehung bereiten, daß diese denselben nicht gewachsen ist. Meist wird vor dem achten bis zehnten Jahre die Aufnahme ins Rettungshaus nicht nachgesucht; nach dem vierzehnten sollte sie nicht mehr gewährt werden. Innerhalb dieser Altersgrenze kann jedes Kind aufgenommen werden, mit Ausnahme solcher Mädchen, welche geschlechtlich gefallen sind. Erfahrungsgemäß gereichen solche ihrer Umgebung, die in diesem Punkt noch nicht verderbt ist, zu großem Schaden.

Geschichte. Wir beschränken uns auf das deutsche Sprachgebiet und heben auch hier nur die Anstalten hervor, welche durch ihre besonders begabten Gründer und Leiter zu besonderen Segensquellen ihrer Umgebung und zu Ausgangspunkten für die Ausbreitung der Rettungshaussache in ihrem Kreis geworden sind. Wir haben dabei nur von Anstalten und Persönlichkeiten aus früheren Zeiten zu reden. In den letzten Jahrzehnten ist in der Gründung von Rettungshäusern durch die christliche Liebe fast gänzlicher Stillstand eingetreten. Teils ist das Bedürfnis, was die Zahl der Anstalten anlangt, befriedigt, teils wendet man sich mit mehr Interesse neu in Angriff genommenen Zweigen der innern Mission (Idiotenpflege, Arbeiterkolonieen ꝛc.) zu, teils bevorzugt man die Unterbringung der Kinder in Familien durch die Erziehungsvereine, teils baut der Staat resp. die Provinz Anstalten für die Zwangserziehungskinder. So ist die Rettungshaussache längst nicht mehr, was sie früher war: eins der bedeutendsten, wenn nicht das allerwichtigste Arbeitsfeld der innern Mission, dem besonders die bestgesinnten christlichen Kreise eine sorgsame Pflege und eifrige Liebe zu teil werden ließen.

Das Rettungshaus zu Stanz in der Schweiz ist 1798 von J. H. Pestalozzi begründet, nachdem sich derselbe schon früher (namentlich auf dem Neuhof im Kanton Aargau seit 1775), der verwahrlosten Jugend in mancherlei Weise angenommen. Als Anstalt angesehen wurde es höchst mangelhaft verwaltet, in religiöser Beziehung regierte ein verschwommener und unklarer Geist. Aber die Liebesfülle des Leiters ersetzte manchen sonstigen Mangel. Doch liegt der Hauptwert dieser Anstalt nicht in den unmittelbaren Erziehungserfolgen, sondern in der Anregung, welche sie andern zu ähnlichem Werk gab.

Das Rettungshaus zu Beuggen, an der Südgrenze von Baden, 1820 von Christ. H. Zeller begründet, hauptsächlich auf das Interesse von Freunden in der Schweiz sich stützend, erfüllte die erziehlichen An-

regungen Pestalozzis mit ernst christlichem Geist. Mit der Kinderanstalt bestand zugleich eine „Armenschullehreranstalt", deren Zöglinge nicht nur bei Erziehung und Unterricht der Kinder in der Anstalt helfen, sondern, später an Schulen armer Gemeinden und christlicher Anstalten wirkend, selbstverleugnende Liebe und den Geist des Glaubens bethätigen sollten.

Eine württembergische Nachbildung der Beuggener Anstalt ist die zu Lichtenstern bei Weinsberg von dem Bruder des eben Genannten, dem Königl. preußischen Schulrat C. A. Zeller, einem eifrigen Verehrer Pestalozzis, im Jahre 1836 begründete Armenschullehrerbildungs- und Kinderrettungsanstalt, welche hauptsächlich durch den bald darauf hier als Inspektor eintretenden kraftvollen und geistig bedeutenden L. Völter, einem Schwiegersohn Chr. H. Zellers, von großem und heilsamem Einfluß in Süddeutschland geworden ist.

Den deutschen Freiheitskriegen (1813), d. h. den Folgen, welche dieselben durch Verwaisung und Verwahrlosung vieler Kinder mit sich führten, verdanken zwei Anstalten ihre Entstehung: der Lutherhof in Weimar und die Anstalten des Grafen v. d. Recke zu Düsselthal (Overdyk und Zoppenbrück). Der Lutherhof ist von Johannes Falk aus Danzig, armer Leute Kind, damals Legationsrat in Weimar, Dichter des Liedes: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!" begründet worden. Er vergalt damit die Fürsorge, welche er einst als armer Knabe durch Beihilfe zum Studium erhalten und nahm fremde Kinder ins Haus und ans Herz, anstatt der eigenen, welche Gott ihm genommen. Nach Falks Tode ging die Anstalt ein, wurde später aber wieder erneuert. — Die Anstalt v. d. Reckes wurde 1819 zu Overdyk eröffnet, bald in das frühere Trappistenkloster zu Düsselthal verlegt. Später kam Zoppenbrück hinzu: das Ganze eine Verbindung von Rettungsanstalt und Lehrerseminar, ähnlich wie Beuggen und Lichtenstern. Im Jahre 1847 zog sich der Graf von der unmittelbaren Leitung zurück auf sein Gut Craschnitz in Schlesien, wo er eine Idiotenanstalt und eine Diakonissenanstalt gründete.

Von der größten Bedeutung für die Entwicklung der Rettungshaussache ist das 1833 von Wichern begründete Rauhe Haus bei Hamburg geworden. Besonders wichtig war: die Gruppierung der Kinder in Familien; die Gründung der Brüderanstalt, wodurch die Leiter und Gehilfen für die einzelnen Anstaltsfamilien gewonnen wurden; die Errichtung des Pensionates für Kinder, welchen ein Gymnasialunterricht geboten werden mußte; die Beziehung der Anstalt zu den Reichsgottesarbeiten, welche man unter dem Namen „innere Mission" zusammenfaßt, und für welche in den Brüdern praktische Hilfsarbeiter ausgebildet wurden. Unter dem jetzigen Direktor, J. Wichern, erfuhren alle Zweige eine entsprechende Ausgestaltung, namentlich wurde die Fürsorge für die Lehrlinge hinzugefügt, die Mädchenanstalt aus praktischen Gründen aus dem Gebiete der Anstalt herausverlegt.

Fast alle Brüderanstalten sind mit Rettungshäusern verbunden. Im ganzen giebt's jetzt gegen 400 Rettungshäuser in Deutschland.

Einrichtung und Arbeit. Das Rettungshaus hat im Unterschied

von dem Waisenhaus, der Bewahranstalt, der Strafanstalt seine Eigenart festzuhalten, die aus ihrem Zweck erwächst: Rettung mißratener Kinder aus dem Verderben.

Das Wichtigste für die Erreichung dieses Zwecks sind die an der Spitze des Hauswesens stehenden Persönlichkeiten, die Hauseltern, der Bruder, die Diakonissin ꝛc. Unter den für Hausregierung und Kindererziehung selbstverständlichen Gaben und Eigenschaften, die sie besitzen müssen, seien nur genannt: eine evangelische Geistesrichtung (im Unterschied von der gesetzlichen) und die Gabe, auf andre Menschen bei familienhaftem Zusammenleben bestimmend einzuwirken (also nicht etwa wie ein bloßer Redner, der durch seinen Vortrag alle Herzen bezaubert, beim näheren Verkehr aber abstoßend und ohnmächtig sich erweist).

Das Zweite ist die Hauseinrichtung. Wie dieselbe sein sollte, ist wohl bekannt; aber praktische Rücksichten (Mangel an Persönlichkeiten, Raum, Geld) legen immer wieder die Versuchung nahe zu probieren, wieviel man von der besten Einrichtung aufgeben könne, ohne doch den Zweck gröblich zu gefährden. Man kann dabei zwei Arten von Anstalten unterscheiden: die kleine Anstalt unter einem Hauselternpaar und den nötigen Hilfskräften (30, höchstens 40 Kinder); die große Anstalt, an deren Spitze auch ein Hauselternpaar steht, die sich aber aus einer Anzahl kleiner, ziemlich selbständiger Anstalten zusammensetzt. Bei beiden ist die Familieneinrichtung durchgeführt. Die erstere Weise finden wir in sehr vielen deutschen Rettungsanstalten, die zweite vorzüglich in denen mit Brüderanstalten verbundenen. Eine vorbildliche und sorgsame Ausbildung hat die Familieneinrichtung im Rauhen Hause gefunden, wo in ganz getrennten kleinen Häusern je 12—15 Knaben mit einem Familienbruder, der die spezielle Leitung hat, und einigen andern Brüdern zusammenwohnen. In diesen Familien sind nicht gleichartige Schulklassen oder Arbeitsabteilungen beieinander, sondern ganz verschiedene Kinder, jüngere und ältere, begabte und unbegabte, starke und schwache, doch so zusammengeordnet, daß sie einander dienlich und förderlich sind. Wo nicht für jede Familie Einzelhäuser vorhanden oder herstellig zu machen sind, muß man in einem größeren Haus diese Gliederung in Familien einrichten. Denn nur so ist die spezielle erziehliche Beeinflussung, wie sie der Rettungszweck gebieterisch heischt, ohne Tyrannei und Dressur möglich zu machen. Eine kasernenartige Gemeinsamkeit, wobei in großen Häusern Hunderte von Kindern durcheinander schwärmen, ist durchaus vom Übel. Die Teilung in kleine Familien darf indessen keine spröde Abgeschlossenheit sein. Dafür sorgt schon die gemeinsame Oberleitung, die Gemeinsamkeit der Arbeit, des Unterrichts, des Gottesdienstes, wodurch alle aus den verschiedenen Familien zusammengebracht und zu neuen Gruppen auf Stunden vereinigt werden. Daneben geht ja auch ein freier Verkehr her.

Die Frage, ob Knaben und Mädchen in einer Anstalt zu erziehen seien, wird verschieden beantwortet. Jedoch wird sie um so mehr mit „Nein“ zu beantworten sein, je mehr wirklich der Rettung (nicht bloß der Erziehung) bedürftige Kinder in der Anstalt vorhanden sind. Bei

auter wirklich mißratenen, verdorbenen Kindern wird die Gemeinsamkeit große, wenn nicht unüberwindliche Schwierigkeiten bieten.

Die Frage, ob die Anstalt in der Stadt oder auf dem Lande liegen solle, wird wohl meist sehr stark von nicht gerade in der Sache liegenden Erwägungen beeinflußt (persönliche und Lokalrücksichten spielen dabei eine große Rolle). Als die glücklichste Lösung muß die bezeichnet werden, welche die Vorzüge des Landlebens für die Kinder mit den Vorteilen der Stadt für die materielle und geistige Förderung der Anstalt verbindet: also mäßige, einhalb- bis einstündige Entfernung von der Stadt.

Die Frage nach dem geeigneten Personal läßt sich nur entscheiden mit Rücksicht auf Größe und Einrichtung der Anstalt. Wo Hauseltern eingesetzt sind, wählt man am besten einen verheirateten Bruder oder Lehrer; in der Knabenfamilie, wenn sie einem größeren Ganzen eingefügt ist, einen Bruder, im Mädchenrettungshaus (auch dem selbständigen) eine Diakonissin.

Im Äußeren muß die Anstalt alles fernhalten, was ihr das Ansehen einer Straf- oder Korrektionsanstalt geben könnte (hohe Mauern, vergitterte Fenster 2c.).

Endlich die Hausordnung. Sie ist nicht, wie manche meinen, das große Universalheilmittel für die Gebrechen und Sünden der Kinder, wenigstens gar nicht, insofern sie als ein geschriebenes oder gedrucktes Gesetzbuch existiert. „Die Hauseltern sind die lebendige Hausordnung" (Wichern). Doch muß es ja für einen großen Haushalt so gut wie für einen kleinen bestimmte Regeln geben, nach denen sich alle zu richten haben. Und bei einem großen, rasch wechselnden Personalstand kann es auch nützlich, ja notwendig sein, diese Regeln und Ordnungen aufzuschreiben, ja zu drucken. Doch kann eine gute Hausordnung immer nur Beschreibung des vorhandenen Lebens sein, nicht ein von außen dem Hause aufgezwungenes Gesetz.

An der Spitze steht ein Vorstand. Derselbe hat die Oberleitung des Ganzen, namentlich die Entscheidung über die Aufnahme von Kindern, Anstellung der Leitung des Hauses, Bestimmung über alle Geldsachen, wichtige Veränderungen in der Hauseinrichtung und Hausordnung. Vom Eingriff in die Erziehung ist er jedoch ausgeschlossen, damit der Leitung voll und ganz das hausväterliche und hausmütterliche Ansehen gewahrt bleibe. Das schließt nicht aus, daß sich in besonders schwierigen Fällen der Hausvater Rat erbittet, namentlich von einzelnen Vorstandsmitgliedern.

Hausväterkonferenzen sind in einzelnen Teilen Deutschlands eingerichtet, sowohl zur Stärkung der betr. Persönlichkeiten in ihrem schweren Beruf, als zur Belehrung und Verständigung über die mancherlei Fragen der Erziehung und Organisation, welche noch der Lösung harren.

Wer ermißt, was gewöhnlich alles schon mit einem Kind aufgestellt ist, ehe man es ins Rettungshaus bringt, mit welchen falschen Meinungen und Vorurteilen sowohl Eltern als Kinder erfüllt, und wie wichtig, ja wie entscheidend oft erste Eindrücke sind, der weiß die Bedeutung des Aufnahmetages zu würdigen. Neben den Äußerlichkeiten ist namentlich zu betonen: die Versicherung gegenüber dem Kind, daß nun beim Eintritt

in diesen neuen Lebensabschnitt alles Frühere vergeben sein, es aber auch gehalten sein solle, den andern Kindern gegenüber von allen früheren Verirrungen zu schweigen.

Als die auf den Zögling wirkenden Erziehungseinflüsse sind zu nennen der persönliche Einfluß des Hausvaters (und seiner männlichen resp. weiblichen Hilfskräfte), der durch Vorleben des Evangeliums vor allen Dingen sich bethätigen muß; der undefinierbare, doch sehr wohl spürbare Hausgeist, der in Hausandacht, Tischgebet, kirchlichem Leben in Wohlordnung, Zucht, guter Sitte, ungeheuchelter Frömmigkeit, Respekt, Dienstfertigkeit ꝛc. sich ausprägt und erweist; der Unterricht, der im Haus selbst erteilt werden muß (nicht Besuch einer andern Schule), ein sehr wichtiges Erziehungsmittel. Derselbe umfaßt die Gegenstände der gewöhnlichen Elementarschule, wirkt anregend auf alle Seelenkräfte, erfüllt den Geist mit würdigeren Interessen als den auf schlechte Streiche gerichteten, nimmt den Charakter in Zucht, erprobt und stählt die Kraft; die Arbeit in Haus, Garten (eignes Blumenbeet), Feld, wobei soviel wie möglich von den Kindern gethan werden muß, damit sie geschickt und anstellig, zu Fleiß und Arbeit gewöhnt ins Leben treten. Eigentliche Fabrikarbeit, als zu wenig bildend und leicht Überanstrengung herbeiführend, ist zu vermeiden. Ob aber nicht für manche Anstalten, deren Grundbesitz ihnen nicht viel zu thun giebt (ein großer Schade), namentlich auch im Winter einige Zweige von Hausindustrie zu betreiben nützlich wäre, ist zu erwägen (Spartopf). Die Erholungen durch Spiel, Ferien (die nur in der Anstalt zu verbringen sind, aber Freude durch Abwechslung in der Beschäftigung bieten), Feier des Geburtstages, der verschiedenen Festtage, namentlich auch der kirchlichen, bei welchen sich leibliche Ruhe und Erquickung mit religiösen Eindrücken verbindet, Pflege des Gesanges, in welchem Schule und Leben sich begegnen und die Kunst ins Alltagstreiben hereinragt. Die körperliche Pflege außer Krankheitsfällen) durch entsprechende Nahrung und Kleidung, die einfach, aber nicht armselig sein müssen, um so wichtiger, als an manches Kindes Verkommenheit auch die leibliche Verwahrlosung einen starken Anteil hat (Bettnässer). Die Aufsicht, welche aber nie den Charakter der Spionage, der List an sich tragen darf, sondern vielmehr als gemeinsames Leben, Lernen und Arbeiten sich darstellen muß. Die Strafen dürfen keine andern als in der Familie sein, nicht absonderliche, künstlich ausgedachte, oder zuchthausmäßige.

In dieser Weise muß das ganze Anstaltsleben den günstigen Eindruck, welchen die Aufnahme dem Zögling gemacht hat, bewähren.

Schwierigkeiten und Gefahren. Die Schwierigkeiten, welche das Werk der Erziehung solcher Kinder bietet, sind selbstverständlich. Nur Gott kann sie besiegen, aber wir dürfen ihm dabei helfen durch Ausführung seines Willens. Das Wie ist im obigen angedeutet.

Schwierigkeiten besonderer Art bereitet namentlich bei lokaler Nähe der Verkehr der Kinder mit ihren Angehörigen. Denselben ganz abschneiden, wäre verkehrt. Man muß die Kinder lehren, diesen Verkehr zu pflegen, ohne Schaden zu leiden — denn später sind sie ja doch diesen Einflüssen preisgegeben. Besuche der Eltern in der Anstalt, des Kindes

im Elternhaus, unter Aufsicht und Begleitung oder als Zeichen des Vertrauens und zur Probe auch einmal allein, sind verschiedene Möglichkeiten, unter denen das Richtige nach dem besonderen Fall erwählt werden muß.

Gehilfen sind sehr schwer für die Arbeit zu gewinnen: es müssen erziehlich begabte und keiner Arbeit sich scheuende Menschen sein. Junge Lehrer pflegen sich meist für zu gut zu halten, um auch bei der Arbeit mitthätig die Aufsicht zu führen. Hier ist aber niemand zu brauchen, der meint, mit Schulstunden und Bücherweisheit sei alles abgemacht. Die wirkliche Liebe zu den Seelen der Kinder leitet dabei auf den rechten Weg. Brüderanstalten und Diakonissenhäuser sind wohl am ehesten imstande, taugliches Personal zu liefern.

Eine schwere Frage ist auch die: Darf man ein gänzlich unbotmäßiges Kind wegschicken? Antwort: Nein. Nur wenn es sich um die ernstlich gefährdete Existenz der Anstalt, oder um nach Lage der Verhältnisse nicht zu hindernden bösen Einfluß auf andere Kinder (6. Gebot) handelt, dann kann Wegschicken Pflicht sein und auch dem Kind Segen bringen. Zunächst handelt es sich dabei um Verbringung in eine andere Rettungsanstalt. Manchmal wirkt der Lokal- und Personalwechsel sehr günstig.

Eine große Gefahr bei der Erziehung solcher Kinder ist das „Anpredigen", viele christliche Worte machen. Man spreche wenig, handle ganz konsequent, voll Liebe — das wirkt mehr. Die vielen Worte betäuben nur. Man hüte sich vor Argwohn und Verbitterung bei schlimmen, vor falschem Optimismus und leichtherzigen Hoffnungen bei lieblichen Erfahrungen.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Waisenhaus, Bewahranstalt (ähnlich wie Waisenhaus, nur daß dort der Grund der Nötigung, die Kinder zu bewahren, Elternlosigkeit ist, bei der Bewahranstalt irgend welche andere Ursachen), Erziehungsverein, staatliche oder private Korrektionsanstalt (z. B. St. Martin bei Boppart).

Das „Pensionat" ist als eine Rettungsanstalt für Kinder aus besseren Verhältnissen zu bezeichnen. Ein solches z. B. im Rauhen Haus. Die allgemeinen Grundsätze sind dieselben wie in dem gewöhnlichen Rettungshaus. Nur daß der Unterricht die Ziele höherer Schulen erstrebt. Die Schwierigkeiten der Erziehung wachsen in dem Grad, als die Verhältnisse verwickelter sind, aus denen diese Kinder herkommen, und als die Ziele schwerer zu erreichen sind, zu welchen sie kommen müssen, wenn ihnen in ihrem späteren Leben der Stempel der Verkommenheit nicht aufgeprägt bleiben soll.

Ein großer Notstand ist es, daß es für bereits konfirmierte mißratene Knaben aus dem Volk keine eignen Anstalten giebt, in denen man bei Landarbeit und Beschäftigung in Handwerken ihre Besserung versuchte. Bei den neuerlichen Verhältnissen des Lehrlingswesens ist der Notstand sehr groß.

Ziel und Segen. Das äußere und innere Ziel ist erreicht mit der Konfirmation. Selbstverständlich kann dieselbe nicht wie unter gewöhnlichen Verhältnissen an den Alterstermin von 14 Jahren gebunden sein. Allerdings kann die Konfirmation auch kaum über das 16., höchstens

17. Jahr hinausgeschoben werden. Ist mit diesem Alter das Kind nicht reif für die Konfirmation, dann kann doch das Rettungshaus, dessen ganze Verfassung für Kinder berechnet ist, nicht länger sein Aufenthalt sein. (Vergl. oben.)

Dem Konfirmierten muß die Berufswahl freistehen. Doch wird man ihn eventuell dahin zu beeinflussen suchen, daß er einen möglichst soliden, ihn nicht in starke Versuchung führenden Beruf erwählt. Bei der Wahl des Lehrherrn hat die Anstalt mitzureden und wird ihren Zögling einer verderblichen Umgebung nicht überlassen. Auch für die Folgezeit sucht man mit dem früheren Zögling in Verbindung zu bleiben und jede Gelegenheit dazu auszunutzen. — Bei den Mädchen gelingt es meist leichter, den Konfirmationstermin hinauszuschieben, oder sie nach der Konfirmation noch ein oder zwei Jahre in der Anstalt zu behalten, weil sie in fortgesetzter Anleitung zu weiblichen Arbeiten bleiben und nicht wie die Knaben nur um so später in die Berufslehre treten.

Das innerste und höchste Ziel ist die Ablenkung des Kindes vom Sündenweg, sonderlich von dem Weg der Sünden, die dasselbe ins Rettungshaus gebracht haben, und der Beginn eines christlich-frommen oder doch wenigstens rechtschaffenen Jugendlebens.

§. 25. Magdalenium (Kampf gegen Prostitution).

Notstand. Es kommen hier hauptsächlich diejenigen Gefallenen in Betracht, welche aus der Unzucht ein Gewerbe machen, d. h. die, welche auf der untersten Stufe des abschüssigen Sündenweges angekommen sind. Unreine Gedanken und leichtfertige Reden, Gelegenheit zur Fleischessünde, wie sie vielfach die öffentlichen Tanzlokale bieten, fleischliche Vergehungen sind die direkten Vorstufen zu diesem Abgrund; auch das leichtsinnige oder lebensunkundige Mädchen, das sich unbesonnen in die Großstadt wagt, sein Glück zu machen und ohne Anhalt schlechten Händen anheimfällt; die aus dem Gefängnis Entlassene, die nun nicht weiß, wo sie hin soll, der sich jedes anständige Haus verschließt, während die Thüren zum Laster sich angelweit aufthun; die allein wohnende Fabrikarbeiterin oder Nähterin, die um einen Hungerlohn von morgens bis abends arbeiten muß und sich durch Sünden etwas dazu verdienen will; das verwahrloste oder mißratene Mädchen, das dem Elternhaus entläuft oder wohl gar von Vater oder Mutter zur Sünde angehalten wird — sie alle und viele andere enden nur gar zu schnell und leicht in diesem Sumpf. Das hier vorhandene Gift ist unserem Volke schädlicher und kostet weit mehr Opfer, als Pest und Cholera. Hier ist der eigentliche Quellort des Christushasses und der Gottesfeindschaft, sowie der Auflehnung gegen alle irdische Autorität. In allen blutigen Revolutionen haben diese Weiber und die mit ihnen verbündeten Männer Hauptrollen gespielt. — Den Leib verheert die Unzucht, aber nicht minder die Seele und ihre Kräfte (1 Petri 2, 11). Die alten heidnischen Deutschen hatten den Ruhm der Keuschheit — und heute werden allein in der Hauptstadt des Deutschen Reiches die Dirnen auf 25—30 000 veranschlagt! Dazu kommen noch die Scharen in allen großen und kleinen Städten.

Geschichte. Es hat nur zwei Zeiten gegeben, in welchen die schon unter den Völkern eingerissene Unzucht nachdrücklich und im großen zurückgedämmt worden ist: die ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche und die Reformationszeit, ein deutliches Zeichen, daß nur das im Völkerleben mächtig werdende Evangelium gegen diesen Greuel etwas vermag.

In der Neuzeit haben um die Führung dieses Kampfes zwei Männer große Verdienste: Pastor Fliedner, welcher im Jahre 1833 im Anschluß an seine praktische Arbeit im Gefängniswesen das erste Asyl in seinem Gartenhäuschen zu Kaiserswerth eröffnete, später ein eigenes Haus dafür baute, diese Thätigkeit auch an andere Orte verpflanzte und namentlich durch Erneuerung der weiblichen Diakonie Arbeiterinnen für diese schwerste Thätigkeit der inneren Mission beschaffte. Jetzt giebt's gegen 20 Asyle in Deutschland, etwa in der Hälfte derselben arbeiten Diakonissen.

Für die Ausbreitung und das öffentliche Zeugnis hat der Holländer Pastor Heldring weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus gewirkt. Er hat zu Steenbeck 1848 ein Asyl gegründet, das vielen andern zum Muster gedient, und hat sonderlich im Anschluß an Ezechiel 34 in zahlreichen Vorträgen allerorten den Schlachtruf im heiligen Rettungskrieg erschallen lassen.

In Deutschland haben der verstorbene Superintendent Bastian in Bernburg, Pfarrer G. Schlosser in Frankfurt a. M. und Generalsuperintendent Baur in Koblenz große Verdienste in der Magdalenensache.

Einrichtung und Arbeit. Ein Magdalenenasyl muß in einer Stadt resp. deren nächster Nähe liegen oder Zweig eines größeren Anstaltenganzen sein, weil nur dann für ausreichende und regelmäßige Arbeit einer beträchtlicheren Anzahl von Zöglingen gesorgt werden kann. Die in fast allen Magdalenenasylen hauptsächlich betriebene Arbeit ist das Waschen. Es ist eine Arbeit, welche allen Stufen des Nochnichtkönnens und des Könnens Mitthätigkeit gestattet, welche eine hinreichende körperliche Bemühung fordert und wobei eingehende Aufsicht möglich ist. Die Lage des Asyls muß also derart sein, daß diese Arbeit genügend vorhanden und seine Einrichtung so (Waschküche, Plättstube, Trockenraum 2c.), daß sie beschickt werden kann. Daneben wird die gewöhnliche Hausarbeit, event. etwas Land- und Gartenarbeit gethan, einige Zöglinge werden auch mit Nähen oder sonstigen gerade für sie passenden Arbeiten beschäftigt. Besondere Einrichtungen sind dazu nicht nötig, wie überhaupt die ganze Anstalt wie ein einfaches Wohnhaus eingerichtet sein muß, wenn sie nur 10—15 Zöglinge hat. Nur eine Einrichtung eigentümlicher Art muß auch hier verlangt werden: in einem gemeinsamen Schlafsaal muß jede Bewohnerin ein völlig abgeteiltes Schlafkämmerchen haben. In dem zwischen beiden Zellenreihen hinlaufenden Mittelgang schläft die Aufseherin. So ist in der einzig unbeaufsichtigten Zeit eine üble Beeinflussung des einen Zöglings durch den andern unmöglich. — Umfaßt die Anstalt mehr Zöglinge, so ist das Gebäude so zu gliedern, daß ein familienartiges Zusammenwohnen je einer kleineren Anzahl mit einer Aufseherin resp. Diakonissin möglich ist. Namentlich bedürfen die neuerdings immer zahlreicher werdenden Jugendlichen Trennung von den Erfahrenen in besonderer Anstalt, oder durch besondere Abteilung. Ebenso

sollten die Neuangekommenen einige Wochen zur Vorprobe getrennt von den übrigen gehalten werden, damit nicht gar zu frische Eindrücke aus der Außenwelt oder der Mangel an Disciplin bei den Neuen den schon länger im Asyl Weilenden gefährlich werde. Ein Gleiches wäre ratsam für manche, die nach Herkunft und Lebensgang nicht zum Zusammenleben und -Arbeiten mit der übrigen Zahl vernünftigerweise genötigt werden können.

Der Aufenthalt in der Anstalt wird durchschnittlich zwei Jahre dauern müssen.

Unentgeltlichkeit der Aufnahme sollte, wenn nicht in allen Fällen Regel, so doch möglich sein, weil oft Eile not thut und bei solcher Anstalt doch füglich nicht um des Geldmangels willen die Aufnahme verweigert werden kann. Da die Aufnahme nur nach dem freien Willen der Betreffenden erfolgt, muß auch oft das Eisen geschmiedet werden, solange es noch warm ist. Zur Herstellung von Freiplätzen, zur Unterbringung von Magdalenen in der Anstalt, sowie zur Hilfeleistung bei der späteren Besorgung von Stellen ꝛc. sollten Magdalenenhilfsvereine in allen Städten gebildet werden.

Ob Rückfällige wieder aufgenommen werden sollen, ist eine noch unentschiedene Frage unter den auf diesem Arbeitsfeld Erfahrenen. Ebenso, ob eine besondere Anstaltskleidung erziehlich wirke oder nicht.

An der Spitze der Anstalt muß außer einem Komitee, welches das Äußerliche leitet, ein Pastor stehn von besonderer seelsorgerlicher Tüchtigkeit, der durch Gottesdienste resp. Bibelstunden, religiösen Unterricht und Einzelgespräch auf die Zöglinge geistlich einzuwirken imstande ist. Jedoch genügt es, daß ein Geistlicher die Stelle im Nebenamt verwaltet.

Als Hausmutter lebt und wirkt in der Anstalt eine weibliche Kraft (Diakonissin), welche zu diesem schwersten Werk der innern Mission besondere Geistes- und Charaktergabe besitzen muß, nämlich evangelische Grundrichtung und die Gabe, auf ihre nächste Umgebung dauernd und bestimmend einzuwirken, eine glaubens- und liebeskräftige Persönlichkeit. Ihr müssen je nach der Zahl der Zöglinge genügende Hilfskräfte untergeordnet sein.

Die Arbeit im Magdalenium zerfällt in eine dreifache: die Gewinnung der Zöglinge für die Anstalt, die Thätigkeit an ihnen in der Anstalt, die Fürsorge nach der Entlassung außerhalb der Anstalt.

Wer erwägt, wie in den Häusern des Lasters, sowie in den Gefängnissen und den Syphilisstationen der Krankenhäuser die Feindschaft gegen die Magdalenenasyle gepflegt wird und mit welchen inneren und äußeren Banden solch ein verkommenes Mädchen an ihr Lasterleben gefesselt ist, der kann würdigen, was für ein großer Schritt schon das Kommen ins Asyl, die Bitte um Aufnahme ist. Auf Erreichung dieses Zieles sind die ernsten Bemühungen der Anstalt resp. ihrer Leitung gerichtet. Dazu giebt's verschiedene Mittel: man hält wie in England sogenannte Mitternachtsversammlungen, in denen man ins Asyl einladet; man schreibt betreffende Artikel und Aufrufe in die Zeitungen; Gefängnisgeistliche fordern Züchtlinge zum Eintritt auf; ebenso die Diakonissen, welche auf den Syphilisabteilungen der Krankenhäuser die Pflege haben; Gemeinde-

schwestern, Pastoren, Stadtmissionare senden Reuige, mit welchen sie durch ihr Amt in Berührung gekommen; manche, zumal wenn sie sich in äußerer Not befinden, klopfen auch selbst an die Thür des Asyls, Aufnahme erbittend, oder unglückliche Eltern thun die Bitte für ihr verlorenes Kind.

Die Arbeit im Asyl besteht nach dem oben schon beiläufig Genannten in religiöser Einwirkung des Pastors sowie der Hausmutter (Gottesdienst, Bibelstunde, Religionsunterricht, Hausandacht, Einzelgespräch), in Aufrechthaltung einer sorgfältig bedachten, täglichen Lebensordnung, in tüchtiger, anstrengender, doch wohlbemessener körperlicher Arbeit, Nachhilfestunden für die Fälle, wo die elementarsten Schulkenntnisse fehlen, in körperlicher Pflege der meist gesundheitlich sehr Zerrütteten, namentlich auch in Stärkung des Bewußtseins der Selbstverantwortlichkeit und Freiwilligkeit. Indessen darf die Freiheit des Kommens, Bleibens, Wiedergehens nicht verwechselt werden mit Willkür des Thuns und Lassens in der Anstalt.

Die Fürsorge für die Entlassenen besteht in sorgsamer Auswahl einer Dienstherrschaft, in Beratung bei jedem Wechsel, sowie in allen sonstigen wichtigen Dingen, in Gelegenheit zum Verkehr in der Anstalt resp. mit deren Leitung, in steter Bereitschaft mit Rat und That zu helfen, wo es nötig thut (Vermittlung von Spareinlagen, Beratung bei Anschaffungen 2c.).

Schwierigkeiten und Gefahren. Eine Schwierigkeit besteht darin, daß man in allem bis ins kleine den Grundcharakter der Anstalt festhält, und sich nicht durch momentane Verlegenheiten zu grundsätzlich falschen Maßregeln oder Einrichtungen verleiten läßt, z. B. würde man durch Schloß und Riegel vielleicht in diesem und jenem Einzelfall das Weglaufen verhindern, aber den ganzen Geist der Anstalt verderben.

Eine zweite Schwierigkeit ist die, daß man sich durch den außerordentlich wechselvollen und unter den entgegengesetzten Formen auftretenden Seelenzustand nicht täuschen lasse. So ist z. B. der Trotz als ein Ausbruch der im Herzen gehegten Sünde sofort erkennbar, die thränenvolle, nervöse Zerknirschung dagegen hat den Anschein eines geistlichen Erfolges, ist aber thatsächlich oft nichts andres als die gleichfalls durch die Sünde zuwege gebrachte Haltlosigkeit der Seele und Zerrüttung des leiblichen Lebens, im Grund dasselbe wie jener, nur nach einer andern Richtung und in anderer Form wirksam werdend u. s. w.

Endlich eine dritte Schwierigkeit ist dies, daß man unter dem Ekel vor der Sünde, den zahlreichen Mißerfolgen, dem aufreibenden Kampf gegen das Laster die Liebe, den „Glauben und die Geduld der Heiligen" nicht verliere.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Magdalenen-Hilfsvereine (vergl. oben) die katholischen Klöster „zum guten Hirten", deren Mutterhaus zu Angers bei Nancy.

Das Versorgungshaus des Fräulein Lungstras in Bonn bietet Müttern, die mit ihren Kindern eben aus der Entbindungsanstalt kommen, Hilfe, damit nicht der erste Fall auch der erste Schritt zum Abgrund werde.

Rettungsanstalten für solche, welche schon zu alt fürs gewöhnliche Kinderrettungshaus und zu jung fürs Magdalenium sind (Elim bei Mörs, Abteilung des Martinstifts in Leipzig, Pniel in Loschwitz bei Dresden).

Alle Vereine und Anstalten, welche der Erziehung und Bewahrung der weiblichen Jugend (eventuell auch der männlichen Jugend) dienen.

Die Versuche, auf die Männerwelt einzuwirken, wie sie neuerdings in der Berliner Stadtmission gemacht worden sind.

Speziell zur Beratung der weiblichen Jugend gestiftete Vereine: Verein von Freundinnen des jungen Mädchens in Genf, der auch in Deutschland, z. B. Berlin, einen Zweigverein hat.

Von besonderer Bedeutung ist der Kampf gegen die Prostitution (die gewerbsmäßige Unzucht), wie er neuerdings von England aus durch Frau Josephine Butler angeregt worden ist und auf dem Festland durch Professor Aimé Humbert in Neuchâtel besonders eifrig gefördert wird (Kontinentaler Bund). Dieser Kampf hat sich als Ziel gesetzt die Abschaffung der Prostitution als gesetzlicher oder geduldeter Einrichtung. Im allgemeinen sind diese Bestrebungen zu billigen, wenn man auch in betreff mancher Einzelheiten (gänzliche formelle Gleichbehandlung des männlichen und weiblichen Geschlechts, Auftreten von Frauen in den Debatten 2c.) namentlich vom christlichen Standpunkt aus Bedenken haben muß.

Um diesen Kampf zu verstehen, ist es nötig zu wissen, daß der Staat sich in dreifach verschiedener Weise zur Prostitution stellt: entweder er läßt sie ganz frei gewähren (so England mit Ausnahme einiger Häfen und Garnisonstädte), oder er reglementiert, organisiert und kontrolliert das Laster in den Bordellen (so in Frankreich, Belgien, Holland, Dänemark), oder er duldet es (so in Deutschland, wo gesetzlich Kuppelei und gewerbsmäßige Unzucht verboten sind, weil sie aber damit doch nicht aus der Welt geschafft seien, so sucht man durch Polizeimaßregeln wenigstens die gröbsten Auswüchse abzuschneiden), doch bieten auch in letzterem Fall Gesetz und Praxis schreckliche Lücken, welche von der Sünde nur allzuschlau benutzt werden. Nach christlichen Grundsätzen müßte direkt gegen dies Laster auch vom Staat gekämpft werden.

Ziel und Segen. Das Ziel der Magdalenenanstalt ist die Rettung der Einzelnen aus ihrem Sündenverderben, welches nur durch eine wirkliche Herzensbekehrung zum Herrn als gesichert gelten kann. Das Ziel der Anti-Prostitutionsbewegung ist die Minderung resp. Ausrottung des Lasters, soweit der Staat dabei irgendwie in Frage kommt. — Als ein vorläufiger Segen aller dieser Bestrebungen ist es schon anzusehen, wenn nur das Gewissen weiterer Kreise aufgerüttelt und wenigstens nach den Zielen gerungen wird, welche die urchristliche und reformatorische Zeit mit verhältnismäßig gutem Erfolg erstrebten.

§ 26. Trinkerasyl (Kampf gegen Alkohol).

Notstand. Der in fast allen Ländern in betreff des übermäßigen Trinkens vorhandene Notstand ist für jeden ersichtlich. Im allgemeinen frönen die germanischen Völker dem Laster der Trunksucht mehr als die

romanischen. Am verderblichsten, ja geradezu mörderisch wirkt der Schnaps auf Völker der heißen Zone. Wein und Bier enthalten im Verhältnis viel weniger Alkohol als der Branntwein. Letzterer, zumal wegen seiner Billigkeit das weitverbreitete Getränk der Armen, wirkt auf die Dauer immer schädlich. Der Schnaps als Volksgetränk untergräbt Gesundheit, Wohlstand, soziale Ordnung, Sittlichkeit, Religiosität. Die bemerkbarsten üblen Einflüsse werden in der Steigerung des Selbstmords, Irrsinns, der Verbrechen offenbar. — Wenn dem zunehmenden Schnapstrinken nicht gewehrt wird, so geht es mit dem Volkswohl unaufhaltsam bergab. (In Masuren sagt man: „Wir trinken Schnaps, weil wir arm sind und werden immer ärmer, weil wir ihn trinken.")

Dem Notstand, sofern er auf einzelnen lastet, will das Trinkerasyl als Heilstätte entgegenarbeiten.

Geschichte. Bedeutung und Aufgabe des Trinkerasyls ist nur im Blick auf die gesamte Bewegung zur Bekämpfung der Trunksucht zu verstehen.

In Nordamerika bestehen seit 1813, in England seit 1831 Vereine zur Bekämpfung der Trunksucht. Gegen Ende der dreißiger Jahre verpflanzte sich diese Bewegung nach Deutschland auf Anregung Friedrich Wilhelms III., der einen Hauptvertreter der Mäßigkeitssache in den Vereinigten Staaten, Rob. Baird, nach Berlin kommen, dessen Geschichte der Mäßigkeitsbewegung übersetzen und in zahlreichen Exemplaren verteilen und durch die geistlichen und weltlichen Regierungsorgane zur Bildung von Vereinen gegen Trunksucht auffordern ließ. Auch der damalige Kronprinz, spätere König Johann von Sachsen beschritt ähnliche Wege. Die Sache wurde in Deutschland populär. Die evangelischen und katholischen Geistlichen wandten sich ihr zu. Männer wie Baron von Seld, die Pastoren Böttcher in Hannover, Liebetrut in Potsdam, Kaplan Seling in Osnabrück u. a. waren eifrig und mit Erfolg auf diesem Gebiet thätig. So gingen z. B. 1845 in Oberschlesien 84 Brennereien ein und 206 wurden außer Betrieb gesetzt. In Hannover ging innerhalb 10 Jahren der Ertrag der Branntweinsteuer auf die Hälfte herab. Im ganzen bekannte man sich in dieser ersten Mäßigkeitsbewegung Deutschlands zu weitherzigen Grundsätzen. — In den Stürmen des Jahres 1848 ging auch diese heilsame Sache unter.

Von der Zeit an fristeten die wenigen übriggebliebenen Vereine ein kümmerliches Dasein. Tausende waren ihrem Gelübde untreu geworden. Mit dem Zusammenschmelzen der Mitgliederzahl kam man auf immer schroffere, absonderliche, ganz unhaltbare Grundsätze. Männer wie Huber und Wichern wiesen auf die rechten evangelischen Grundsätze und das allein Erfolg versprechende praktische Vorgehen hin, konnten aber nicht durchdringen.

In den letzten Jahren haben wieder weitere Kreise diesem Feind des Volkswohls ihre Beachtung zugewandt und einen Feldzug gegen denselben eröffnet. So der Schweizer Mäßigkeitsverein (unter dem Zeichen des blauen Kreuzes) seit 1877. Er empfiehlt Enthaltsamkeit von allen geistigen Getränken, jedoch nicht, weil auch ein mäßiger Genuß jedes alkoholhaltigen Getränkes Sünde sei, sondern um der Liebe willen (ein gutes Beispiel

könne man nicht durch Vorsprechen, sondern nur durch Vorleben geben). Dieser Verein, an dessen Spitze Pastor Bovet in Bern steht, hat entschieden christliche, evangelische Grundsätze, kann sich deshalb nachdrücklich und mit Erfolg der Einwirkung auf die einzelnen Trinker und der Pflege der Geretteten annehmen, verpflichtet nur durch Unterschrift, nicht durch Gelübde am Altar (Eid), will neben der Anwendung von religiösen, die Gesinnung beeinflussenden Hauptmitteln auch vorbeugende Maßregeln begünstigen: gute Gesetze, Kaffeeschenken 2c. Er giebt einen trefflichen Kalender des blauen Kreuzes heraus. — Sodann der deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, 1883 begründet. In ihm wirken sehr verschiedene religiöse und politische Richtungen zusammen zur sozialen Reform. Deshalb kann nicht sowohl die Einzelperson des Trinkers, seine Rettung und Pflege, welche immer nur durch das Evangelium möglich ist, das Augenmerk dieses Vereins sein, sondern vielmehr die Besserung der Gesamtzustände durch Vorbeugen, Bewahren, Einwirken auf die Gesetzgebung, die öffentliche Meinung u. s. w. Er verlangt von seinen Mitgliedern nicht völlige Enthaltsamkeit, sondern Mäßigkeit.

Mit angeregt durch die größeren Gemeinschaften haben elf der noch vorhandenen Enthaltsamkeitsvereine 1884 einen Verband gebildet, dessen Präses Pastor Dr. Rindfleisch in Trutenau (Ostpreußen) ist (Organ: Centralblatt).

Einrichtung und Arbeit. Innerhalb der gesamten Bestrebungen gegen die Trunksucht hat das Trinkerasyl seineganz bestimmte Stelle: es soll sein eine Heil- und Rettungsanstalt der dem Trunk in so hohem Grad Verfallenen, daß sie sich durch eigne Zucht in ihrem gewöhnlichen Lebenskreis nicht mehr dem Laster entreißen können.

Es giebt solcher Asyle gegenwärtig nur fünf in Deutschland: Lintorf (Pastor Cronau) in Rheinpreußen, Sophienhof in Mecklenburg, Nieder-Leipa in Schlesien (Kreis Jauer), Köthen in der Mark Brandenburg, Rickling in Schleswig-Holstein — sämmtlich außer Lintorf erst neuesten Datums. Vermehrung derselben ist dringend nötig.

Die Einrichtungen eines solchen Asyls müssen den heimischen Verhältnissen der zu Rettenden thunlichst entsprechen, ohne deren Nachteile aufzuweisen. So muß namentlich schon durch die Lage desselben der Verführung von außen vorgebeugt werden. Von entscheidender Bedeutung ist es, ob das Asyl verschiedenen Ständen und Verpflegungsklassen dienen, oder nur Pfleglinge der arbeitenden resp. der höheren Stände beherbergen soll. — An einem Asyl für Frauen fehlt es noch ganz.

Wirkliche und dauernde Besserung ist nur von einer gründlichen Herzensbekehrung zu erwarten, deshalb allein durch den Einfluß des Evangeliums zu erreichen. Gottesdienste, Hausandacht, seelsorgerliches Gespräch, der Gesamtgeist des Hauses — was alles sich jedoch ohne Zudringlichkeit und methodistischen Eifer als einfache christliche Lebensordnung geltend machen muß — sind die Mittel zu dieser Umkehr. Ihnen muß helfend die rechte Körperpflege zur Seite gehen: selbstverständlich Enthaltung von Alkohol, und zwar alsbald und völlig, nicht allmähliche Entziehung. Der geschwächte Körper muß durch entsprechende Nahrung widerstandsfähig gegen die Reizungen zum Rückfall gemacht werden. —

Der sittlichen Schlaffheit muß Arbeitsgewöhnung entgegenwirken. Ermüdende, jedoch nicht übermäßig anstrengende und dadurch gerade nach Reizmitteln begierig machende Arbeit in frischer Luft ist die am meisten dem Zweck entsprechende. Selbstverständlich ist dabei auf Körperkraft und bisherige Beschäftigung jede thunliche Rücksicht zu nehmen.

Ein Aufenthalt von mindestens 1—2 Jahren ist erforderlich. Bietet der frühere Beruf besondere Versuchungen zum Trunk, so muß nachher ein anderer ergriffen werden, wenn nicht alles vergeblich gewesen sein soll.

Rein medicinische Mittel, Kuren und Heilverfahren, welche ohne Erfassung des Willens wirksam wären, giebt es nicht; zu warnen ist vor allen sog. Geheimmitteln, welche alle nur den Geldbeutel der Quacksalber füllen, aber dem Leidenden nicht helfen.

Schwierigkeiten und Gefahren. Dem Durchdringen der Mäßigkeitsbewegung haben mancherlei falsche Grundsätze und eine dementsprechende Praxis in den Vereinen großes Hemmniß bereitet; z. B. man wollte (so namentlich Prof. Kranichfeld in Berlin) einen wesentlichen Unterschied machen zwischen der berauschenden Kraft des Weines und des Schnapses. Doch lehrt die Chemie, daß beides Alkohol ist — nur freilich dem Wein in größerer Reinheit und geringerem Maß beigemischt als dem gewöhnlichen Branntwein. Man hat in ganz überspannter Weise den Alkohol im Schnaps als ein Erzeugnis des Teufels hingestellt. Man hat den Kampf gegen den Branntwein mit dem Kampf gegen den Tabak, ja sogar gegen die Kuhpockenimpfung vermischt. — In der Verwerfung des Weines ist man in fanatischer Tollheit soweit gegangen, daß man zu einer Zeit in Kansas (Amerika) sogar die Austeilung des Weines beim heiligen Abendmahl bei einer Strafe mit Gefängnis bis zu zwei Jahren gesetzlich verboten hat.

Auch die Praxis der Gelübde giebt zu großen Bedenken Anlaß. Zwar ist nichts gegen Gelübde als solche zu sagen, wenn sie nichts Weiteres sein wollen als Anwendungen des Tauf- und Konfirmationsgelübdes auf bestimmte Lebensgebiete (z. B. Amtsgelübde), aber thatsächlich fehlt es nicht an Stimmen aus den Enthaltsamkeitsvereinen, welche für die Gelobenden einen Stand höherer Sittlichkeit in Anspruch nehmen, als ob sie allein vollen Ernst machten mit den Geboten Gottes (etwas Ähnliches wie die Befolgung der römischen „evangelischen Ratschläge"). Andererseits sollte doch auch der Umstand zur höchsten Vorsicht mahnen, daß das Gelübde von Tausenden und Zehntausenden gebrochen worden ist (Frage, ob dieselben damit nicht eidbrüchig geworden sind, weil Gelübde vor dem Altar in einer dem Eid ähnlichen Form).

Neuerdings pflegt man von solchen Ausschreitungen meist in gesundere Bahnen einzulenken.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Die Asyle haben Wert für die Rettung einzelner und als Thatzeugnisse gegen das Laster und seine öffentliche Duldung. — Aber man darf über ihnen der aufs Ganze zur Besserung wirkenden Mittel nicht vergessen. Denn während man hier einzelne rettet, gehen durch Schuld der öffentlichen Zustände Tausende verloren.

Man muß also eine Einwirkung auf die Gesetzgebung erstreben, da-

mit die Schankfreiheit beschränkt, das Angebot geistiger Getränke erschwert, öffentliche Trunkenheit bestraft, Trinker entmündigt, Herstellung unreiner Alkohole verboten werden, vielleicht auch Trunkenheit nicht mehr als Strafmilderungsgrund gültig sei. (Durch das geplante Branntweinmonopol dürften wohl etwas bessere Zustände als jetzt eintreten, weil alles geordneter sein und nicht so viel schlechter Schnaps gebrannt werden würde. Dagegen würde dann kaum auf des Staates Mithilfe zur wesentlichen Herabminderung des Schnapsverbrauchs zu rechnen sein, weil er ja in diesem Fall an Steuerertrag einbüßen müßte.)

Ferner muß durch die Mäßigkeitsvereine resp. Vereine gegen den Mißbrauch geistiger Getränke auf die öffentliche Meinung durch Wort und Presse eingewirkt werden. Man zeige, daß Schnaps weder Nahrungs- noch Heil- noch Stärkungs- noch Erquickungs-, sondern ein bloßes Reizmittel ist (dasselbe für die Nerven, was fürs Pferd die Peitsche).

Alles was den Schnapsverbrauch mindert, den Reiz zum Wirtshausbesuch verringert, ist als Bundesgenosse willkommen zu heißen: Verbesserung der Körperpflege, der Wohnung, Nahrung, Kleidung, Erweckung von Fleiß und Sparsamkeit. — Als trefflicher praktischer Ersatz des Wirtshauses sind die Kaffeeschenken zu bezeichnen. Auch die Herbergen zur Heimat, welche alle keinen Branntwein verzapfen, haben hier eine wichtige Aufgabe.

Ähnlich wie die Erziehungsvereine den Rettungshäusern, so treten den Trinkerasylen als Heilanstalten die Enthaltsamkeitsvereine (als Trinker-Heilvereine) ergänzend zur Seite. In der Art der Schweizer Vereine des blauen Kreuzes haben sie wohl die gesundeste Gestalt und Wirksamkeit.

Ein sehr interessanter Versuch zur Verdrängung des Schnapses ist das sog. Gothenburger Ausschanksystem. Schweden galt ehedem als das dem Trunk ergebenste Land der Welt und zählt jetzt unter den nordischen Ländern unter die nüchternen. Früher kamen 40 Liter Branntwein auf den Kopf, jetzt nur 12. Auf $3^1/_2$ Millionen Einwohner fallen nur 324 ländliche Schenken und 136 kleinere Handlungen mit Branntwein. Ein Verein von Volksfreunden kaufte zuerst in Gothenburg einen Schnapsladen nach dem andern, ließ die Schenken durch beaufsichtigte Beamte verwalten, welche von allen Speisen und Getränken mit Ausnahme des Schnapses lohnenden Gewinn hatten. Die Polizeistunden wurden streng gehalten, keiner durfte sich hier berauschen. Der Erfolg war ein überraschender. Das System breitete sich mit kleinen Abänderungen nach Norwegen, Finnland aus. In Norwegen kommen jetzt nur 3—4 Liter im Jahr auf den Kopf.

In der katholischen Kirche bestehen Mäßigkeitsbruderschaften. In Irland war Pater Matthew ums Jahr 1840 mit besonderem Erfolg in dieser Arbeit wirksam.

Der Schnapsleidenschaft ist die Opiumsucht verwandt. Auch sie kann nur in besondern Heilanstalten geheilt werden. Sie ist namentlich für alle mit der Krankenpflege betrauten Personen gefährlich, wegen der leichten Gelegenheit, dem Laster zu frönen.

Ziel und Segen. Rettung der einzelnen durch Bekehrung von der Sünde zum lebendigen Gott und Besserung der öffentlichen Zustände

durch Erschwerung des Lasters, Vorbeugung und unschuldige Ersatzmittel des Alkohols.

§ 27. Arbeiterkolonie und Verpflegungsstation.

Notstand. Man hat die in den siebziger Jahren in Deutschland arbeitslos sich umhertreibenden Menschen auf 200 000 geschätzt, in ihrer Gesamtheit eine wahre Landplage, wie sie in ähnlicher, ja vielleicht noch peinlicherer Weise in früheren Jahrhunderten (vor der Reformation) unser Vaterland bedroht hat. Diese große Zahl ist gemischt aus Leuten aller Stände und im einzelnen haben die verschiedensten Ursachen den Betreffenden auf die Landstraße gebracht. Religiös-sittliche Verwilderung, Freiheitsgewährung der modernen Zeit an solche, welche ihr Lebtag einen Vormund nötig haben, die Auflösung sozialer Verbände, ohne daß an ihre Stelle ein Ersatz getreten war — das mögen die Hauptgründe der Verlotterung für die meisten sein. Es lassen sich unter ihnen zwei große, wesentlich verschiedene Klassen unterscheiden: die Hilflosen oder die Liederlichen (Arbeitslustigen oder Arbeitsscheuen). Im einzelnen Fall die Art des Betreffenden zu erkennen, den Faulen und Schlechten empfindlich zu strafen (für manche derselben wäre Prügelstrafe sehr heilsam), dem Fleißigen, Rat- und Hilflosen aber wieder zu einer geordneten Existenz zu verhelfen, ist die für das ganze Übel bestehende doppelte Aufgabe, deren erster Teil der Obrigkeit, deren zweiter der christlichen Liebe anheimfällt.

Geschichte. Eine gewisse Art von Arbeiterkolonieen richtete 1818 der holländische Arbeitsminister Jan van den Bosch in seinem Vaterlande ein, die jedoch, nicht auf christlicher Grundlage erbaut, bald in rein staatliche Korrektionsanstalten umgewandelt wurden.

Die Arbeiterkolonieen der Neuzeit sind aus der herzlichen Barmherzigkeit und der erfinderischen Liebe des Pastors von Bodelschwingh in Bielefeld hervorgegangen, welcher seit Jahren in seiner Epileptischen-Kolonie arme Wanderer speisen ließ und dabei tiefe Einblicke in deren Elend gewann und erkannte, daß Arbeitsgewährung als Wohlthat die Handhabe zur Rettung der Verlorenen und zur Bewahrung der Gefährdeten unter jenen Wanderern sein könne. Er begründete die Arbeiterkolonie Wilhelmsdorf bei Bielefeld 1882 (jetzt mit 360 Plätzen). Hiermit schien in der Hauptsache die Lösung der schwierigen Frage nach Beseitigung des überall als sehr drückend empfundenen Notstandes gegeben. Rasch verbreitete sich unter den eifrigen Bemühungen des Pastors von Bodelschwingh, unter der Gunst der öffentlichen Meinung, der Behörden und einer Anzahl von Fachkonferenzen die Sache der Arbeiterkolonieen. Es existieren jetzt außer Wilhelmsdorf, Käßdorf bei Gifhorn (Provinz Hannover, mit 150 Plätzen), Rickling (Schlesw.-Holst., 150), Friedrichswille bei Reppen (Brandenburg, 150), Seyda bei Zahna (Provinz Sachsen, 150), Wunscha bei Rothenburg (Provinz Schlesien, 70), Meierei bei Mötzelfitz (Pommern, 150), Karlshof bei Rastenburg (Ostpreußen, 200), Lühlerheim (Rheinpreußen, 100). Also 9 Kolonieen mit 1480 Plätzen in Preußen.

Außerdem Dornahof bei Althausen (Württemberg), Dauelsberg bei

Delmenhorst (Oldenburg), Ankenbuck (Baden), Neu-Ulrichstein (Großherzogtum Hessen), Schneckengrün (Königr. Sachsen). In andern Teilen Deutschlands sind solche im Entstehen begriffen.

Einrichtung und Arbeit. Die Arbeiterkolonieen sind Anstalten der christlichen Liebe, die meisten evangelisch (dann event. mit thunlichster geistlicher Versorgung der Katholiken), einige katholisch, von der Regierung resp. den Provinzialbehörden zum Teil namhaft unterstützt, jedoch diesen gegenüber frei in allen den Charakter und die innere Haltung der Anstalten berührenden Fragen. Niemand hat ein Recht, aufgenommen zu werden, niemand wird zum Eintritt gezwungen, niemand wird durch den Eintritt mit einem Makel behaftet. — Die Arbeiterkolonieen haben den Zweck, arbeitslosen aber arbeitslustigen Männern durch Darbietung von Arbeit wieder zu den Anfängen einer ehrlichen Existenz zu helfen, durch christliche Einwirkung sie aus der Verlotterung resp. den Gefahren des bisher geübten Umherstreifens zu retten. Zugleich bieten sie ein Mittel, den bloß unglücklichen von dem liederlichen Wanderer zu scheiden und zu unterscheiden. Dem in längerer Arbeit Bewährten verhilft man thunlichst zu einem seinen Fähigkeiten entsprechenden anderweiten Fortkommen.

In allen Kolonieen wird land- resp. forstwirtschaftliche Arbeit betrieben und zwar möglichst solche, welche, wie dies namentlich bei größeren Meliorationsarbeiten der Fall, auch im Winter einer größeren Anzahl von Kräften zu thun geben; außerdem werden die Kolonisten in den bei solchem Betrieb sich von selbst ergebenden Haus-, Bureau- und Handwerksarbeiten beschäftigt.

Der Unterhalt der Kolonieen wird bestritten durch Subventionen, freiwillige Liebesgaben (beide namentlich auch bei der Anlage und ersten Einrichtung der Kolonie) und die Arbeit der Kolonisten.

Verwaltet wird sie durch einen Vorstand, der für das Detail einen geschäftsführenden Ausschuß bildet, in dem namentlich ein geistliches, mit der Seelsorge und der Oberleitung des erziehlichen Teils der Aufgabe betrautes Mitglied, sowie ein zweites, dem die ökonomische Obsorge zumeist zu übertragen ist, von besonderer Wichtigkeit sind. — Die Beamten der Kolonie bestehen aus dem Hausvater resp. Inspektor und dessen Gehilfen, beide vielfach den Brüderanstalten entnommen.

Die Aufnahme wird jedem arbeitsfähigen Mann ohne Unterschied der Konfession gewährt, unter Bevorzugung der Landesteile, welche zum Unterhalt der Kolonie beitragen. Der Aufzunehmende hat schriftlich anzuerkennen, daß er keine Ansprüche auf Aufnahme und Bleiben habe, daß er jederzeit entlassen werden könne, daß er den Preis seiner Kleidung abverdienen müsse — kurz, die ganze Macht ruht in den Händen der Verwaltung, deren Zufriedenheit sich der Kolonist durch sein Verhalten erwerben muß. Durch die Hausordnung, deren Strafmittel nur Entziehung kleiner Vergünstigungen, z. B. des Tabakrauchens, deren einzige ernstliche Strafe Entlassung ist, wird Schnaps, Widersetzlichkeit, Faulheit ausgeschlossen, Wohlordnung, Zucht, christliche Sonntagsfeier 2c. aufrecht erhalten. — Die Kleidung der Kolonisten ist nicht uniform, um jede Erinnerung an Strafanstalten fern zu halten. — Zur Strafe Entlassene

sollen in einer zweiten Kolonie nur in Übereinstimmung mit der ersten wieder aufgenommen werden.

Sämtliche bestehende Kolonieen haben einen Verband zur Regelung gemeinsamer Angelegenheiten geschlossen. Hier ist Einheitlichkeit des Handelns von besonderer Wichtigkeit. Litterarisch wirkt eine Zeitschrift: „Die Arbeiterkolonie".

Die Arbeit an den Kolonisten wird gethan von dem Hausgeistlichen, welcher dem Vorstand angehört, Predigt und Seelsorge, Oberleitung der erziehlichen Einwirkungen sowohl durch das Personal als die getroffenen Einrichtungen, sowie mancherlei mehr die persönliche Seite der Geschäftsführung berührende Pflichten übernimmt.

An den Hausvater müssen vor allem zwei Forderungen gestellt werden: daß er in erster Linie eine zur erziehlichen Beeinflussung erwachsener Männer geeignete christliche Persönlichkeit sei (ein kräftiger, fester, besonnener Mann) und sodann, daß er die von den Kolonisten zu thuende Arbeit, sowie die gesamte ökonomische Führung eines solchen Anwesens praktisch und aus dem Grunde verstehe. Ist eines dieser beiden Erfordernisse nicht genügend vorhanden, so ist der segensreiche Fortgang der Kolonie bedroht. Ersatz für Lücken auf der einen oder andern Seite der Aufgabe durch andere Persönlichkeiten ist immer nur ein Notbehelf.

Die Gehilfen sollen als der verlängerte Arm und zugleich als Auge, Mund, Fuß 2c. des Hausvaters thätig sein. Den einen derselben wird seine Gabe und bisherige Lebensführung mehr auf dies, den andern auf jenes Gebiet weisen; je mehr er von allen nötigen Eigenschaften, Fertigkeiten und Kenntnissen in sich vereinigt, desto brauchbarer ist er. Die Gehilfen haben auf dem Feld und in den Werkstätten mit- und vorzuarbeiten, Bureauarbeit zu thun, den Hausvater event. bei der Andacht zu vertreten, die Anstaltsbibliothek zu verwalten, vorzulesen, den Gesang- und event. Elementarunterricht zu leiten, die Kleiderkammer, Krankenstube, Küche zu beaufsichtigen event. zu besorgen.

Hilfskräfte für äußerliche Thätigkeiten sind aus den Kolonisten zu gewinnen. Es kommt auf sorgfältigste Auswahl und richtige Verwendung der Gaben und Kräfte dabei an. Nicht mehr Verantwortung auflegen als der Betreffende tragen kann!

In den am Werktag knappen, am Sonntag reichlichen Freizeiten haben die Gehilfen Gelegenheit, den Einzelnen gemütlich und unbefangen nahe zu kommen. Je mehr auch dazu die Gelegenheit benutzt und die Zeit ausgekauft werden muß, desto sorgsamer muß auch durch Arbeitswechsel und Ablösungen den Gehilfen bei der anspannenden Thätigkeit für Erholung, geistige und leibliche Erquickung gesorgt werden.

Als Regel gilt es, daß die Kolonisten, sonderlich größere Gruppen derselben, nie ohne Aufsicht sein dürfen. Auch während der Nachtzeit und für die Freizeiten gilt diese Regel.

Schwierigkeiten und Gefahren. In betreff der einzelnen Kolonisten hat man sich ebensowohl vor vertrauensseligem Optimismus als vor dem landläufigen polizeilichen Pessimismus zu hüten. Gesunde Augen zur Erkenntnis der Wirklichkeit thun da not. Kenntnis des Volkslebens und der Verhältnisse der Wanderbevölkerung thun dabei besonders gute Dienste.

Für die einzelne Kolonie ist besonders darauf zu halten, daß der erziehliche Zweck des Ganzen der erste und beherrschende bleibe und nicht die ökonomische Leistung der Maßstab für die Tüchtigkeit der Anstalt werde. Freilich bleibt es auch wahr, daß, um arbeitsentwöhnten Menschen wieder zur bürgerlichen Existenz zu verhelfen, die stramme, gründliche Arbeit mit in der ersten Reihe der anzuwendenden Mittel steht, ja wohl das Haupthilfs- und Erziehungsmittel ist zu diesem Zweck.

Bei der großen Gunst, in welcher gegenwärtig die Arbeiterkolonieen überall stehen, hüte man sich vor Überschätzung derselben und ihrer Resultate im ganzen und einzelnen (z. B. vor der Meinung, als könnten sie sich mit der Zeit selbst erhalten). Sie sind eine gute Sache neben vielem andern, aber nicht das Heil- und Hilfsmittel für alle Schäden der Welt.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Die Asyle für Obdachlose, wie sie in einigen Großstädten Deutschlands bestehen, gewähren heimatlos Umherirrenden wenigstens für einige Nächte Schutz und Unterkunft, aber keine Arbeit und also weder Anstoß zum Herauskommen aus dem Elend noch Prüfungsmittel, ob die Betreffenden wirklich sich aufraffen wollen.

Die Anti-Bettelvereine verhindern, daß ihre Mitglieder beliebig an den Thüren Almosen austeilen, wobei sich der geriebene und freche Vagabund immer weit besser steht, als der noch ungeübte und relativ unverdorbene Neuling. Vielmehr werden die verhältnismäßig bescheidenen Gaben an einer bestimmten Stelle, entweder in Geld oder Speisung, ausgeteilt. — Doch ist die Organisation dieser Vereine nicht einheitlich durchgeführt, auf dem Lande fehlen sie fast ganz. Demnach ist ihre Wirksamkeit auch eine sehr mangelhafte.

Besser sind die 1880 vom Oberamtmann Huzel in Württemberg vielfach eingeführten Naturalverpflegungsstationen (Nachtquartier, Speisung). Aber auch hier fehlte die Forderung der Arbeitsleistung für die empfangene Gabe.

Die Naturalverpflegungsstationen nach Bodelschwinghs Angaben leisten, wenn in Treue verwaltet, das hier überhaupt Mögliche. Sie bieten Nachtquartier und Speisung, verlangen aber dagegen eine entsprechende Arbeitsleistung (Holzstall, Steinklopfen, irgend welche Arbeit, die indes stets reellen Nutzen haben muß). Wo Arbeit schwer zu beschaffen war, hat sich zuweilen schnell und reichlich solche gefunden, wenn der betreffende Arbeitgeber keinen Lohn dafür zu zahlen hatte, oder wenn dem Stationshalter für Ermittelung passender Beschäftigung eine kleine Geldprämie bewilligt wurde. Ferner muß mit der Station eine Nachweisungsstelle für dauernde Arbeit verbunden sein. Solche Stationen werden am besten von den Kommunen eingerichtet. Das ganze Netz derselben dient dazu, eine große Zahl von Arbeitslosen in Arbeitsscheue und Arbeitswillige zu scheiden, letztere für kürzere oder längere Zeit mit Arbeit zu versehen. Für solche, welche durch diese Hilfe allein noch nicht wieder auf einen grünen Zweig kommen können, sind sie Etappen zur Arbeiterkolonie.

Bei der noch kurzen Erfahrung ist es unter den Kundigen noch

zweifelhaft: ob es praktisch ist und wie es überhaupt geschehen kann, diese Verpflegungsstationen mit Herbergen zur Heimat zu verschmelzen. (In der Großstadt geht es nicht.) Jedenfalls bewähren sich die Verpflegungsstationen in anderweiten Wirtschaften, schon wegen der Versuchung zum Schnapstrinken, nicht. Es müssen meist besondere Veranstaltungen getroffen werden.

Sodann ist es noch fraglich, ob freiwillige Arbeitsscheine und Arbeitsbücher bei den Gästen der Stationen eingeführt, und von den Stationshaltern resp. Herbergsvätern unterschrieben und untersiegelt, wirklich den Erfolg haben werden, die bessere Sorte der Arbeiter vor den schlechteren kenntlich zu machen. Man sagt: die schlechtesten hätten immer die besten Papiere, weil sie resp. ihre Freunde sich am besten auf die Fälschungen verstehen.

Eine den großstädtischen Verhältnissen angepaßte, weder schlechtweg eine Arbeiterkolonie, noch eine Verpflegungsstation darstellende Anstalt ist diejenige in Berlin (Reinickendorferstraße 36), welche kürzere Arbeitsdauer verlangt und nur geringen Umfang (40 Betten) hat.

Ziel und Segen. Beseitigung resp. Verringerung der Bettelplage ist der augenfälligste Effekt dieser Veranstaltungen. Das Wertvolle dieser Wirkung besteht aber darin, daß durch die Kur nicht neue Krankheiten erzeugt, daß nicht der Teufel durch Beelzebub vertrieben wird, sondern daß man einen wirklichen Weg zur gründlichen Heilung des Schadens beschritten hat: Entlarvung der Schlechten, Liederlichen, Arbeitsscheuen, Darbietung von Gelegenheit zu einem neuen Anfang, sowohl im Herzensgrund als im äußeren Leben für die besseren Elemente; und das alles auferbaut auf der Grundlage christlicher Barmherzigkeit.

§ 28. Gefangenen- und Entlassenen-Pflege.

Notstand. In den Gefängnissen kommt die unterste Hefe der verderbten Menschheit zusammen, beide Geschlechter, alle Alter, alle Arten von Verbrechen sind da vertreten — welche Summe von Elend! Der Zweck des Aufenthalts im Gefängnis ist Strafe und Besserung. Thatsächlich waren und sind die Gefängnisse vielfach Hochschulen des Lasters. Alle Versuche und Veranstaltungen im Gefängniswesen haben den Zweck, diesen großen Mißstand auszuschließen und jene beiden Zwecke zu erreichen. Früher, d. h. bis vor 100, ja bis vor 50 Jahren, waren es reine Strafanstalten, etwaige Besserung wurde nur durch die Thatsache der Strafe bezweckt, seitdem sucht man die Strafe immer mehr absichtlich so zu gestalten, daß sie der Besserung dient. Doch ist sehr darauf zu achten, daß sie dabei nicht unversehens den Charakter der Strafe verliert.

Der hier vorliegende Notstand teilt sich in einen solchen der Gefängnisse und der Gefangenen. Zu dem ersteren gehören unvollkommene äußere Einrichtungen, Mängel der Verwaltung, das Fehlen von Unterricht und Gottesdienst ꝛc. Den zweiten Notstand bildet die Summe der Sünde, des Elends, welche in den Persönlichkeiten der Gefangenen vorliegt. — Auf beiderlei Notstand hat die innere Mission ihr Augenmerk

gerichtet und thatsächlich schon große, wenn auch im Vergleich zur Not viel zu geringe Erfolge gehabt.

Geschichte. Die gesamte Besserung des modernen Gefängniswesens verdankt privater, christlicher Anregung ihr Dasein.

Von Persönlichkeiten sind dabei zu nennen: der englische Richter John Howard (1724—1790), der in England und in ganz Europa durch persönliche Kenntnisnahme den Zustand der Gefängnisse erforschte, als ein Herold zur Besserung der Verhältnisse aufrief und in der Krim am Gefängnisfieber starb. Ein ähnliches Wirken entfaltete die englische Quäkerin Elisabeth Fry (1780—1845), welche die Gefängnisse Englands und ganz Europas bereiste und namentlich andere, deren Lebensstellung ihnen eine direkte Einwirkung auf das Gefängniswesen gestattete, anregte. — So vor allen auch den Pastor Th. Fliedner, welcher sich in Deutschland zuerst nachdrücklich und mit Erfolg der Sache annahm durch persönliche, jahrelange, hingebungsvolle, rein private, seelsorgerliche Thätigkeit im Gefängnis zu Düsseldorf (wohin er von Kaiserswerth alle 14 Tage ging), durch Begründung der Rheinisch-westfälischen Gefängnisgesellschaft und durch Errichtung eines Magdalenenasyls (für entlassene weibliche Sträflinge und Gefallene). — Gleichfalls mit durch Elisabeth Fry wurde Wichern angeregt, der in seiner Brüderanstalt Männer erzog, welche u. a. auch als Aufseher in den Gefängnissen dienen sollten und der namentlich durch seine Berufung ins Ministerium 1857 einen amtlichen Einfluß auf die Gestaltung des Gefängniswesens erhielt.

Von gekrönten Häuptern, welche dieser Sache ein besonderes Interesse zuwandten, sind zu nennen König Oskar I. von Schweden (Sohn des Generals Bernadotte, 1799 geb., † 1859), der schon als Kronprinz 1841 ein diesbezügliches wissenschaftliches Werk schrieb, und Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, dessen persönlichen Wünschen namentlich die Einführung der Einzelhaft in Preußen (Moabit) entsprach.

Von Vereinen sind für uns die wichtigsten: die 1776 gegründete „Philadelphische Gesellschaft zur Hilfe für die unglücklichen Gefangenen", deren Wahlspruch Matth. 25 war. Sie machte sich zur Aufgabe, Gefangene zu besuchen, die Ursachen der Verbrechen zu erforschen, um dadurch auf deren Verhütung einwirken zu können und den Einfluß klarzustellen, welchen die Behandlung der Gefangenen auf ihre Besserung ausübe. Durch ihre Erfahrungen kam sie zur Empfehlung der Einzelhaft, die auch endlich, zuerst in Pennsylvanien, durchgesetzt wurde. — In Deutschland ist die 1826 von Fliedner begründete, noch heute in Blüte stehende Rheinisch-westfälische Gefängnisgesellschaft die Anregerin der wesentlichsten Fortschritte geworden. An ihren Arbeiten und Beratungen nahmen ebensowohl Mitglieder der betreffenden Behörden als Freunde der Sache teil.

Einrichtung und Arbeit. Um bestimmen zu können, wie die innere Mission ihre Thätigkeit in den Gefängnissen einzurichten hat, ist die Gewinnung eines Einblicks in das Gefängniswesen selbst nötig.

Im deutschen Strafgesetzbuch wird unterschieden zwischen:

Verbrechen (welches bestraft wird mit Tod oder mit Zuchthaus, 1 bis 15 Jahre lang oder lebenslänglich, stets mit Zwangsarbeit);

Vergehen (welches bestraft wird entweder mit Gefängnis, 1 Tag bis

5 Jahre, event. mit angemessener Beschäftigung; oder mit Festung, 1 Tag bis 15 Jahre oder lebenslang, unter Beaufsichtigung der Lebensweise und Beschäftigung);

Übertretung (welche bestraft wird mit Haft von 1 Tag bis 6 Wochen, einfache Freiheitsentziehung).

Diese Bestimmungen erleiden für Landstreicher 2c. und jugendliche Personen einige Abänderungen.

Das gesamte Gefängniswesen steht in den deutschen Ländern unter den betreffenden Ministerien des Innern oder der Justiz. — Die Zuchthäuser und Gefängnisse, auf deren Inangriffnahme es uns hier vor allem ankommt, haben als obersten Beamten je einen Direktor (Jurist oder gewesenen Militär); für Predigt und Seelsorge ist ein Geistlicher, event. für den Unterricht ein Lehrer angestellt; für den Kleindienst Inspektoren, Oberaufseher und Aufseher.

Sehr wichtig für den Besserungszweck ist die leider noch zu wenig durchgeführte Einzelhaft (musterhaft in Bruchsal, Nürnberg, Moabit, Plötzensee, Hannover). Sie bestand ganz zu Anfang nach dem System der pennsylvanischen Einsamkeitshaft in völliger Abgeschlossenheit des Gefangenen, die weder durch Arbeit, noch durch Unterricht, noch durch Besuche unterbrochen wurde. Diese Weise erwies sich als unrichtig und existiert nirgends mehr. Die deutsche Einzelhaft trennt den Gefangenen stets (in Zelle, Kirche, Schule, Spazierhof — durch Bedeckung des Angesichts —) von seinen Mitgefangenen, aber sie giebt ihm Arbeit (Lektüre) und verhältnismäßig zahlreiche Besuche des Gefängnispersonals, von Zeit zu Zeit auch seiner Angehörigen. Diese Einzelhaft bewahrt den einen vor der sittlichen Ansteckung durch den anderen, giebt ihm Gelegenheit zur Sammlung und Einkehr und verhütet spätere unwillkommene Bekanntschaften derer, welche in einem Gefängnis gesessen haben. In den meisten, namentlich großen deutschen Gefängnissen, besteht das kombinierte System; ein Teil der Gefangenen hat Kollektiv-, ein anderer Einzelhaft. Man isoliert dann die besten und schlechtesten.

Die wichtigsten Einwirkungen, welche nach alledem die innere Mission auf das Gefängniswesen ausüben konnte und kann, bestehen in vier Stücken:

in Beeinflussung der Gefängniseinrichtungen, Empfehlung der Einzelhaft, Dringen auf deren konsequente Durchführung und zweckentsprechende Gestaltung, kurz Behandlung der Sache in Wort und Schrift zur allseitigen Förderung;

in Hinwirkung auf Anstellung von Geistlichen und Lehrern, resp. in Mitwirkung und Beihilfe dazu. In diesen beiden Richtungen ist namentlich durch die Rheinisch-westfälische Gefängnisgesellschaft viel geschehen. Auch die Gewährung von Hilfsmitteln zur Seelsorge durch Stiftung von geeigneten Bibliotheken zur Lektüre für die Gefangenen gehört hierher;

in Erziehung und Darbietung eines geeigneten Aufsichtspersonals. Gewöhnlich werden ausgediente Militärs dazu verwendet. Sie sind in vieler Beziehung sehr brauchbar, weil an Ordnung, Gehorsam 2c. gewöhnt. Allein betreffs der christlichen Gesinnung, der

pädagogischen Befähigung und Lust und Liebe sieht's meist sehr traurig aus. So hat man denn namentlich durch Wicherns Einfluß hier und da, namentlich in Moabit, Brüder angestellt. Sie sind als Aufseher ganz und gar staatliche Beamte und nur der Leitung ihrer Vorgesetzten unterstellt. Man hat an einigen wenigen Stellen, z. B. in Mecklenburg, auch Diakonissen in den Weibergefängnissen angestellt. Aber alles in allem genommen sind noch nicht 100 Leute der inneren Mission in solchen Stellungen thätig. Die früher gehegten Hoffnungen auf zahlreichere Anstellung haben sich nicht verwirklicht;

in Erwirkung der Erlaubnis, daß auch Mitglieder von Gefängnisvereinen, Diakonen, Diakonissen regelmäßig die Gefangenen besuchen und namentlich einen Einfluß für die Zeit nach der Entlassung zu gewinnen suchen. Selbstverständlich müssen alle in dieser Weise thätigen Personen durch Charakter und Vereinsangehörigkeit dem Staat sichere Garantieen bieten, daß sie ihren Zutritt ins Gefängnis in keiner Weise mißbrauchen.

Einen viel freieren Spielraum als bei den Gefangenen hat die christliche Liebesthätigkeit bei den Entlassenen. Sie wird von besonderen organisierten Vereinen, namentlich unter Beihilfe der Geistlichen, versucht.

In der Hauptsache sind die Thätigkeiten der Geistlichen, Lehrer und Aufseher an den Gefängnissen durch staatliche Instruktionen geregelt. Die innere Mission kann hier keinen anderen Einfluß als einen solchen auf die Gesinnung, die Treue, den Missionsgeist, den Ernst, mit welchem das Ziel erstrebt wird, haben.

Am leichtesten möchte noch die Anstellung von Diakonissen auf manchen Krankenabteilungen der Weibergefängnisse zu erreichen sein. Die dortige Arbeit würde dann aber dieselbe sein, wie in jedem Krankenhause.

Die Pflege der Entlassenen gestaltet sich folgendermaßen.

Auf dem Gefangenen lastet die Strafe der Gegenwart, das peinigende Bewußtsein der Vergangenheit, die Hoffnungslosigkeit der Zukunft. Die Gefängnisseelsorge ist wesentlich dazu da, um die beiden ersten Momente für den Gefangenen heilsam werden zu lassen. Indessen wird der Blick in die Zukunft, je nachdem er ausfällt, dabei von wesentlichem Einfluß sein. Auf die Gestaltung der Zukunft aber wird nichts so sehr einwirken, als die Familienverhältnisse, welche der Entlassene zu Hause vorfindet, und die Möglichkeit eines ehrlichen Broterwerbes.

Deshalb gilt's vor allem, die Familie in Pflege zu nehmen, schon während der Angehörige seine Strafzeit verbüßt. Äußeres Elend, sittliche Verkommenheit, Trauer oder Wuth über den Fall des Angehörigen, Gefahren des Alleinstehens 2c. bieten da die Anknüpfungspunkte. Oft wird auch durch die Beratung oder Führung der Korrespondenz zwischen der Familie und dem Gefangenen ein günstiger Einfluß zu gewinnen sein.

Der Entlassene selbst aber muß je nach seiner inneren oder äußeren Stellung beeinflußt werden. Für die meisten wird es hauptsächlich nötig sein: sie in ihrer Familie in die rechte Stellung zu bringen, ihnen Arbeit zu verschaffen, ihr durch Gefängnisarbeit etwa Erspartes zu verwalten, sie zu beraten, zu trösten, zu warnen, Fürsprache einzulegen, wo ihnen Härte oder ungerechtes Mißtrauen begegnet u. s. w. Zeigen sich für Existenz und Fortkommen an einem Ort Schwierigkeiten, so giebt die

Organisation der Vereine die Möglichkeit, dem Betreffenden an anderem Ort eine Stätte zu bereiten.

Zur ersten Zuflucht nach der Entlassung dienen für Männer besondere Asyle oder Arbeitsstätten, für Frauen gewähren oft die Magdalenien den passenden Übergang ins gewöhnliche Leben, da ihnen hier Gelegenheit zur Arbeitserlernung, Bewährung geboten wird.

Schwierigkeiten und Gefahren. Die Hauptschwierigkeit besteht natürlich in der Sündhaftigkeit, Verdorbenheit und Herzenshärtigkeit derer, die aus der Verlorenheit dem Herrn gewonnen werden sollen.

Eine zweite in der Massenhaftigkeit des Verderbens, in der riesengroßen Zahl der Verlorenen (wenn man bedenkt, welche Hilfe oft ein einziger Mensch bedarf).

Eine dritte in der ehernen Gesetzlichkeit der staatlichen Einrichtungen, welche, an sich durchaus nötig, der Wirksamkeit des Evangeliums nur kümmerlichen Einfluß gewähren kann, mehr noch in der unchristlichen Richtung und Strömung, welche unter den Beamten vielfach herrscht.

Eine vierte in dem Unverstand, der Lieblosigkeit und Faulheit derjenigen, welche eigentlich zur Rettung die Hand reichen sollten. Die Geschichte aller Vereine für Entlassenenpflege bestätigt es, wieviel durch die Lauigkeit, den Pharisäismus der Mitglieder versäumt wird, die von jedem Mißerfolge sich abschrecken lassen, müde werden 2c. Die Vereine sind schwer am Leben und bei Kraft zu erhalten.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Alles, was zur Erziehung und Bewahrung des heranwachsenden Geschlechts, zur Bewahrung aller Gefährdeten und zur Rettung der Verlorenen dient, hat bei günstigem Erfolg einen Einfluß auf die Verminderung der Verbrechen. Besonders großen und direkten Einfluß hierauf haben namentlich alle Bestrebungen gegen den Branntwein, gegen die Prostitution und gegen das Vagabundenwesen.

Ziel und Segen. Verminderung der Zahl der Verbrecher, namentlich der rückfälligen, und Rettung der einzelnen ist das Ziel der Gefangenen- und Entlassenenpflege.

Fünftes Kapitel.

Bewahrung der Gefährdeten.

§ 29. Pflege der evangelischen Diaspora in Deutschland.

Notstand. Das Wort Diaspora (= Zerstreuung) bezeichnet hier in Anlehnung an einzelne Worte der Schrift (Joh. 7, 35; Jak. 1, 1; 1 Petr. 1, 1 im Grundtext) die unter Andersgläubigen, namentlich Römisch-Katholischen, lebenden Evangelischen. Der Notstand dieser traurigen Lage wird am tiefsten durch das bildliche Wort bezeichnet: daß vereinzelte Kohlen leicht und bald verlöschen. Will man sie davor bewahren, so muß man sie wieder zusammenscharren und gehörig anblasen. Dann können sie in dunkler und kalter Umgebung ein Herd des Lichts und der Wärme werden. Lebensführungen besonderer Art ausgenommen ist anzunehmen, daß in einem Manne oder einer Familie, welche sich um des äußeren Fortkommens willen oder aus noch viel geringeren Gründen in einer rein katholischen Gegend niederlassen, kein lebhaftes und klares Bewußtsein davon vorhanden ist, was sie an ihrer evangelischen Kirche haben. Nun kommen die Schwierigkeiten, welche der Kirchenbesuch nach auswärts macht, der mangelnde Religionsunterricht für die Kinder, die Versuchungen, welche Geschäft und Geselligkeit zur Verleugnung des Glaubens bieten, um es sehr begreiflich erscheinen zu lassen, daß das etwa noch vorhandene Leben erlischt oder doch bis zum Gefrierpunkt herabsinkt. Sind noch verwandtschaftliche Beziehungen zu Gliedern der katholischen Kirche vorhanden, besteht gar eine gemischte Ehe, so geht nur allzuoft auch in den Fällen, wo die Kirche ihren Zerstreuten nachgeht, doch die Familie wenigstens in den künftigen Generationen dem evangelischen Glauben verloren. Der Mangel an kirchlichem Ehrgefühl, die Laxheit unsrer kirchlichen Ordnungen helfen da oft vollenden, was die Lauheit der Glieder begonnen. — Aber auch wenn man die kirchliche Versorgung treu wahrnehmen will, thun sich tausend Nöte auf: es fehlt den kleinen Gemeinden an dem materiellen Segen der Vergangenheit, wie er sich anderwärts in Kirchengebäuden, Pfarr- und Schulhäusern sowie Stiftungskapitalien darstellt. Die Mitglieder sollen die laufenden Kosten bestreiten und noch dazu für Errichtung der Gebäude 2c. sorgen. Das geht oft weit über die Kräfte der Einzelgemeinden, so daß die Hilfe der Gleichgesinnten angerufen werden muß.

Geschichte. Das ausgebreitete Vereinswirken der Neuzeit auf diesem Gebiete hatte an Männern wie Joh. Tob. Kießling aus Nürnberg, Scheitberger 2c. einzelne Vorläufer.

Lebhaft und nachdrücklich wurde indessen die Not erst durch den Gustav-Adolf-Verein bekämpft. Derselbe ist im Jahre 1832, am 200jähr. Todestage des Schwedenkönigs, dem er seinen Namen verdankt, begründet worden, mit Sitz in Leipzig. Doch hatte der Verein in den ersten Jahren, als er noch allein unter seines Mitbegründers, Superintendent Großmanns Leitung stand, wenig Kraft und Ausbreitung gewonnen. Das geschah erst, als durch einen Aufruf im Jahre 1841 der nachmalige Prälat Zimmermann in Darmstadt viele Herzen dem Verein gewann. Indessen wurde es verhängnisvoll und wäre beinahe für den Bestand der Sache verderblich geworden, daß sehr viele Mitglieder nur im Gegensatz zu Rom sich verstanden, aber nicht auf dem rechten Glaubensweg einig waren. Die Geister platzten aufeinander, als man für die Berliner Hauptversammlung 1846 von Königsberg aus den freigemeindlichen Prediger Rupp als Deputierten gesandt hatte. Mit schwacher Majorität und auch nur aus formellen Gründen wurde Rupp als Deputierter abgelehnt. Aber thatsächlich hatte damit doch der Verein seinen Schwerpunkt mehr nach rechts hin verlegt. Heute herrscht in den einzelnen Abteilungen des Vereins im ganzen die Richtung der betreffenden Landeskirche. Der Gesamtverein steht nach Aussage seines derzeitigen Präsidenten, Professor Fricke in Leipzig, „auf Grund seiner Statuten innerhalb der Kirche oberhalb der Parteien", umfaßt die betreffenden Nöte sowohl der Lutherischen als auch Reformierten und Unierten und beschränkt sich in seiner Hilfe auf das äußerliche Gebiet, hauptsächlich dasjenige der Bauten. Für diese Zwecke hat er in den ersten 50 Jahren seines Bestehens über 17 Millionen Mark verwendet.

Eine Ergänzung der Wirksamkeit des Gustav-Adolf-Vereins, wobei es freilich teilweise nicht ohne gegnerische Stellung abgeht, bietet der lutherische Gotteskasten, erst jüngeren Datums (1853 gegründet) und von vergleichsweise viel geringerer Ausbreitung, aber mit besonderer Rührigkeit arbeitend. Derselbe übt durch seine konfessionelle Tendenz ein heilsames Gegengewicht gegen die oft allzugroße Weitherzigkeit des Gustav-Adolf-Vereins, unterstützt nicht nur Glaubensgenossen, welche unter Katholiken, sondern auch die, welche unter Reformierten zerstreut wohnen, und hat sein Absehen nicht nur auf Errichtung von Gebäuden, sondern auch auf Erziehung, Gewinnung, Anstellung solcher Persönlichkeiten als Geistliche und Lehrer an den betreffenden Orten gerichtet, welche lebendig im Glauben der Kirche stehen.

Vereine mit ähnlichen Zwecken in andern Ländern sind: der protestantisch-kirchliche Hilfsverein in der Schweiz seit 1842, mit Sitz in Basel, angeregt durch Pfarrer Le Grand, die Unterstützungskasse in Rußland seit 1859, mit Sitz in St. Petersburg.

Eine katholische Nachahmung dieser Bestrebungen ist der Bonifaciusverein seit 1849, mit Sitz in Fulda.

Einrichtung und Arbeit. Gewöhnlich geht die Bemühung für Gemeindebildung und geistliche Versorgung in der Diaspora entweder von

der zunächst beteiligten Pfarrstelle oder von einzelnen lebendigen Gemeindegliedern der betreffenden Orte aus. Irgend einem Gemeindekörper gehören bei geordneten Zuständen alle, auch die ganz versprengt wohnenden Glieder der Diaspora offiziell an, wenn auch die Bethätigung dieser Zugehörigkeit gleich null ist. Mehren sich nun die Gemeindeglieder an einem von der Mutterkirche entfernten Orte, verheißt diese größere Anzahl dauernden Bestand, macht deren Versorgung dem Pfarramt mehr Arbeit, als es bewältigen kann, finden sich unter den Gemeindegliedern regsame, opferfreudige Leute, so wird die Abzweigung einer neuen von der Muttergemeinde versucht und durchgeführt.

Dabei ist in erster Linie die Opferfreudigkeit der Gemeinde in Anspruch zu nehmen, sowohl als Mittel zur Hebung wie als Kennzeichen des Standes des kirchlichen Lebens: wofür man opfert, das hat man lieb und gewinnt es immer lieber. Allein selten bringt es die Einzelgemeinde weiter als bis zum Unterhalt von Pastor und Lehrer, gemieteten Lokalen und etwa dem Anfang eines Kirchbaufonds. Hier nun setzt die Vereinshilfe ein und ermöglicht durch ihre Gaben die Ausführung der Bauten und trägt dadurch wesentlich zur Festigung der Gemeindeverhältnisse bei.

Schwierigkeiten und Gefahren. An und für sich brauchten bedeutende Schwierigkeiten und Gefahren mit der Hilfe für die Glaubensbrüder nicht verbunden zu sein. Man vergleiche die Art und Weise, wie man in der alten Kirche den bedrängten Glaubensgenossen zu Hilfe kam, namentlich die in vieler Beziehung vorbildliche Kollekte für die numidischen Gemeinden in Karthago unter Cyprian (253). Allein thatsächlich haben sich doch mancherlei Schäden dem Werk angehängt, gegen die es im wohlverstandenen Interesse der Sache auf der Hut zu sein gilt.

Leicht machen sich in den Vereinen Persönlichkeiten geltend, welche nur vom Gegensatz gegen Rom leben, denen aber der feste evangelische Glaubensgrund fehlt, die deshalb fremden Gemeinden Kirchen bauen helfen, von der eignen zu Haus aber keinen Gebrauch machen. Solche Leute prägen auch manchen Vereinsfesten einen viel zu weltlichen Stempel auf. Bei ihrer Mitgliedschaft kann es kaum wunder nehmen, daß auch Gemeinden oder Anstalten unterstützt werden, in denen offenkundig der Unglaube regiert, welche also unsere Kirche Rom gegenüber auf die denkbar schlechteste Weise vertreten.

Den Diasporagemeinden ist anzuraten, daß sie nicht, auf die Hilfe der Vereine bauend, es bei sich an Anstrengungen fehlen lassen. Auch läßt die sparsame Verwendung der geschenkten Summen zuweilen etwas zu wünschen übrig. Wenn auch bei den Bauten die Repräsentation der evangelischen Kirche der römischen gegenüber gewahrt werden muß, so darf doch nicht vergessen werden, daß unter den Gaben die Witwengroschen sind. Endlich darf der Tag, welcher den Höhepunkt der Erwartung und der Freude bezeichnet, der Einweihungstag der Kirche, nicht der Anfang der Erschlaffung und des abwärts gehenden kirchlichen Lebens werden. So leicht beruhigt man sich bei dem äußeren Erfolg, statt nun auf der Grundlage desselben das innerkirchliche Leben recht reich und lebendig zu gestalten. Dasselbe hätte sich auch wie in andern evangelischen Ge-

meinden durch Interesse für äußere und innere Mission, namentlich in Hilfe und Beistand, welche man Glaubensgenossen gewährt, deren Lage eine noch schwierigere ist als die eigene, zu bethätigen. Nur solche Gemeinden stellen unsere Kirche recht dar in gegnerischer Umgebung, nur solche wirken als ein Salz in ihr.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Außer dem Inhalt sämtlicher Paragraphen dieses Kapitels sind namentlich zu erwähnen:

die Konfirmandenanstalten. Ganz versprengt wohnende Familien können ihre Kinder im Armutsfalle nur dann einige Monate regelmäßig am Konfirmandenunterricht teilnehmen lassen, wenn durch Anstalten am Pfarrort für ihre Verpflegung und Beaufsichtigung gesorgt ist. Es giebt deren in fast allen Teilen der Diaspora. Sie werden namentlich von den Frauenvereinen der Gustav-Adolf-Stiftung versorgt.

Ziel und Segen. Für eine jede Kirche ist es eine Ehren- und Gewissenspflicht, ihre zerstreuten Glaubensgenossen zu pflegen nach den Worten: „Thut wohl an jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen." (Gal. 6, 10). „Sei wacker und stärke das andere, das sterben will." (Off. 3, 2). In diesen Schriftworten ist zugleich der Segen angedeutet, welcher aus solchem Thun fließt. Die Wohlthat, welche die materiellen Bedingungen für die Predigt des göttlichen Wortes beschafft, ist mittelbar auch eine Glaubensstärkung für solche, deren geistliches Leben zu erlöschen droht, wenn sie es als solche aufnehmen wollen.

§ 30. Pflege der deutschen evangelischen Diaspora im Ausland.

Notstand. Der bei den evangelischen Deutschen, welche im Ausland zerstreut wohnen, vorhandene Notstand berührt sich vielfach mit dem im vorigen Paragraphen dargestellten, bietet aber doch so viel eigentümliche Seiten und hat namentlich meist so ganz andersartige Hilfe gefunden, daß ihm eine besondere Betrachtung gewidmet werden muß.

Bei dem evangelischen Deutschen im Ausland ist meistens Glaube und Volkstum bedroht, namentlich bei der nachwachsenden Generation. Der Deutsche hat die Gabe, sich in die Weise des fremden Volkes zu versetzen. Bei schwachen Charakteren wird das zur Nachäfferei. Die Errichtung einer evangelischen Kirche, in welcher das Wort Gottes in der Muttersprache verkündigt wird, ist ein kirchlicher und nationaler Halt. Das Volkstümliche dient aber hier auch dem Geistlichen. Denn wenn auch ein Deutscher seine Konfession im fremden Lande fände, er verliert, wenn er sich der fremdsprachlichen Kirche anschließt, seine edelsten kirchlichen Schätze: seinen lutherischen Katechismus, die lutherische Bibel, seine herrlichen Lieder, seine Liturgie, was er alles, oder doch das meiste davon, in den deutschen Landeskirchen gehabt hat. Auch wird die fremde Sprache ihm nie so ins Herz reden wie der Mutterlaut.

Wenn es aber auch zu einer deutschen Gemeindebildung im fremden Lande kommt, so treten meist neue Nöte auf. Bei der finanziellen Selbständigkeit dieser Gemeinden und der Zerrissenheit des kirchlichen Wesens in Deutschland ist Anschluß an eine heimatliche Kirche keineswegs selbstverständlich. Wenn sich nun nicht, wie in Amerika, auf fremdem Gebiet

eigene größere Kirchenkörper bilden, so mangelt diesen einzelnen Gemeinden so sehr der Halt, daß oft Bekenntnis, Pastor, ja Existenz der Gemeinde von den jeweiligen Majoritäten abhängig ist, Thatsachen, deren Konsequenzen nur zu sehr in die Praxis eingreifen.

Fast noch schwieriger als die Einrichtung einer deutschen Gemeinde pflegt die einer deutschen Schule zu sein, wenn sie wenigstens allen Bevölkerungsklassen dienen soll. Der Kinder von gleicher Bildungsstufe pflegen zu wenige vorhanden zu sein, als daß man aus ihnen Klassen zusammensetzen könnte; die Existenz der Schule erheischt oft Aufnahme solcher aus anderem Lager u. s. w., so daß es Schulen deutscher evangelischer Gemeinden giebt, in denen das Evangelium und das Deutschtum eine sehr untergeordnete Rolle spielt, oder andere, in welchen den berechtigten Ansprüchen an wissenschaftliche Bildung keineswegs genügt wird. Mit allen diesen Notständen gehen manche schätzenswerte Kräfte unserer Kirche und unserem Volk verloren und beide kommen nicht zu einer rechten Darstellung ihrer Eigenart unter fremdem Volkstum und damit auch nicht zu einer heilsamen Wirkung auf dasselbe.

Geschichte. Es muß hier genügen, einen Streifblick auf die verschiedenen Gebiete zu werfen.

In der abendländisch-europäischen Diaspora ist hauptsächlich zu nennen:

Frankreich, und hier sind die Städte Paris und Lyon die bedeutendsten. Paris ist für manche Geschäftsleute ein wichtiger Aufenthaltsort in den Wanderjahren, viele dem Lehrfach sich Widmende machen hier monate- oder jahrelang Sprachstudien, Kaufleute suchen sich hier in ihrer Branche zu vervollkommnen, Straßenkehrer und Fabrikarbeiter suchen ihr Brot, zahllose Bonnen und Dienstboten aller Art bringen hier oft ihre besten Lebensjahre zu — in der glänzenden, sündenvollen Stadt. Da haben sich namentlich die französisch-lutherischen Pastoren Meyer und Vallette ihrer angenommen und deutsche Pastoren haben in dem Dienst eines freien, doch mit der Kirche engste Fühlung unterhaltenden Missionskomitees gearbeitet: namentlich Beyer, v. Bodelschwingh, Mast, jetzt Frisius. Kirchen, Schulen sind erbaut, Vereine, eine Herberge zur Heimat, eine Heimat für Dienstmädchen und Erzieherinnen sind gegründet. Beiträge der Mitglieder, Kollekten in Deutschland erhalten das Werk.

In der französischen Schweiz bestehen mehrere deutsch-evangelische Gemeinden, die größte und älteste derselben in Genf.

In Italien scheinen die deutschen Gemeinden (in Rom, Florenz, Neapel ꝛc.) im Verein mit den übrigen Evangelischen allmählich zu einer immer kräftiger werdenden Einwirkung auf die katholische Bevölkerung berufen zu sein, die seit Jahrhunderten bis in die neueste Zeit von den Waldensern unter viel Druck und Verfolgung ausgeübt worden ist.

In Spanien macht sich eine ähnliche Aufgabe geltend, ja hier nimmt die Arbeit der Deutschen (Pastor Fritz Fliedner) einen wichtigen Platz unter den gleichstrebenden Genossen ein.

In England giebt's in London allein eine ganze Anzahl deutscher Gemeinden schon älteren Datums und in guten äußeren Verhältnissen, aber ohne engeren Zusammenschluß untereinander und mit den übrigen in den drei Königreichen zerstreuten deutschen Gemeinden, die alle viel

jünger sind und sich ganz neuerdings lebhaft der Seemannsmission annehmen.

In Portugal, Holland, Skandinavien giebt's nur ganz vereinzelte deutsche Gemeinden.

In der morgenländischen Diaspora sind hauptsächlich zu nennen:

außer den Gemeinden in Rumänien, Bulgarien, Serbien, die Gemeinden in der europäischen und asiatischen Türkei, sowie in Ägypten (Konstantinopel, Smyrna, Beyrut, Jerusalem, Alexandrien, Kairo 2c.). Diese stehen alle unter dem preußisch-englischen Bistum in Jerusalem, das, von Friedrich Wilhelm IV. begründet, sich wohl demnächst in seine beiden nationalen Teile zerlegen und dessen deutscher Teil dann hoffentlich imstande sein wird, nachdrücklich für die deutschen Interessen einzutreten in dem Religionsgemisch und Völkergewimmel des Orients. Eine bedeutende Persönlichkeit war der langjährige Bischof von Jerusalem, Samuel Gobat.

Neuerdings nehmen auch die deutschen Gemeinden im Kapland ein lebhafteres Interesse in Anspruch (Missionar Hugo Hahn).

In Amerika ist die deutsche Diaspora stellenweise zu solcher Bedeutung gelangt, daß sie ein wichtiges Element im amerikanischen Volkstum ausmacht, leider nicht selten ein religiös sehr wenig günstig wirkendes. Doch entfaltet namentlich auch die wesentlich deutsch-lutherische Kirche eine sehr lebendige Wirksamkeit in den drei großen kirchlichen Körperschaften der Synodal-Konferenz (Missouri), dem General-Council und der Generalsynode, sowie einer Reihe anderer zum Teil kleinerer und kleinster Genossenschaften. In der amerikanischen Freiheit entfaltet sich auch das kirchliche Leben zu reicher Blüte, zu großer Kraft, freilich auch zu manchen krassen Erscheinungen, welche ihren Schatten bis ins Mutterland werfen (missourische Separationen). Doch ist auch Deutschland, bei aller Selbständigkeit des kirchlichen Lebens in Amerika, eifrig für seine Söhne und Töchter „drüben" durch Vorbereitung und Ausbildung von Pastoren und Lehrern thätig. Von besonderem Einfluß ist die im Jahre 1841 vom Pfarrer Löhe in Bayern begonnene und jetzt noch fortgesetzte Arbeit dieser Art. In ähnlicher Weise wirkt der Langenberger Verein seit 1837, neuerdings das Seminar des Pastor Paulsen in Kropp-Schleswig 2c.

In Süd-Amerika sind die Verhältnisse noch lange nicht so geordnet (Brasilien, Uruguay, Argentinien, Chile), wo aus dem geistlichen Amt noch mannigfach ein Geschäft gemacht wird („Schnapspfarrer"), wenn's auch in der letzten Zeit darin wesentlich besser geworden ist.

Die australische Diaspora zieht neuerdings stark die Aufmerksamkeit auf sich. Auch hier hat man es schon zum Zusammenschluß größerer Gemeindegruppen gebracht.

Der Gustav-Adolf-Verein hat sich bisher nur verhältnismäßig sehr wenig der deutschen Diaspora in fremden Ländern angenommen. Er hat seine Hauptkraft auf Deutschland und Österreich gewendet. Dagegen hat sich im Jahre 1882 eine Diaspora-Konferenz gebildet, zum großen Teil aus Geistlichen bestehend, die in solchen außerdeutschen Gemeinden gearbeitet haben, welche den Interessen derselben kundig zugewendet ist (Vorsitzender: General-Superintendent Trautvetter in Rudolstadt).

Von Kirchenregierungen hat sich bisher nur der Evangelische preußische Oberkirchenrat der außerdeutschen Gemeinden angenommen, hat ihnen auf Wunsch einen Anschluß gestattet gegen Einräumung eines gewissen Einflusses auf ihre Verhältnisse. Ganz neuerdings wollen auch andere deutsche Landeskirchen ähnlich vorgehen. Die Eisenacher Kirchenkonferenz hat eine Kollekte für solche Zwecke angeregt. Hoffentlich wird die Gelegenheit zum Anschluß an festere heimische Verhältnisse draußen eifrig benutzt.

Einrichtung und Arbeit. Im allgemeinen gestaltet sich die Arbeit in der deutschen evangelischen Diaspora im Ausland ähnlich derjenigen im Inland. Nur in zwei Punkten besteht ein größerer Unterschied.

Es kommt hier auf die Pflege des Volkstums an und zwar im wohlverstandenen kirchlichen, sittlich-religiösen Interesse der Gemeindeglieder. Das zeigt sich namentlich in betreff der Muttersprache, deren häuslicher und kirchlicher Gebrauch, besonders auch unter Mitwirkung der Schule, erstrebt werden muß. Zwar hat sich das bisher, wenigstens als auf die Dauer unmöglich herausgestellt, den schließlichen Übergang der deutschen Einwanderer — wenn sie nicht in starken Massen zusammenwohnen — in die fremde Nationalität zu verhindern. Während Engländer und Franzosen lange in Deutschland ihre Eigenart bewahren, bringt das der Deutsche in fremdem Land nicht fertig. Aber durch sorgsame Pflege kann doch erreicht werden, daß sich der Übergang nicht so verderblich rasch, sondern erst in der zweiten, in der Fremde geborenen, Generation vollzieht. Ein Beispiel wird die Sache klar machen. Man denke sich eine deutsche, jüngere Handwerkerfamilie, welche nach Paris auswandert. Die Eltern lernen bald das zum Geschäft nötige Französisch. „Französisch" im vollen Umfang lernen sie nie, schon deshalb nicht, weil sie nie dazu kommen, ihr gesamtes, in Schule und Kirche daheim gelerntes geistiges Material in das entsprechende französische Element umzuwandeln. Im besten Fall wird die Geschäftssprache ein leidliches Französisch, die Sprache des Herzens, Gemüts, des Hauses, der Kirche bleibt deutsch. Die jüngeren Kinder lernen ebenso gut französisch wie deutsch. Läßt man sie ersteres vorzugsweise sprechen, so befestigt sich kirchlich und sozial eine immer größer werdende Kluft zwischen Eltern und Kindern, die sich u. a. besten Falls in getrenntem Kirchenbesuch, meist aber in Unterlassung desselben von seiten der Kinder äußert. Die Enkel der in Frankreich eingewanderten Deutschen werden immer Franzosen. Diese haben aber dann mit ihren Eltern die völlige Kenntnis der Landessprache gemein.

Was den Anschluß dieser Gemeinden an heimatliche Landeskirchen anlangt, so ist ein solcher fast nur bisher bei der preußischen Landeskirche gesucht und von ihr gewährt worden, und zwar in der doppelten Weise, daß die Gemeinden als solche (und zwar entweder in allen Beziehungen oder nur zur Erlangung von Geistlichen) oder lediglich die Pastoren sich dem Evangelischen Oberkirchenrat unterstellt haben.

Schwierigkeiten und Gefahren. Vergl. vorigen Paragraph.

Ziel und Segen. Vergl. vorigen Paragraph, nur daß hier noch die nationale zur kirchlichen Pflicht hinzukommt.

§ 31. Pflege der regelmäßig wandernden Bevölkerung.

Notstand. Es kommen hier vier sehr verschiedene Bevölkerungsklassen resp. Berufsarten in Betracht, welche alle das Gemeinsame haben, daß sie in regelmäßiger Wiederkehr für längere Zeit der Heimat entbehren und auf ihren Wegen und Arbeitsplätzen in der Fremde mancherlei Gefährdungen ausgesetzt sind.

Unter Hollandsgängern versteht man die Tausende von Torfgräbern, Grasmähern, Zieglern und Stuckarbeitern, welche aus dem nordwestlichen Deutschland schon seit über 200 Jahren nach den Niederlanden wandern. Bei der harten Arbeit, in fremder Umgebung, losgelöst von dem Halt der Familie, unterliegen sie leiblichen, geistlichen und sittlichen Gefahren der Krankheit, allgemeiner Verlotterung, Trunksucht 2c. Die Rückwirkung auf die heimischen Gemeinden ist auch keine heilsame.

Unter Aust- oder Erntegängern („Schnittern") versteht man die Scharen von Landarbeitern, welche namentlich im östlichen Deutschland, besonders viele z. B. aus dem Warthebruch, auf den größeren Gütern die Sommerarbeiten, besonders das Einernten besorgen. Männer und Weiber, Burschen, Mädchen und Kinder ziehen aus. Hoher Lohn und harte Arbeit, ein dem Schlafen oder Trinken gewidmeter Sonntag, größte sittliche Verlotterung bei dem Zusammenarbeiten und der mangelhaften Wohn- und Schlafgelegenheit, monatelange Schulversäumnisse der Kinder bilden die Hauptanstöße dieses Lebens.

Größere Massen von Eisenbahn-, Chaussee- und Kanalarbeitern treten überall da auf, wo Neuanlagen dieser Verkehrswege hergestellt werden. Diese Scharen pflegen sich aus den untersten Schichten der Bevölkerung zusammenzusetzen und viele Verkommene aus andern Berufsarten finden sich unter ihnen. Es gehört eben zu dieser Arbeit nicht irgendwelche Berufserlernung, sondern nur Kraft und ein klein wenig Übung mit Spaten und Karre. Schmutz, Trunk, Fleischessünden, gänzliche Entfremdung von der Kirche, schreckliche Verwahrlosung der Kinder sind dort an der Tagesordnung. Besonders gefährlich sind die Butiker, denen aller Verdienst zugetragen wird.

Alle schiffbaren Flüsse unseres Vaterlandes haben und ernähren eine große Anzahl Flußschiffer, deren Gewerbe zwar nicht von so schlimmem Einfluß auf seine Träger ist, wie die vorhin genannten, aber doch auch mancherlei Gefahren in sich schließt. Die, welche mit ihrer Familie den ganzen Sommer Kahn fahren, sind die besten. Sie führen ein arbeitsames und ziemlich abgeschlossenes Familienleben. Dagegen steht's mit den ohne Familie fahrenden und mit den jungen Leuten meist schlimm.

Die Hilfe. Die Hilfe für die Hollandsgänger hat der Pfarrer in Ladbergen, spätere Konsistorialrat Lenhartz in Minden (1810—1871) angeregt und jahrelang zum guten Teil geleistet und organisiert. Jetzt hat die Leitung der schon von Anfang an mitarbeitende Centralausschuß für innere Mission in Berlin. Die Kirchenregierungen der Länder und Landesteile, aus denen die Hollandsgänger stammen, wirken gleichfalls mit. Pastoren der Heimatgemeinden besuchen nach einem sorgsam festgestellten Reiseplan die Kirchgenossen, predigen ihnen, verbreiten

Schriften ꝛc. Auch der äußeren Verhältnisse der Leute hat man sich angenommen, z. B. mit Rat und Hilfe ausbeuterischen Arbeitgebern gegenüber. Seit 1862 besteht in der Torfgegend ein besonderes Krankenhaus für die betreffenden Arbeiter.

Die Hilfe für die Aufstgänger ist hauptsächlich nur durch die Gutsherren zu ermöglichen. Sie müssen solche Wohnungen herstellen, wie sie zur Wahrung der Gesundheit und Sittlichkeit nötig sind. Die Sitte des Zusammenarbeitens Unverheirateter muß durchbrochen, als Aufseher müssen tüchtige, auf Zucht und Sitte haltende Männer angestellt, der Sonntag darf den Arbeitern nicht verkümmert werden. Die Obrigkeit muß den Schulbesuch der Kinder erzwingen. Liegen diese Vorbedingungen vor, dann wird sich auch der Pastor der alten und der neuen Heimat nicht vergeblich um die Leute kümmern. Die innere Mission kann nichts anderes thun als die Notstände aufdecken und gegen sie Zeugnis ablegen.

Den Eisenbahn-, Chaussee- und Kanalarbeitern ist man schon frühzeitig mit geistlicher und materieller Hilfe nachgegangen: durch Reisepredigt (Geistliche und Laienhelfer) und durch Einrichtung sog. Menagen. So zog schon 1850 Kandidat Thämel aus, um den Arbeitern an der preuß. Ostbahn zu predigen und hat dem Beruf schon nach einjährigem Wirken sich geopfert. Seine schwache Gesundheit hielt das anstrengende Leben nicht aus. Nach ihm haben in ähnlicher Weise hier und sonstwo mehrere andere gewirkt. Für die Einrichtung von Menagen ist das Vorgehen der württembergischen Regierung 1865 als vorbildlich zu bezeichnen. Die Menagenhäuser sind leicht gebaut (für Abbruch und Wiederaufbau), enthalten Wirtschafts- und Schlafräume für ca. 100 Betten, die durch Bretterwände voneinander geschieden sind. Die Arbeiter erhalten volle, ausreichende Beköstigung gegen einen entsprechenden Abzug vom Lohne. Getränke werden nur bis zu einem gewissen Maß gereicht. Geborgt wird gar nicht. Die Teilnahme an der Menage ist in den freien Willen gestellt. Abends 10 Uhr wird die Menage geschlossen. An der Spitze steht ein Agent (früherer Unteroffizier) mit nur männlichem Personal. — Bei guter Einrichtung und richtiger Handhabung dürften gewiß auch anderwärts dieselben guten Erfolge zu erzielen sein, wie hier.

Den Flußschiffern kann die Kirche bei der Frühjahrsausfahrt einen besonderen Abschiedsgottesdienst gewähren. An den Anlegehäfen, wie z. B. in Berlin, haben sie die Einrichtung von Schiffsgottesdiensten mit Dank angenommen und benutzt. Sehr wichtig wäre es, in diesen Häfen ihnen ähnliche Verkehrsstätten zu errichten, wie die Herbergen zur Heimat für die Handwerkerjugend. Die Angelegenheit der Schuldispensationen bedürfte einer sachkundigen Regulierung.

§ 32. Seemannsmission.

Notstand. So gefahrvoll das Meer für den Seemann ist, das Land ist noch viel gefahrvoller für ihn. Denn jenes bedroht hauptsächlich sein leibliches Leben, dieses seine Seele. Auch der Aufenthalt auf der See entzieht den Offizier und Matrosen den heilsamsten Einflüssen, dem kirchlichen und dem Familienleben, und stellt ihn unter den Einfluß einer

zum Teil wenig günstigen Umgebung, roher Kameraden ꝛc. Aber statt nun bei seinem kurzen Landaufenthalt sich für die wirklichen Entbehrungen des Seelebens durch erlaubte Freuden und edle Erquickungen zu entschädigen, verfallen die meisten Seeleute alsbald einem wüsten Sinnentaumel, maßloser Schwelgerei. Die schlechten Kneipen, in denen sie alsbald ihr Standquartier aufschlagen, sind ihr Verderben. Gewissenlose, ausbeuterische „Heuerbaase", durch deren Hände die gesamte Arbeitsvermittlung für Seeleute geht und welche meist mit den Wirten gemeinsame Sache machen, verstricken auch solche in dies liederliche Treiben, welche den Versuch machen, sich davon fern zu halten. Bis zu welchen tollen Ausschreitungen es dabei kommt, mögen zwei zufällig bekannt gewordene Beispiele aus Liverpool andeuten: ein Matrose, dem nach langer Fahrt 700 Mark ausgezahlt wurden, hatte am zweiten Tage nichts mehr davon, ein anderer hatte 1600 Mark in drei Tagen verjubelt.

Geschichte. Der Beginn der Seemannsmission geht bis zum Anfang unseres Jahrhunderts zurück. Die ersten Namen, welche uns dabei begegnen, sind die der englischen Seeoffiziere George C. Smith (später Pastor) und Sir James Gambier (Admiral). Sie wirkten unter viel Anfechtungen und nicht ohne Segen unter ihren Berufsgenossen. Einige Jahre später (1814) entstanden Gebetsversammlungen auf der Themse. Bei Tag gab eine Flagge, am Abend eine Laterne auf dem Schiff, das diese Versammlungen beherbergte, das Merkzeichen für die Besucher. Nun ging die Sache rasch vorwärts. Es entstanden nach und nach drei größere und mehrere kleinere Seemannsmissionsgesellschaften in England und eine in Amerika, die in fast allen wichtigen Häfen für englische Seeleute sorgten.

Zur Fürsorge für die norwegischen Seeleute kam es 1864 durch Pastor Storjohann. Von dort aus verpflanzte sich die Sache nach Schweden. Die Norweger haben in fremden Häfen jetzt etwa zehn Stationen, die Schweden sieben.

Im Jahre 1867 begann Dr. Kalkar in Dänemark seine Bemühungen für die Seeleute. Rasch wurde auch hier die Sache populär.

Seit 1884 beginnt die Thätigkeit für die deutschen Seeleute größere Kreise zu interessieren. Während früher nur geringere Einzelarbeiten stattfanden, hat seit dieser Zeit Pastor Harms in Sunderland (England) in Verbindung mit dem Centralausschuß für innere Mission in Berlin einen allseitigen und gemeinsamen Betrieb angeregt. Noch steht das Werk in den Anfängen.

Einrichtung und Arbeit. Die deutsche Seemannsmission kann bei ihrem kurzen Bestand noch nicht von Erfahrungen auf ihrem eigenen Gebiet reden. Sie kann sich nur bemühen, von den anderwärts getroffenen Einrichtungen Kenntnis zu nehmen und sie unter Berücksichtigung der deutschen Verhältnisse auf unsern Boden zu verpflanzen.

Dazu gehört zunächst eine Erweckung des thätigen Interesses der Rheder, daß dieselben nicht nach altem Schlendrian das Mieten der Schiffsmannschaft in den Händen beliebiger Heuerbaase lassen, sondern nur solchen Persönlichkeiten unter denselben ihre Aufträge geben, welche nicht mit den ausbeuterischen Wirten gemeinsame Sache machen, welche nicht

den Matrosen erst dann Stellen verschaffen, wenn sie all das Ihrige verschwendet und verjubelt haben. Eine Vereinigung der größeren Rheder eines Hafens hätte es in der Hand, diese fest geschlossene Kette der Wirte und Heuerbaase zu durchbrechen.

Erst wenn diese Vorbedingung erfüllt ist, können Seemannshäuser, Kaffeeschenken 2c. ihren heilsamen Einfluß entfalten. Die erste Sorge eines Seemanns für sein irdisches Fortkommen ist die Erlangung von gutbezahlter Arbeit. Wenn er diese nur oder fast nur durch jene oben geschilderten Heuerbaase erlangen kann, ist's da ein Wunder, wenn er in den von jenen begünstigten Lokalen möglichst viel verkehrt? Auch die besseren Elemente unter den Seeleuten sind durch diese Einrichtung gezwungen, mit den Wölfen zu heulen. Ohnedem würden Seemannshäuser, Kaffeeschenken u. s. w. bei den Seefahrern ganz gewiß denselben Anklang finden, wie die Herbergen zur Heimat in den Handwerkerkreisen. — Bis zu diesem Punkte müßte man allseitig bei wohlverstandenem Geschäftsinteresse und gutem Willen zur Hebung des Standes sowie der Rechtlichkeit und Sittlichkeit kommen.

Darüber hinaus geht die Sorge für das geistliche Wohl der Seeleute, wie es durch Gottesdienste, Hospital- resp. Gefängnisseelsorge, und mancherlei Missionsarbeit bethätigt werden könnte von seiten eines Seemannspastors, dem ein oder mehrere berufsmäßige Laienhelfer als Kolporteure 2c. zur Seite zu stehen hätten. Das Lokal für die Gottesdienste kann entweder eine eigens dafür errichtete oder gemietete Kirche, ein Saal im Seemannshaus oder ein „Bethelschiff" nach englischem oder skandinavischem Muster sein. Ein solches „Bethelschiff" ist ein schwimmendes Vereinshaus mit allen sonst zu einem solchen gehörenden Räumen (Kapelle, Lesezimmer 2c.).

Zu den Gottesdiensten, deren Zeit vielfach auf den Abend gelegt werden muß, sind die Seeleute einzuladen: auf den Schiffen, im Seemannshaus und wo sich sonst Thüren aufthun. Bibel-, Schriften- und Traktatverbreitung muß damit Hand in Hand gehen. Ein besonderer Segen ist es, wenn Kapitäne veranlaßt werden können, am Sonntag auf See Schiffsgottesdienste (Lesen, Beten, Singen) einzurichten.

Schwierigkeiten und Gefahren. Weil es sich hierbei nicht um seßhafte Leute, sondern nur um vorübergehend anwesende handelt, darf bei der geistlichen Einwirkung keine Zeit auf Vorbereitungen und Anbahnungen verschwendet, sondern der Moment muß zu einem Anfassen der einzelnen Persönlichkeit benutzt werden. Bei der Eigenart des deutschen Charakters hat das sowohl für die Missionare, als auch für die Seeleute, welchen die Arbeit gilt, besondere Schwierigkeit. Glieder anderer Völker, z. B. Engländer, üben und dulden diese Weise leichter. Und doch ist auf diesem Arbeitsfeld eine andere vielfach nicht möglich.

Eine weitere Schwierigkeit bereitet es, daß zu einer ausgiebigen Wirksamkeit die Zustimmung und das Wohlwollen mehrerer Klassen der Beteiligten gehört: der Rheder, Kapitäne, Heuerbaase, Matrosen. Der einzelne, ja selbst die einzelne Klasse von Beteiligten kann allein nur wenig thun.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Außer den Herbergen zur Heimat 2c., der Fürsorge für den Flußschiffer 2c., ist hier namentlich hinzuweisen auf die Fürsorge für die Hafenarbeiter, wie sie namentlich durch eine mit Arbeitsnachweis verbundene Kaffeeschenke zu erstreben ist.

Auch an die Heere von Kellnern, Droschkenkutschern, Pferdebahnbediensteten 2c., als an solche, welchen ihr Beruf zum Hindernis der persönlichen und familienhaften Pflege des kirchlichen Lebens wird, muß hier gedacht werden. Durch Abhaltung besonderer Gottesdienste zu gelegener Zeit, sowie namentlich durch Schriftenverbreitung (Predigten, Blätter, Traktate), sowie strengere Sonntagsgesetze, kann man allein hoffen, der Verwahrlosung und Verwilderung beizukommen.

Ziel und Segen. Den einzelnen der Tausende von Seeleuten den Gefahren, welche mit dem bisherigen Betrieb des Berufs verbunden waren, zu entziehen, resp. ihn zum Kampf mit denselben innerlich auszurüsten, sowie die Einrichtungen im ganzen so zu treffen, daß die Gefahren für das sittlich-religiöse Leben sich mindern und nicht geradezu zu Nötigungen werden und durch beides eine Hebung des ganzen Standes der Seeleute hervorzubringen, ist das Ziel aller dieser Bestrebungen.

§ 33. Auswanderermission.

Notstand. Die Auswanderung selbst ist keineswegs immer als Notstand zu bezeichnen. Nur ihr Übermaß verdient diesen Namen. Allerdings verbinden sich im einzelnen mit der Auswanderung leicht Notstände, wie sie selbst recht oft Notstände zur Ursache hat. Als Ursachen der Auswanderung sind thatsächlich, namentlich in unserm Volk wirksam: der deutsche Wandertrieb, politische, kirchliche, soziale Mißstände oder doch Unzufriedenheit mit den betreffenden Verhältnissen, die persönliche Lage oder die der Familie, vorausgegangene, in guter Situation befindliche Verwandte und Bekannte, der Wunsch, sich weiter auszubilden und in der Welt umzusehn, Glücksrittertum, gescheiterte Existenz im Vaterland, Furcht vor dem Militärdienst, die Habgier der Agenten, die Sucht nach Reichtum, zuzeiten ein förmliches Auswanderungsfieber, das aus dem Zusammenwirken vieler dieser Ursachen entsteht. — Notstände, welche sich mit der Auswanderung verbinden, sind: Betrogenwerden von den dabei wirksamen Vermittlern, Enttäuschungen bei der Ankunft im fremden Land, unvorhergesehene Ereignisse, wie Krankheit oder Unfälle, die in gewohnten Verhältnissen eher ertragen werden können, als in fremder Umgebung u. s. w. Vielen, welche bei der Aufsicht und dem Halt der heimischen Verhältnisse sich vielleicht gut geführt hätten und nach und nach in christliche Selbständigkeit hineingewachsen wären, wird die amerikanische Freiheit zum Deckel der Bosheit und zum Fallstrick. Andere freilich erwachen auch aus dem Schlaf des hergebrachten Wesens, wenn sie sich auf sich selbst gestellt sehen, und entscheiden sich gut, wenn sie sich überhaupt entscheiden müssen.

Geschichte. Es kann hier keine Geschichte der Auswanderung gegeben werden. Das wäre ein gut Teil der neueren Welt- resp. Kulturgeschichte. Nur einige Daten über den Stand der Auswanderung in

der jüngsten Zeit, unter hauptsächlicher Berücksichtigung Deutschlands und der Vereinigten Staaten Nordamerikas sollen hier ihre Stelle finden. Im Jahre 1880, das in den letzten 20 Jahren mit die höchsten Ziffern aufweist, landeten im ganzen in New-York 327 371 Einwanderer. Davon waren deutsche Einwanderer 104 264, bereits in Amerika ansässige Passagiere außerdem 7280. Außer denselben etwa 66 000 irische, 34 000 englische, 35 000 skandinavische, 87 000 aus anderen Nationen stammende Einwanderer. Von den im ganzen gelandeten 111 544 Deutschen kommen 103 944 aufs Zwischendeck, 7600 auf die erste und zweite Kajüte. Man rechnet dabei durchschnittlich $^8/_{12}$ Evangelische, $^3/_{12}$ Katholische, $^1/_{12}$ Juden, und etwas mehr männliche als weibliche, der größte Teil im mittleren, kräftigsten Alter ($^1/_5$ aller sind junge Männer zwischen 20 und 30 Jahren) — durchschnittlich gehen 90 % aller unserer Auswanderer nach Nord-Amerika, weit dahinter stehen die andern Länder zurück, unter ihnen zeigt Brasilien die größte Zahl.

Wenn wir von der Fürsorge für die Ausgewanderten hier absehen (von denen bei der deutschen evangelischen Diaspora im Ausland die Rede war, vergl. § 30), so sind die Einrichtungen für die deutschen Auswanderer (d. h. die in der Auswanderung begriffen sind) bald aufgezählt: in Deutschland neben der staatlichen Auswandererbehörde die privaten Bestrebungen: das evangelisch-lutherische Komitee für Auswanderer-Mission in Hamburg (Vorsitzender Hauptpastor Kreusler; Auswandererpastor Müller). In Bremen hat man sich an Pastor Cuntz zu wenden. Auch in Stettin, sowie in einigen außerdeutschen Häfen ist ähnliche Fürsorge getroffen.

In Amerika bestehen in allen wichtigeren Hafenplätzen „Deutsche Gesellschaften". In New-York die bedeutendste, und wohl auch die älteste, seit 1784 (Adresse: Broadway 13). Seit 1847 hat hier auch der Staat für Zwischendeckspassagiere eine Einwanderer-Kommission in Castle-Garden, dem Landungsplatz, mit betreffenden Befugnissen und Aufgaben eingesetzt. Vor allem ist wichtig das deutsche Emigrantenhaus (State-Street 16, Pastor Berkemeier) und das lutherische Pilgerhaus (State-Street 8, Pastor Keyl).

Einrichtung und Arbeit. An drei Orten muß für die Auswanderer etwas geschehen.

Zunächst am Heimatsort vom dortigen Pastor. Abmahnen von der Auswanderung wird nur in ganz vereinzelten Fällen etwas helfen. Meist wird der Pastor erst etwas hören, wenn die Sache schon zu weit gediehen ist. Aber Beratung dürfte oft gut aufgenommen werden (sich nur an vertrauenswürdige Agenten zu wenden, direktes Billet, Abfahrt aus deutschem Hafen, Vermittlung eines gedruckten Ratgebers). Namentlich aber ist wichtig die Darbietung eines kirchlichen Reisepasses oder Empfehlungsbriefes auf Grund der vorhandenen kirchlichen Adreßbücher. Durch dieses Schreiben werden die Auswanderer gleich am Orte ihrer Bestimmung in kirchlichen Zusammenhang versetzt und zur Hilfe und Beratung empfohlen. Wandert eine erhebliche Anzahl aus, so ist in ländlichen Verhältnissen wohl auch eine kirchliche Abschiedsfeier empfehlenswert, wenn nur einzelne, dann Einschließung ins Kirchengebet.

Sodann am Ort des Abfahrtshafens durch den Auswandererpastor und den Auswanderermissionar. Es kann sich für dieselben nicht um Geldunterstützung für arme Auswanderer handeln. Das hieße Unmögliches und Unrichtiges verlangen. Aber Rat und Hilfe auch in äußeren Angelegenheiten (Geldwechsel, Einkäufe, Gepäckbesorgung) wird von der Mission gern gewährt und vielfach geleistet; es wird nur gebeten, die Auswanderer dringend auf sie hinzuweisen. Der geistliche Dienst, welchen die Mission leistet, besteht in Gottesdiensten, welche am Abend vor dem Abgang jedes großen Schiffes gehalten und wozu die Auswanderer in den Herbergen durch Plakate und mündlich eingeladen werden. Hier wird ihnen das Wort Gottes gepredigt, denen, die es begehren, das heilige Abendmahl gereicht, Bibeln, Gebetbücher, Traktate 2c. zum Kauf angeboten. Um die Ratlosen in New-York gleich in zuverlässige Hände zu bringen, werden ihnen die Adressen der Emigrantenhäuser und der Pastoren Berkemeier und Keyl eingehändigt, falls es noch nicht in der Heimat geschehen.

Endlich am Ort des Landungshafens. Die Deutsche Gesellschaft (in New-York) hat ein Arbeitsnachweisungsbureau, eine Sparbank. Im Zusammenhang damit besteht ein Rechtsschutzverein. Im Erkrankungsfall steht Hospitalpflege zur Verfügung. Namentlich aber bieten die Emigrantenhäuser solide Unterkunft und gute geistliche und weltliche Beratung durch ihre Pastoren.

Die früher hier und da geübte Praxis, den Auswanderern einen Reiseprediger aufs Schiff mitzugeben, hat sich nicht bewährt. Der Nutzen der Einrichtung stand zu den Kosten und Schwierigkeiten in keinem Verhältnis. Bei der neuerdings fast ausschließlich geschehenden, so raschen Dampfschiffbeförderung ist etwas Derartiges auch kaum nötig.

Schwierigkeiten und Gefahren. Bei der Fürsorge im Heimatsort ist alles fernzuhalten, wodurch den Auswanderern ein Gefühl ihrer Wichtigkeit beigebracht und die Auswanderung selbst mit einer Art Nimbus umkleidet werden könnte.

Für die Auswanderermission in den Hafenorten bieten die außerordentlich bunten und schroffen kirchlichen Verhältnisse der neuen Welt Schwierigkeiten, die mit Takt und Ruhe gelöst sein wollen.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Die katholische Kirche nimmt sich ihrer Angehörigen durch den Raphaelsverein an. Außerdem vergl. die übrigen Paragraphen dieses Kapitels.

Ziel und Segen. Es ist eine kirchliche Gewissens- und Ehrenpflicht, einerseits den einzelnen bei der Mutterkirche und ihrem Segen zu erhalten; andererseits die im fernen Lande bestehende Kirche gleichen Glaubens durch Zuweisung von zahlreichen und treuen Gliedern zu stärken. Namentlich die Kirchengeschichte Amerikas ist ein Zeuge dafür, wie bedeutsam die heimische Hilfe wirkt.

Sechstes Kapitel.

Pflege der Gebrechlichen und Kranken.

§ 34. Fürsorge für die Taubstummen.

Notstand. Die Taubstummheit hat nicht, wie Laien oft meinen, ihren Grund in irgend einem Fehler der Sprachorgane (etwa angewachsene Zunge 2c.), sondern vielmehr in einem Fehler der Gehörorgane. Weil die Betreffenden taub geboren oder in frühester Kindheit taub geworden sind, können sie nicht sprechen; denn Reden lernt man durchs Hören. Die meisten Taubstummen sind taub geboren; andere werden infolge der gewöhnlichen Kinderkrankheiten (Masern, Scharlach 2c.) taub. Da diese und andere Ursachen der Taubheit mit mangelnder körperlicher Pflege in gesunden und kranken Tagen zusammenhängen, so erklärt sich die Thatsache, daß Taubstummheit viel häufiger in armen als in wohlhabenden Familien vorkommt. Auch aus Ehen blutsverwandter Personen gehen häufig taubstumme Kinder hervor; merkwürdigerweise nicht aus Ehen taubstummer Personen, während bloße Schwerhörigkeit sich leicht vererbt. — Heilung der Taubheit, welche nicht in äußeren Ursachen, sondern wirklicher Krankheit der Organe ihren Grund hat, ist der medizinischen Wissenschaft noch nicht gelungen; höchstens hat letztere die Schwerhörigkeit zu mildern vermocht. — Da das Wort der Träger des Geistes und das Verkehrsmittel der Menschen untereinander ist, so ist klar, wie sein Mangel den Taubstummen, wenn man sich seiner nicht besonders annimmt, jeder höheren geistigen Ausbildung beraubt und ihm das Einnehmen und Ausfüllen eines Platzes unter seinen Mitmenschen unmöglich macht.

Es giebt in Deutschland etwa 40000 Taubstumme. Mit der im ganzen doch etwas fortschreitenden Verbesserung der gesundheitlichen Verhältnisse nimmt die Zahl der Taubstummen langsam ab.

Geschichte. Die beiden wichtigsten Männer für die Geschichte der Taubstummenbildung sind Abbé de l'Epée und Samuel Heinicke.

Charles Michel de l'Epée (1712—1788) lebte in Paris, war Geistlicher, widmete sich aber ganz der Erziehung der Taubstummen. Er erfand für sie eine künstliche Gebärden- und Zeichensprache, welche die Lautsprache der Vollsinnigen ersetzen sollte. Er war ein Mann voll Eifer und Hingebung für das Wohl seiner Pflegebefohlenen.

Im Unterschied von ihm legte Samuel Heinicke (1729—1790), erst Lehrer in Eppendorf bei Hamburg, dann Vorsteher der Taubstummenanstalt in Leipzig, das Hauptgewicht auf Erlernung und Gebrauch der Lautsprache, weil sie die einfachste Form für die Gedanken sowie auch das wirksamste Verständigungsmittel mit Vollsinnigen sei.

Während indessen de l'Epée durch offene Darlegung seines Verfahrens alle Welt für sich und seine Methode gewann und auch wirklich große Erfolge erzielte, wollte Heinicke seine Methode nur gegen eine hohe Kaufsumme mitteilen. Dies war natürlich der Verbreitung seiner Anschauungen sehr hinderlich, so daß die französische Methode in der ganzen Welt, mit Ausnahme Deutschlands, bis in die Mitte unsres Jahrhunderts die meisten Anhänger hatte. Seitdem vollzog sich ein Umschwung soweit, daß jetzt selbst in Frankreich die Lautsprechmethode Heinickes geübt wird.

Von besonderem Einfluß war dabei der Inspektor der Taubstummenanstalt in Weißenfels, Namens Hill und derjenige der Taubstummenanstalt in Riehen bei Basel, Namens Arnold. Während ersterer neben seinem praktischen Wirken durch treffliche Schriften für die Sache eintrat, zeichneten den letzteren unübertroffene Erfolge in der Lautsprache und christlicher Sinn vor andern aus.

Es hat sich ganz neuerdings eine Konferenz der deutschen Taubstummenlehrer gebildet, nachdem schon lange kleinere Versammlungen bestanden hatten. Unter dem Namen „Organ" erscheint seit Jahrzehnten bereits eine deutsche Zeitschrift für das Taubstummenwesen.

Einrichtung und Arbeit. Die gesamte Fürsorge für den Taubstummen hat den Zweck, denselben der Ausnahmestellung, in welche er durch sein Leiden gekommen ist, dadurch zu entnehmen, daß man für seine geistige Ausbildung wie für sein bürgerliches Fortkommen sorgt.

Die Familie kann dazu in den meisten Fällen nur vorbereiten und die Grundlagen legen: sie kann namentlich die körperliche Entwicklung des Kindes fördern und günstig beeinflussen. Das geistige Leben desselben empfängt in den ersten 6—7 Jahren hauptsächlich die Nahrung, welche sich durch den Gesichtssinn vermittelt, und zum Verkehr resp. zur Verständigung, fast nur über die äußeren Angelegenheiten des Lebens, dient dem Kinde die bald von seiner Umgebung verstandene natürliche Gebärdensprache.

Die gewöhnliche Volksschule kann, wie die Verhältnisse liegen, meistens nichts für das taubstumme Kind thun. Man hegte in den zwanziger und dreißiger Jahren die Hoffnung, den Unterricht der Volksschule so einrichten zu können, daß auch Taubstumme bis zu einem gewissen Grad dort ihre Ausbildung empfangen könnten. Es zeigte sich indessen, daß es unausführbar war; man hätte die vielen hörenden Kinder um der wenigen Taubstummen willen dabei vernachlässigen müssen.

Die Taubstummenanstalt wird der Regel nach die eigentliche Ausbildung leisten müssen. Die Aufnahme sollte hier mit dem 7. Jahre erfolgen, der Aufenthalt mindestens bis zum 14. oder 15. Jahre dauern. Die in einigen Staaten durchgeführte Schulpflichtigkeit auch der taubstummen Kinder muß im Interesse der Taubstummen allgemein erstrebt werden. Die Eltern müssen angehalten werden, entweder in der betreffenden Landes-Taubstummenanstalt oder durch Privatunterricht oder in einer

andern anerkannten Anstalt ihrem Kinde die mögliche Ausbildung zu gewähren. Weichliche Liebe, deren Früchte für Eltern und Kind später sehr bitter werden, läßt sich hier oft die größte Vernachlässigung zu schulden kommen. Die Taubstummenanstalt kann Internat oder Externat oder eine aus beiden gemischte Einrichtung haben. Jede dieser Weisen hat ihre Vorzüge und Schattenseiten. Je nach den Umständen wählt man die eine oder die andere. Jeder geistig und körperlich im übrigen normale Taubstumme kann in der Anstalt soweit gefördert werden, daß er schreiben, lesen, rechnen kann, zu Gott beten und ihn fürchten lernt und überhaupt diejenige geistige Reife gewinnt, um ein nützliches, braves und frommes Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden.

Nach der Schulzeit muß der Knabe in die Lehre, das Mädchen, wenn es nicht im eignen Hausstand Verwendung findet, in Dienst gebracht werden, wo sich die Anleitung zu bürgerlicher Brauchbarkeit ganz in der gewöhnlichen Weise vollzieht.

Wer das wahre Wohl eines Taubstummen befördern will, der sorge dafür, daß er diesen Lebensgang nimmt und nicht durch Vernachlässigung oder Verwöhnung von seiten der Eltern Schaden nimmt.

Der wichtigste Teil des Taubstummenunterrichts ist der sprachliche, weil mit der Sprache allein das ausreichende Mittel zu allem nötigen Unterricht gegeben ist. Da dieser letztere in denselben Fächern und wesentlich in derselben Weise wie in der Volksschule erteilt wird, so begnügen wir uns mit einer Darstellung des Sprachunterrichts.

Das Kind kommt zur Schule mit der natürlichen Gebärdensprache, welche als erstes Verständigungsmittel zwischen Lehrer und Schüler dienen muß. Von Anfang hat es der Unterricht jedoch auf Erzielung der Lautsprache abgesehen, im gleichen Schritt mit deren Erlernung muß die Gebärdensprache zurücktreten und später ganz unterlassen werden.

Um das taubstumme Kind die einzelnen Buchstaben sprechen zu lehren, muß der Lehrer selbst genau wissen, wie dieselben zustande kommen. Dies geschieht aber durch den Luftstrom der Atmungswerkzeuge und durch bestimmte Stellungen und Bewegungen der Sprachwerkzeuge (Kehle, Zunge, Kiefer, Gaumen, Lippen, Nasenhöhle). Mit dieser Kenntnis ausgerüstet, nimmt der Lehrer den Taubstummen vor sich, spricht einen Laut aus, macht ihn auf die dabei eintretende Lage der Zunge, die Stellung der Lippen und Zähne aufmerksam und läßt ihn die bei den einzelnen Lauten hervorgerufene Luftströmung fühlen, indem er die Hand des Schülers an seinen Kehlkopf, an seine Brust oder vor seinen Mund hält. — Nun läßt er den Schüler die gezeigte Mundstellung nachahmen, einen Ton aus der Brust herausstoßen, der sich dann in den richtig stehenden oder thätigen Sprechorganen zu dem gewollten Buchstaben gestaltet. Oft kostet das viele vergebliche Versuche und lange Zeit; es kann Monate dauern, ehe das Kind einen oder den andern schwierigen Buchstaben aussprechen lernt. — Nach der Entlockung der einzelnen Laute folgt die Verbindung zu Silben und Worten. — Und damit geht Hand in Hand die Gewöhnung, von dem Munde des Lehrers die Worte abzulesen. Gutgeschulte und begabte Taubstumme bringen es auf diese Weise im Sprechen und Vommundablesen zu einer erstaunlichen Fertigkeit.

Mit der Sprache hat der Taubstumme die Thüre zu allem Wissenswerten gewonnen. Doch bleibt natürlich die nicht durch das Gehör vermittelte Sprache stets etwas Schwieriges und relativ Unvollkommenes, so daß es begreiflich ist, daß der Unterricht eines Taubstummen in anderen Gegenständen, namentlich bei weniger Begabten oder gar geistig Beschränkten um so weniger Frucht zeigt, je geistiger, abstrakter (und nicht durch sinnliche Anschauung unterstützt) der Inhalt der Lehrgegenstände ist (so ist Katechismusunterricht wesentlich schwerer als biblische Geschichte).

Schwierigkeiten und Gefahren. Es ist darauf zu halten, daß die gesamte Erziehung des Taubstummen die Kluft ausfülle, welche zwischen ihm und dem Vollsinnigen besteht, nicht sie erweitere; durch alle Methoden und Einrichtungen muß man seine Selbständigkeit, nicht seine Abhängigkeit erstreben (wenn letztere vielleicht auch für den ersten Augenblick dem Taubstummen oder seiner Umgebung bequemer wäre). Das konsequente Festhalten dieses Ziels ist schwer und verlangt oft große Energie.

Eine Gefahr besteht darin, daß durch eigene Trägheit, ungeeignete Umgebung 2c. dem Taubstummen später der geistige Besitz verloren geht, welchen er sich während der Schulzeit mühsam angeeignet hat. Erweckung und Wacherhalten der Strebsamkeit und Versetzung in eine zweckdienliche Umgebung sind dabei die einzig wirksamen Gegenmittel.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Thunlichster Anschluß an die Anstalt, worin der Taubstumme seine Ausbildung genossen hat, ist für diesen von großem Wert.

Zwei Mittel sind dazu namentlich vorhanden: die Gottesdienste für Taubstumme mit Predigt und Abendmahl, welche hier und da eingerichtet sind. Wenn dieselben indessen in einer Großstadt für Hunderte von Taubstummen stattfinden (Berlin), so wird damit leicht mehr geschadet wie genützt. Der Gottesdienst wird für viele nur Vorwand, die Freuden der Residenz zu genießen, und an das Geistliche hängen sich zahlreiche Mißstände sittlicher Art an. Durch den Anschluß dieser Gottesdienste an die heimische Bildungsanstalt würde den meisten bedenklichen Auswüchsen vorgebeugt werden.

Sodann sind Vereine für das sittliche und materielle Wohl der aus den Anstalten bereits Entlassenen von großer Bedeutung, namentlich wenn dadurch die Anstaltsleitung Anlaß und Mittel erhält, sich der Verlassenen, Unbeholfenen, Gefährdeten unter den früheren Zöglingen wirksam anzunehmen. Auch Legate und von der Regierung zur Verfügung gestellte Fonds können diesem Zweck dienen.

Als verwandte Bestrebungen möchten auch die Versuche zur Heilung der mancherlei Sprachgebrechen (Stottern, Stammeln 2c.) zu nennen sein. Sie bestehen alle in Anweisung zum richtigen Gebrauch und in Übung der vernachlässigten Sprechorgane. Geduld und Energie vermögen hier große Schwierigkeiten zu besiegen. (Demosthenes.)

Ziel und Segen. Da die den Taubstummen von den übrigen Menschen trennende Schranke — die Gehörlosigkeit — nicht aufgehoben, geheilt werden kann, so muß man suchen, für seinen Geist Verkehrswege an dieser Schranke vorbei zu eröffnen, wie sie durch die Artikulations-

methode und das Ablesen vom Munde gegeben sind. Dies das erste und nächste Ziel der Erziehung. Im übrigen bleibt auch für den Taubstummen das Ziel der Erziehung dasselbe, wie für jeden andern: Tüchtigwerden für das Leben in dieser und jener Welt.

§ 35. Fürsorge für die Blinden.

Notstand. Der Notstand der Blinden erweckt durch die äußerlich hervortretende Hilflosigkeit und Abhängigkeit die Teilnahme aller. So sagt man ja auch im Sprichwort: ein blinder Mann, ein armer Mann. Als Erblindungsursachen sind zu nennen: Augenentzündung der Neugeborenen, die Folgen der gewöhnlichen Kinderkrankheiten, Skropheln, ägyptische Augenkrankheit, äußere Verletzungen, Überanstrengung, der grüne, der graue Staar ꝛc. Fast die Hälfte aller Erblindungen wäre heilbar, wenn zeitig die rechte Hilfe angewendet würde. Dies gilt namentlich bei Augenentzündung der Neugeborenen und ägyptischer Augenkrankheit, welche den stärksten Prozentsatz der Erblindungen verursachen. Eine starke Verminderung haben die Erblindungen seit Einführung der Schutzpockenimpfung erfahren.

Auch Blindheit ist in den weitaus meisten Fällen ein Leiden der Armut, da hier am meisten die Vernachlässigung und die Anwendung thörichter Heilmittel, wodurch die Gefahr erst ihren verderblichen Charakter bekommt, zu Hause sind.

Es giebt in Deutschland etwa 40 000 Blinde. Mit der fortschreitenden Kultur und Besserung der Gesundheitspflege im allgemeinen vermindert sich auch die Zahl der Erblindungen.

Geschichte. Die Ersten, welche anstaltliche Pflege und Fürsorge den Blinden zugewendet haben, waren Valentin Hauy und J. W. Klein.

Valentin Hauy in Paris (1756—1822) wurde durch Blinde, die in lächerlichem Aufzug Musik machten, ebensowohl auf die Hilfsbedürftigkeit als Bildungsfähigkeit der Blinden aufmerksam gemacht und in seiner Ansicht in betreff der letzteren wesentlich bestärkt durch eine in Paris auftretende Wiener blinde Musikvirtuosin Theresia von Paradis. Seine Versuche des Blindenunterrichts fanden viel Beifall. Hauy regte in Berlin die Gründung einer Anstalt an und lebte selbst eine Reihe von Jahren hindurch seinem Beruf in St. Petersburg unter großen Schwierigkeiten. Er war ein Erfinder und Bahnbrecher, aber kein Organisator und Leiter.

Johann Wilhelm Klein in Wien (1765—1848) versuchte ohne nähere Kenntnis der Bestrebungen Hauys den Unterricht eines blinden Knaben, ließ ihn von seiten der Behörden prüfen, und erlangte dadurch das thätige Interesse weiterer Kreise für die Sache. Klein war ein praktischer Mann, steckte der Schulbildung bescheidene Ziele und hatte sein Hauptabsehen auf Arbeit und Fortkommen der Blinden im Leben gerichtet. Er verfaßte mehrere für alle Folgezeit in diesem Fach wichtige geschichtliche und pädagogisch-methodische Schriften. Der Blindenbildungsanstalt fügte er eine Versorgungs- und Beschäftigungsanstalt hinzu.

Von Hauy wurde Professor Zeune in Berlin angeregt, der zuerst mit königlicher Unterstützung, dann aber unter dem Druck der Napoleonischen

Zeit mit Einsetzung seines eigenen Vermögens eine kleine Blindenanstalt unterhielt, deren Zöglinge wie Glieder seiner eigenen Familie waren. Unter ihnen war der bedeutendste Johann Knie, selbst blind, später langjähriger Oberlehrer der Schlesischen Blindenanstalt in Breslau, ein regsamer und anregender Mann und ein lebendiges Zeugnis dafür, welche Stufe der Bildung von dem Blinden erreicht werden kann.

Durch einen anderen, jedoch sehenden Schüler Zeunes, Namens Flemming, wurde die Dresdener Anstalt begründet. Dessen Schwiegersohn, der spätere Direktor Georgi, wurde von weitgreifendem und nachhaltigem Einfluß auf das Blindenwesen, namentlich auch durch Organisation der Fürsorge für entlassene Blinde.

In Deutschland sind die meisten Blindenanstalten jetzt Staats- oder Provinzialanstalten geworden, während sie anderwärts noch zu den Arbeitsfeldern der freien christlichen Liebesthätigkeit gehören. Es besteht ein Kongreß der Blindenlehrer. (Organ: Der Blindenfreund.)

Einrichtung und Arbeit. Die Aufgabe der Blindenbildung besteht darin, für das mangelnde Gesicht Ersatzmittel zu finden in der Übung und Schärfung der übrigen Sinne und geistigen Kräfte, um den Blinden aus der Abhängigkeit zur Selbständigkeit, namentlich auch in betreff des bürgerlichen Fortkommens, zu bringen.

An dieser Aufgabe kann die Familie beim Blinden weit mehr mithelfen als beim Taubstummen. Weil ihm das wichtigste Verkehrsmittel mit seiner Umgebung, Gehör und damit Sprache geblieben ist, steht seine Seele fast allen erziehlichen Einwirkungen offen, welche das Haus zu leisten imstande ist. Der körperlichen Unbeholfenheit muß dabei freilich eine verständige Sorgfalt zugewandt werden. Nicht daß man alles für das Kind thut, ihm in allem hilft, ihm jede Arbeit und Mühe abnimmt, ist das Richtige, sondern daß man es geduldig alles lehrt, was es zum selbständigen Leben braucht; Ordnung, Orientieren in Haus und Umgebung, Übung der Hände, Schärfung der Sinne, des Verstandes, Gedächtnisses sind dabei besonders wichtig.

Vom schulpflichtigen Alter an bis etwa zum 10. Jahre kann ein blindes Kind mit Nutzen die gewöhnliche Ortsschule besuchen, zumal wenn ihm der Lehrer ein klein wenig persönliche Sorgfalt zuwendet. Allen Belehrungen, welche mit dem Ohr, dem Gefühl der Hand, dem Verstand und Gedächtnis gefaßt werden können, wird sich das Kind leicht zuwenden. Für das übrige bleibt noch Zeit, wenn es später eine Anstalt besucht.

Wenn die Familien- und Schulverhältnisse indessen nicht derart sind, daß das Kind Segen von ihnen haben kann, ist seine Verbringung in eine sog. Blindenvorschule baldthunlichst vorzunehmen. Denn körperliche und geistige, sittliche und religiöse Vernachlässigung während der ersten 10 Lebensjahre werden, wenn je, doch nur sehr schwer und mit viel Mühe im späteren Leben ausgeglichen.

Die Blindenanstalt hat den doppelten Zweck: die Ausbildung in den gewöhnlichen Schulfächern und in einem Lebensberuf zu gewähren. So muß der Aufenthalt in ihr bis weit über das Konfirmationsalter, etwa bis zum 18. Jahre, ausgedehnt werden. Ein Gesetz über Schulpflichtigkeit in ähnlicher Fassung, wie es oben bei den Taubstummen

gewünscht wurde, wäre ein großer Segen. — Die Anstalt kann nur Internat sein wegen der doch immer nur beschränkten Bewegungsfähigkeit des Blinden. Aus ähnlichen Gründen kann dieser auch seine Handwerkslehrzeit nur in der Anstalt, nicht wie der Taubstumme bei beliebigen Meistern, durchmachen.

Am meisten Eigentümliches bietet beim Schulunterricht des Blinden das Lesen und Schreiben. Das Lesen geschieht so, daß mit den Fingerspitzen erhaben gedruckte resp. eingestochene Buchstaben gefühlt werden. Das Schreiben geschieht entweder durch Eindrücken von Stacheltypen in Papier oder durch Schreiben mit Hilfe besonders konstruierter Lineale (von Hebold oder Gouldberg). Früher war vielfach fürs Schreiben und Lesen die lateinische Uncialschrift im Gebrauch; neuerdings verwendet man fürs Lesen und den Verkehr der Blinden untereinander vorzugweise die sog. Braillesche Punktschrift. (Punkte, in verschiedener Stellung zu einander, bezeichnen die Buchstaben.) — In der lateinischen Uncialschrift ist u. a. bereits die ganze Bibel für Blinde gedruckt. Lehrmittel und Lehrstoff in der Braillescheu Punktschrift herzustellen, ist man in den letzten Jahren eifrig bemüht gewesen.

Für Musik zeigen die meisten Blinden wegen ihres fein ausgebildeten Gehörs Gabe und Neigung. Gesang ist deshalb eifrig zu pflegen. Die Fähigkeit, tragbare Instrumente zu spielen, ist indessen für nicht wenige schon ein sittlicher Verderb geworden, indem oft nichts als Bettelei oder Bierfiedelei damit betrieben wird und werden kann.

Schon mit dem Schulunterricht geht die Arbeitsausbildung, die nach der Konfirmation nachdrücklich betrieben wird, Hand in Hand. Es empfiehlt sich, daß jeder einzelne mehrere, ja möglichst viele Handwerke lerne: Seilerei, Korbflechterei, Stuhlflechterei, Strohflechterei, Schuhmacherei, Bürstenbinden 2c. Die weiblichen Blinden können außer Stroh- und Stuhlflechterei auch Stricken und Spinnen, grobe Klöppelarbeit lernen. Einzelnen gelingt noch dies und jenes, z. B. Nähen. Mancher Musikalische kann sich mit Klavierstimmen, etwa auch Musikstunden ernähren, einige Talentvolle können auch in einer größeren Blindenanstalt neben sehenden Lehrern zum Unterricht ihrer Leidensgenossen verwendet werden. Unter den Musikalischen wären nicht wenige imstande, einen Organistenposten auszufüllen. Doch hat sich leider in Deutschland gerade für die letztere Möglichkeit noch wenig Verständnis gezeigt. — Im allgemeinen ist es den weiblichen Blinden schwerer als den männlichen, sich im Leben selbständig fortzubringen. Der Kreis ihres Könnens ist kleiner und es ist ihnen auch durch Sitte und Sittlichkeit ein so freier Verkehr mit dem Publikum (Arbeit-Erfragen und -Austragen) nicht ermöglicht, wie den Männern. — Alle diese Thatsachen wollen bei der Bestimmung des künftigen Berufs und bei der Wahl der Beschäftigungen während der Lehrzeit im Auge behalten sein.

Der sittlich-religiösen Einwirkung bringt der Blinde dieselbe Herzensstellung entgegen wie der Sehende.

Schwierigkeiten und Gefahren. Es bestehen hier dieselben wie beim Taubstummen. Es möchte noch hinzuzufügen sein, daß man sich hüten muß, vor den Ohren des Blinden Äußerungen über sein Leiden

zu machen. Wirkliches Mitleid kann man ihm durch die That zeigen. Häufige Worte des Bedauerns aber wirken sehr ungünstig auf seine Erziehung: er kommt sich interessant vor, erlaubt sich auf Rechnung seines Gebrechens mancherlei Ungehorsam, wird unzufrieden mit seinem Geschick ꝛc.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Man hat für Blinde, welche aus der Erziehungsanstalt entlassen sind, Asyle begründet, um ihnen das Leben zu erleichtern und sie vor Abwegen zu bewahren (Beschäftigungs- und Versorgungsanstalten). Nach den gemachten Erfahrungen bestehen jedoch gewichtige Bedenken, diesen Weg der Blindenfürsorge weiter zu verfolgen. Der natürliche Freiheitstrieb des erwachsenen Menschen steht den in einem solchen Asyl nötigen Beschränkungen direkt entgegen. Nur für Blinde in besonderen Notlagen, wenn also zur Blindheit etwa noch ein anderes Gebrechen hinzutritt, oder für manche weibliche Blinde, die sich überhaupt fürs Leben unter andern Menschen unbehilflicher oder in solcher Lage gefährdeter zeigen, sind solche Asyle eine nützliche und berechtigte Einrichtung.

Sehr segensreich wirkt aber das von Georgi eingeführte und nach dem Dresdener Vorbild in manche andere Anstalt übergegangene Versorgungssystem: möglichst häufiger Besuch der entlassenen Blinden durch die Direktion, Beratung, Warnung und Mahnung in schwierigen oder versuchungsvollen Lagen, materielle Hilfe in Bedrängnis (Krankheit, Arbeitsunfähigkeit, Arbeitslosigkeit) durch Geld oder Arbeitsanerbietung oder Abnahme von Arbeiten zum Verkauf, Lieferung der Materialien zum Engrospreis. — Selbstverständlich nehmen nur die Blinden an den Vorteilen dieser Einrichtung teil, welche sich derselben sittlich würdig zeigen. — Besondere Stiftungen oder staatliche Fonds gewähren der Direktion die Geldmittel.

Ziel und Segen. Befreiung des Blinden aus der ihm durch sein Leiden auferlegten Vereinsamung und Abhängigkeit durch Schärfung und Übung der ihm noch gebliebenen Sinne, Gewährung einer geistigen und beruflichen Ausbildung ist der Zweck, den die Blindenfürsorge im besondern verfolgt.

§ 36. Fürsorge für die Idioten und Epileptischen.

Notstand. Man bezeichnet mit dem Namen Idiotie alle Arten und Formen der meist angeborenen geistigen Schwäche; mit dem Namen Schwachsinn die geringen, mit dem Namen Blödsinn die höheren Grade des Übels; Kretinismus nennt man die mit körperlicher Mißgestalt verbundene Form der Krankheit. — Idiotie tritt unter sehr verschiedenen Gestalten auf (Großköpfe, Kleinköpfe, Stumpfsinn, Ruhelosigkeit ꝛc.) und in sehr verschiedenen Graden, von einer nur leisen geistigen Unbehilflichkeit und Schwerfälligkeit bis zum bloßen Vegetieren. Der Wissenschaft ist es bis jetzt weder gelungen, eine allgemein angenommene Begriffsbestimmung aufzustellen, noch auch gewisse Ursachen als notwendig zur Idiotie führend zu erkennen. Es pflegen meist eine Reihe von Umständen dazu zusammenzuwirken. Trunkfälligkeit, Geisteskrankheit, zu naher Verwandtschaftsgrad, körperliche Schwächlichkeit der Eltern, Epilepsie, Kinder-

krämpfe, Kopfverletzungen, Kinderkrankheiten der Betroffenen selbst gelten als besonders häufige Ursachen. Durch medizinische Mittel ist noch nie ein Idiot geheilt worden, wenn auch eine richtige, etwa vom Arzt geregelte Körperpflege manches zur körperlichen und geistigen Frische des Kindes beitragen und also die erziehliche Einwirkung vorbereiten und unterstützen kann. — Es giebt in Deutschland etwa 40 000 Idioten.

Mit der Idiotie sind sehr häufig noch andere Leiden verbunden, Blindheit, Taubheit, Stummheit, namentlich auch Epilepsie (Fallsucht). Nicht selten auch führt Epilepsie zur Idiotie. Besonders beklagenswerte Folgen der Epilepsie sind außer der häufig vorkommenden Verminderung der Geisteskräfte das Ausgestoßensein von der menschlichen Gesellschaft und deshalb Arbeitslosigkeit. Die Anstalt muß den Epileptischen eine Heimat und Beschäftigung bieten.

Geschichte. Während die Taubstummen- und Blindenfürsorge in Deutschland wenigstens meist aus der Hand der privaten Liebesthätigkeit in die des Staates übergegangen ist — anderwärts allerdings noch nicht — wird die Idiotenpflege auch hier noch fast ausschließlich von der Barmherzigkeit der freien Vereine und Anstalten getragen, und zwar zum großen Teil von ganz bestimmt und bewußt christlichen Kreisen.

Die größten Verdienste um diese Sache haben folgende Männer:

Der Schweizer Arzt Dr. Guggenbühl, durch dürftige Zeichen von Bildungsfähigkeit bei Idioten angeregt, begründete bald nach 1836 eine Anstalt für sie auf dem Abendberg bei Interlaken. Sie wurde ein förmlicher Wallfahrtsort für viele, die sich für das neue Unternehmen interessierten. Guggenbühl posaunte mit vollen Backen die Anfangserfolge bei seinen Zöglingen in die Welt. Große Summen flossen ihm zu und man schenkte ihm großes Vertrauen. Aber die weitere Entwicklung entsprach keineswegs den Erwartungen. Statt Lob erntete Guggenbühl nun Mißtrauen und Anfeindungen. Er mußte seine Anstalt aufgeben. Doch bleibt ihm das Verdienst einer wirksamen Anregung, die sich namentlich auf England und Deutschland erstreckte. (Etwa gleichzeitig mit ihm, aber unabhängig von ihm, wirkte Séguin in Paris, dessen Hauptverdienst die Betonung der Erziehung im Gegensatz zu medizinischen Heilversuchen ist.)

In Deutschland wurden die Anstalten in Hubertusburg (sächsische Staatsanstalt), Mariaberg und Stetten (beide in Württemberg), sowie in Ecksberg (katholischer Pfarrer Probst) und in Neuendettelsau (lutherischer Pfarrer Löhe) (beide in Bayern) Vororte der weiteren Entwicklung. Doch erhielt dieselbe durch Pastor Jul. Disselhoffs (an der Kaiserswerther Diakonissenanstalt) Schrift (1857) erst einen solchen Anstoß, daß die Fürsorge für die Idioten in ganz Deutschland allgemein und fast in jedem Lande und jeder Provinz ein betreffendes Institut gegründet wurde. Jetzt giebt es in Deutschland 31 Anstalten, deren viele den Vereinen für innere Mission ihre Entstehung verdanken.

In den meisten Idiotenanstalten werden auch Epileptische verpflegt. Ihre gesonderte Unterbringung hat zuerst Pfarrer Bost in Laforce (Frankreich) durchgeführt. Eine ganze Kolonie von Epileptischen hat Pastor von Bodelschwingh bei Bielefeld in großartigem Maßstabe errichtet.

In vielen dieser Anstalten ist Diakonen- und Diakonissenpflege eingeführt.

Es besteht eine Konferenz für Idioten-Heilpflege seit 1874 (Organ: Zeitschrift).

Einrichtung und Arbeit. Erziehung und Pflege sowohl eines idiotischen als eines epileptischen Kindes pflegt über die Kräfte der meisten Familien weit hinauszugehen. Auch ist für das Kind selbst der Aufenthalt in einer guten Anstalt wohlthätiger.

Eine Idiotenanstalt bedarf im wesentlichen einer dreifachen Gliederung: sie muß Pflegeanstalt sein für die Tiefststehenden, Erziehungs- resp. Unterrichtsanstalt für die noch Bildungsfähigen, Beschäftigungsanstalt für die meisten der aus der Schule Entlassenen. Die Einrichtungen werden neben dem Wohnhaus dem Krankenhaus, der Schule, der Werkstätte entnommen. Gesetzlicher Schulzwang wäre ein Schutzmittel für die Kinder gegen Unverstand und falsche Weichheit der Eltern (vergl. oben bei Taubstummen und Blinden).

Die Trennung der Epileptischen von den Idioten hat weniger in sachlichen Erwägungen ihren Grund als darin, daß man einem gewissen Widerwillen der Angehörigen gegen Unterbringung von Epileptischen in Idiotenanstalten Rechnung trägt.

Sowohl Idioten- als Epileptischen-Anstalten bedürfen eines größeren Umfangs und einer zahlreicheren Zöglingschaft, wenn passende Abteilungen formiert und dem vielgestaltigen Elend Rechnung getragen werden soll. Kleine Anstalten müssen fast soviel Abteilungen machen, wie Zöglinge vorhanden sind, was die Kosten sehr steigert.

Die Leitung von beiderlei Anstalten muß in pädagogisch bewährten Händen liegen. Die medizinische Seite der Aufgabe kann nur den Rang einer Hilfsleistung in Anspruch nehmen, auch bei den Epilektikern. Das bei ihnen verwendete Mittel Bromkali hat sich zwar hier und da als Heilmittel, vielfach als lindernd, aber doch nicht in dem Grade durchgreifend bewährt, wie man es noch vor wenigen Jahren hoffte.

Die körperliche Pflege der Zöglinge beansprucht eine weit größere Achtsamkeit, als man bei gesunden oder auch blinden und taubstummen Kindern anzuwenden hat. Körperliche Verstimmungen und Hemmungen wirken sofort auch ungünstig auf die geistige Fassungskraft ein, die schon so gering ist. Deshalb muß die Lebensweise vom Arzt im einzelnen und ganzen geregelt und die Innehaltung der betreffenden Vorschriften von der Anstaltsleitung resp. dem Personal eifrig erstrebt werden.

Zur körperlichen Pflege gehört auch Übung der körperlichen Verrichtungen, des Gehens, Anziehens, Essens, Übung aller Sinne ꝛc. Die hierbei geübte Treue und Sorgfalt kommt dem Unterricht sehr zu gute.

Der Schulunterricht kann kaum zu einfach, zu elementar sein. Tausend Kenntnisse, die sich das gesunde Kind von selbst aneignet, müssen dem Idioten methodisch und mit größter Geduld beigebracht werden, z. B. Kenntnis der Farben, Formen (was ein Dreieck, Viereck ꝛc. ist), die einfachsten Zahlbegriffe; sehr häufig bedarf die Sprache, sowohl in der Laut-, als Wort- und namentlich Satzbildung ernsthafter und lange fortgesetzter Nachhilfe.

Drei Lehrgrundsätze bedürfen, wenn irgendwo, so hier die eingehendste Beachtung: Anschauung ist Anfang und Grundlage alles Unterrichts; der Fortschritt von einem Gegenstande zum andern muß lückenlos sein; durch stete Repetition und Einübung muß der Lehrstoff befestigt werden.

In der Idiotenschule werden alle Lehrfächer der Volksschule in ganz einfacher Weise und mit niedrigen Lehrzielen getrieben. Rechnen pflegt für die meisten das schwierigste Fach zu sein; die Gegenstände, welche Gemüt und Gedächtnis in Anspruch nehmen, pflegen meist fruchtbareren Boden zu finden als die, welche sich bloß an den Verstand wenden.

Die erziehliche Seite der Aufgabe muß besonders durch Behandlung eines jeden Kindes nach seiner Eigenart geleistet werden. Stärkung des schwachen, Leitung des verkehrten, Feststellung des allzuschwankenden Willens erfordert viel Einsicht und Geduld von seiten des Erziehers. Für die religiös-sittliche Einwirkung ist namentlich die anschauliche und gemütswarme Behandlung der biblischen Geschichte von großem Wert. — Auch in der Idiotenerziehung geht es nicht ohne Strafen ab; freilich verlangt deren Anwendung reife Einsicht und sicheren Takt.

Ein wichtiges Erziehungsmittel ist auch die Arbeit. Auch hier muß genaueste Anpassung an die Fähigkeiten der einzelnen, sowie ein Fortschritt vom Leichten zum Schwereren stattfinden. Beschäftigungen, wie sie das Haus (für die Mädchen), Garten und Feld (für die Knaben) mit sich bringt, sind das Nächstliegende. Die Anstelligen können schließlich bis zur Mitarbeit in bestimmten Handwerken fortschreiten. Die selbständige Ausübung eines solchen erreicht wohl keiner. Übrigens entsprechen Lernfähigkeit und Arbeitsfähigkeit nicht immer einander. Manchmal bleibt Arbeit das einzige Bildungsmittel für einen, an welchem alle Schulkünste scheitern.

Unterricht und Erziehung der Epileptischen hat gleichfalls auf die Krankheit die größte Rücksicht zu nehmen. Ruhe des Gemüts, Gottvertrauen, Ergebung in seinen Willen, nützliche Beschäftigung und dadurch Abziehung der Gedanken von den persönlichen Leidenszuständen pflegen auch dem körperlichen Befinden nur heilsam zu sein.

Schwierigkeiten und Gefahren. Die Hauptgefahr in der Arbeit an diesen Unglücklichen besteht in der seelenlosen, rein mechanischen und handwerksmäßigen Pflichterfüllung und in dem Verlust der Frische. Derjenige wird nicht in diese Gefahr fallen oder doch nicht in ihr zu Grunde gehen, welcher sich von Gott eine rechte Liebe zu den Pflegebefohlenen schenken läßt. Namentlich im Unterricht wird dem das stete Traktieren der allerelementarsten Gegenstände leicht langweilig, welcher mehr Interesse am Lehrstoff als am Schüler hat. Da das persönliche Interesse vor dem sachlichen beim weiblichen Geschlecht vorzuwiegen pflegt, so sind im allgemeinen weibliche Kräfte besonders geeignet für diese Arbeit. Bei allen Maßnahmen hat man sich stets gegenwärtig zu halten, daß man es mit Kranken, namentlich geistig nicht Normalen, unter dem Druck gewisser Leidenseinflüsse Stehenden zu thun hat.

Sehr wichtig ist es auch, daß man sich davor hütet, bei den Angehörigen irgend welche falsche Hoffnungen in Bezug auf das Erziehungsresultat zu erwecken und zu nähren. Wenn auch mit Schonung, so doch

mit aller Klarheit ist der Satz aufrecht zu erhalten, daß ein wirklich idiotisches Kind nie ganz wie ein anderes wird, auch wenn es dem normalen Zustand bei leidlichen Gaben durch sorgsame Erziehung stark angenähert werden kann.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Um schwachbefähigte resp. schwachsinnige Kinder nicht sämtlich in Anstalten (Internaten) unterbringen zu müssen, hat man in großen Städten einzelne Klassen oder Schulen mit besonderem Lehrplan und Beaufsichtigung in der Freizeit eingerichtet. Je nach dem Geschick, der Einrichtung und der Treue in der Ausführung der betreffenden Maßregeln werden hier mehr oder weniger günstige Resultate erzielt. Die gemachten Erfahrungen sind noch zu neu und zu wenig zahlreich, um ein allgemeines Urteil darüber begründet erscheinen zu lassen.

Ziel und Segen. Ziel und Segen der Idioten- resp. Epileptischen-Fürsorge gestaltet sich nach den verschiedenen Graden und Stufen des Gebrechens verschieden. Für das noch nicht gar zu tief gewurzelte Leiden der Epilepsie ist Heilung möglich. Für einen großen Teil der Epileptiker und Idioten ist bei richtiger Behandlung Besserung oder doch Aufhalten der Verschlimmerung möglich. Allen kann durch die Anstalt eine Heimat geschaffen werden, in der sie sich relativ wohl fühlen, wo aus ihren geringeren oder größeren Fähigkeiten das Mögliche gemacht wird und wo sie sich nach dem Grade ihrer Begabung nützlich erweisen. Auch den am tiefsten Stehenden ist treue Pflege und Wartung eine Wohlthat.

Für die Resultate des Unterrichts mag es als Maßstab gelten, daß eine ganze Anzahl Idioten soweit in christlicher Erkenntnis und sittlicher Reife gebracht werden, daß man sie bei bescheidenen Ansprüchen mit gutem Gewissen konfirmieren und zum Abendmahl zulassen kann.

§ 37. Fürsorge für die Verkrüppelten.

Notstand. Das hier vorhandene Elend ist ein äußerst vielgestaltiges. In seinen höheren Graden setzt es sich zusammen aus Arbeitslosigkeit, Nutzlosigkeit, Unzufriedensein, Verachtet- oder Verhätscheltwerden, Ausgestoßensein oder für Geld gezeigt werden ꝛc.

Geschichte. Bis jetzt ist sehr wenig für die Verkrüppelten gethan. In Paris haben die Barmherzigen Brüder des Johann von Gott eine Anstalt für 200 Knaben, die Barmherzigen Schwestern des Vincenz von Paul eine solche für 300 Mädchen. In München existiert seit 1832 ein von Nepomuk von Kurz begründetes, später zur „Centralstaatsanstalt" erhobenes Institut für ca. 40 männliche und 30 weibliche Zöglinge — das einzige in Deutschland. Doch finden nicht wenige Krüppel in den Wernerschen Anstalten in Reutlingen Unterkunft und Beschäftigung. Ganz neuerdings (1886) hat man auch im württembergischen Schloß Stammheim eine Anstalt für Verkrüppelte, zunächst für Frauen, errichtet. In Zürich begründete Frl. Math. Escher im Jahre 1863—64 ein Asyl für 12 verkrüppelte Mädchen in Verbindung mit der St. Annakapelle (Predigtplatz für innere Mission). Seit Anfang der siebziger Jahre nahm sich der frühere Missionar Pastor Knudsen in Kopenhagen wirksam und eifrig dieser Unglück-

lichen an, ohne es jedoch bis jetzt zu einer geschlossenen Anstalt gebracht zu haben. Auch in Schweden sind Anfänge gemacht. — Unter den Verkrüppelten thut sich der helfenden Christenliebe noch ein weites Feld der Thätigkeit auf.

Einrichtung und Arbeit. So mannigfaltig das Leid ist, so vielgestaltig muß die Hilfe und erfinderisch in der Liebe sein. Der Erzieher, der Arzt, der Bandagist müssen in vielen Fällen zusammen wirken, um ein günstiges Resultat zu erzielen. Schwache Glieder müssen gestärkt, fehlende ersetzt, Maschinen und mancherlei Vorrichtungen zur Hilfe bei der Arbeit müssen erfunden und erprobt werden.

§ 38. Ferienkolonie, Kinder-Sol- und Seebad.

Notstand. Die große Zahl von Kindern, welche an Skrophulose und verwandten Krankheiten leiden, dazu die vielen schlechtgenährten, bleichsüchtigen, schwächlichen, wie sie ebensowohl die Großstadt mit ihrer verdorbenen Luft, Keller- und Dachwohnung oder auch das Dorf mit seiner womöglich noch verkehrteren Ernährung und noch unsinnigeren Behandlung krankhafter Zustände erzeugt und großzieht, fordert die Menschen- und Christenliebe zum Eingreifen auf. Man beugt damit vielfach dauerndem Siechtum vor oder erleichtert doch den kleinen Duldern die Last ihres Lebens.

Geschichte. Der schon seit Jahrzehnten mit Anstaltspflege kranker Kinder vertraute fromme Arzt in Ludwigsburg Dr. August Hermann Werner richtete 1861 in Jartfeld die Heilanstalt Bethesda ein, die noch heute in Segen besteht. Doch blieb dieselbe jahrelang ohne Nachfolge. Dagegen wurde die 1868 begründete Kinderheilanstalt in Rothenfelde bei Osnabrück für viele ein Vorbild. Seitdem wurden in rascher Folge in vielen deutschen Solbädern Kinderstationen eingerichtet und meist von Diakonissen versorgt. Zu den Solbädern kommen die Luftkurorte und die Seebäder hinzu. Namentlich in letzteren entfaltet neuerdings ein besonderer Verein eine rege Thätigkeit. So wird gegenwärtig auf Norderney ein Seehospiz für mehrere hundert Kinder errichtet.

Im Jahre 1876 gab Pfarrer Bion in der Schweiz den Anstoß zur Errichtung der Ferienkolonieen. Vom Land nach Zürich versetzt, fiel ihm das schwächliche Aussehen der Stadtkinder auf. Ein Ferienaufenthalt auf dem Lande sollte den Mängeln der städtischen körperlichen Erziehung nachhelfen. Er wagte den Versuch, hatte Erfolg und seitdem eine fast überreiche Nachfolge.

Einrichtung und Arbeit. Die Kindersol- und Seebadeanstalten verhalten sich zu den Ferienkolonieen, neuerdings auch Sommerpflegen genannt, wie etwa Rettungsanstalten zu Erziehungsvereinen. Hier wie dort teilt man die schwereren und leichteren Fälle zwischen beiden: die schwereren gehören in die Anstalt, die leichteren der familienartigen freieren Verpflegung. Ist ein Kind krank, so hat es Bäder nötig, ist es nur erholungsbedürftig, so genügt der Aufenthalt unter gedeihlicheren Lebensbedingungen.

Für ein Kinderſol- oder Seebad iſt ein Haus nötig mit Raum für 40—60 gleichzeitig unterzubringende Kinder nebſt ihren Pflegerinnen (Wohn- und Schlaf-, Eß-, Spiel-, Wirtſchafts- und wo möglich Baderäume im Haus). Die Umgebung des Hauſes muß den Aufenthalt im Freien geſtatten.

Die Anordnungen in betreff der Bäder, der Diät, des ganzen Heilverfahrens ruht in der Hand des Arztes; die Pflege und ſonſtige Arbeit wird vielfach von Diakoniſſen beſorgt. Dauer einer Kurperiode meiſt 4—5 Wochen. Bei eingewurzeltem Leiden müſſen mehrere Kurperioden aneinandergereiht werden oder das Kind muß im nächſten Jahre wiederkommen.

Die Ferienkolonie oder Sommerpflege kann entweder die Kinder in Zahl von etwa 30 an einem Ort vereinigen oder in kleinen Gruppen reſp. einzeln in Familien unterbringen, jedenfalls jedoch unter Inſpektion eines Lehrers reſp. einer Lehrerin.

Die Arbeit in der Badeanſtalt iſt in der Hauptſache ganz dieſelbe wie in einem Kinderhoſpital oder einem Kinderſiechenhaus. Nur daß bei der leichteren Erkrankung der meiſten kleinen Gäſte, ſowie bei der Möglichkeit, welche der Badeort mit ſeinen Umgebungen gewährt, mehr als das in dem ſtädtiſchen oder gar großſtädtiſchen Kinderhoſpital möglich iſt, Spaziergänge und Verweilen im Freien an der Tagesordnung ſind.

Die regelmäßig alle 4 oder 6 Wochen der Hauptzahl nach ſich erneuernden Kinderſcharen geben dem Ganzen etwas Friſches, Bewegtes. Einige Tage zwiſchen den Kurperioden ſind frei zu halten für gründliche Reinigung der Räume, Betten ꝛc.

Auch Lehrer reſp. Lehrerin haben an ihren 30 geſunden Kindern eine ſchöne Aufgabe zu erfüllen. Regelmäßige Tageseinteilung, Wechſel von freier Bewegung und gemeinſamen Unternehmungen, treue Aufſicht und ſpezielle Fürſorge verhindern, daß aus der goldenen Freiheit Zügelloſigkeit werde. Dem Lehrer aber erwachſen aus dieſer mehr väterlichen Stellung Aufgaben, deren Löſung man nicht alle am Studiertiſch lernen kann. Kenntnis der Natur, des Dorflebens, praktiſches Geſchick ſind hier notwendige Stücke der Befähigung.

Schwierigkeiten und Gefahren. Es muß eine ſorgſame Auswahl der Kinder getroffen werden, damit bei dem großen Andrang wirklich nur ſolche die Vergünſtigung erhalten, denen es not thut. Überhaupt muß von allen Beteiligten darauf gehalten werden, daß die Sache als eine Wohlthat und nicht als ein Recht aufgefaßt werde. Sonſt wird der begehrliche Sinn geweckt und anſpruchsvolles Weſen genährt, ſtatt Dankbarkeit und Genügſamkeit.

In betreff der Seebadeanſtalten erweckt der Großbetrieb, den man begonnen, ſehr ernſte Bedenken. Man baut Rieſenhäuſer für Hunderte von Kindern. Das mag für den Arzt angenehm ſein, der ein großes Material zu Studien beiſammen hat. Das mag ökonomiſch manche Vorteile mit ſich bringen. Aber wird es gelingen, auf die Dauer das richtige, fachlich und pädagogiſch tüchtige, nicht nur dilettantenhafte oder dienſtmagdartige Pflegeperſonal zu beſchaffen? Und doch iſt letzteres eine große Hauptſache.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Alle Anstalten der Heilpädagogik sowie der Krankenpflege, namentlich das Kinderhospital und Kindersiechenhaus.

Ziel und Segen. Rechtzeitiges Eingreifen bei den Anfängen so mancher Leiden, wie namentlich der Skropheln, kann manchem einzelnen Kind für sein ganzes Leben zum Segen werden; nicht minder die christliche Lebensordnung und der ganz von selbst durch den Hausgeist und Umgang mit den Schwestern sich ergebende Einfluß auf das religiöse Leben der Kinder.

Bemerkung. Die Fürsorge für Taubstumme, Blinde, Idioten, Epileptische, Stotterer, Krüppel und Skrophulöse wird unter dem Namen „Heilpädagogik" zusammengefaßt, weil die Pädagogik oder Erziehungskunst zumeist oder doch mitwirkend zur Heilung resp. Besserung der hierbei vorliegenden Notstände thätig ist.

Manche Wahrnehmungen in betreff der Minderung der Taubstummen, Blinden und Idioten bei gebesserten allgemeinen Gesundheitsverhältnissen in einem Land geben auch zu der Hoffnung Anlaß, daß diese auf Tausende verwendete Sorgfalt ihren Segen für das Ganze des Volkes haben werde, wenngleich derselbe wohl nie genau berechnet oder auch nur sicher abgeschätzt werden kann.

§ 39. Krankenpflege und Krankenhaus.

Notstand. Neben der Armut giebt's keinen Notstand auf Erden, so alt, so allgemein verbreitet, so tief eingreifend ins Leben wie die Krankheit. — In der vorchristlichen Zeit fiel die Pflege der Kranken allein den Angehörigen resp. den Sklaven anheim. Wer von ihnen nicht gepflegt wurde, mußte sich selbst helfen oder verkam. — Auch in den ersten christlichen Jahrhunderten wurde im ganzen der Notstand der Krankheit nur als ein den Einzelnen und seine Familie betreffender angesehen. Zeiten der Seuche oder des Krieges ließen nur vorübergehend die betreffenden Nöte als allgemein erscheinen. — Seitdem jedoch das Christentum die herrschende Weltmacht geworden, mußte es auch die Verantwortung für die Notstände im großen resp. ihre Heilung übernehmen. Das führte zur Gründung von Hospitälern, in denen alle Arten von Kranken Aufnahme fanden. Sie bestehen bis heute, wo man nicht begreift, wie man ohne sie hat auskommen können. In diesen Hospitälern sammelt sich die vielgestaltige Not. Sie sind zugleich aber auch die Hauptschlachtfelder ihrer Bekämpfung, sowie die Hochschulen, in denen man sie bekämpfen lernt.

Wie für den Einzelnen so für ganze Völker ist die Krankheit ein Erziehungsmittel. Sie so bekämpfen, daß zugleich dieser göttliche Erziehungszweck nicht nur nicht geschädigt, sondern erreicht wird, ist die christliche hier zu übende Aufgabe.

Geschichte. Die technischen Einzelheiten der Krankenpflege stehen durchaus in Abhängigkeit von dem medizinischen Heilverfahren, ändern sich also wie dieses mannigfach im Lauf der Zeit.

Wir haben es hier nur mit denjenigen Thatsachen zu thun, welche

die Art der Pflege im großen und ganzen umgestalteten und auf deren religiös-sittliche Haltung von Einfluß waren.

In der altchristlichen Zeit war die Kirche als solche wie die Zuflucht aller Bedrängten, so auch die Pflegerin der Kranken. Große Bischöfe und Kirchenlehrer richteten Spitäler ein. Besonders bewährt war die auch nach ihrem Gründer genannte Krankenhauskolonie Basilius des Gr., welche er um 369 vor Cäsarea in Kappadozien errichtete. Sie zählte, in Straßen geordnet, viele Häuser nach Art gewöhnlicher Wohnungen gebaut, nahm Kranke und Elende aller Art, nebst den Ärzten, Pflegern und den zum ökonomischen Betrieb nötigen Leuten in sich auf. Diese Anstalten waren Vorbilder nicht nur für seine Diöcese, sondern für die ganze christliche Welt. — Die Pflege in diesen Krankenhäusern hatten kirchliche Beamte, namentlich die sogenannten Parabolanen (Todesverächter) und viele Freiwillige, nicht selten auch solche von vornehmstem Stand (Fabiola).

Im Mittelalter ruhte die öffentliche Pflege der Kranken in den Händen der mehr oder weniger ordensartig eingerichteten Genossenschaften. Namentlich wichtig wurden hierfür die Kreuzzüge mit den Ritterorden: Johanniter, Deutschorden. Daneben aber waren auch viele eigentliche Mönche und Nonnen, ferner Körperschaften wie die Elisabethinerinnen (Schwestern nach der dritten Regel des heiligen Franziskus, nach der heiligen Elisabeth so genannt) und mancherlei männliche und weibliche Bruder- und Schwesterschaften thätig (deren Mitglieder nach geistlichen Regeln in bürgerlichem Beruf lebten). Auch die Begharden und Beghinen sowie die Brüder und Schwestern des gemeinsamen Lebens verdienen hier Erwähnung. — Danach ist es selbstverständlich, daß das Kloster oder das klosterähnliche, später mehr palastartige Hospital der Ort war, an dem die Krankenpflege geübt wurde.

Von der Reformation an kam in den evangelischen Ländern die Krankenpflege durchgehends in weltliche Hände. Sie wurde ein Beruf, der wie ein andrer seinem Mann mehr oder weniger Vorteil brachte. Von den städtischen Behörden angestellte Spitalmeister bekamen das Regiment. Die Kranken standen sich je länger desto schlechter dabei. — Auch als mit Ende des vorigen Jahrhunderts, zuerst in den größten Städten, viel für die Verbesserung der Krankenhäuser nach Bauart und Einrichtungen gethan wurde (Pavillon-, Korridor-, schließlich Baracken-System) und auch seit die Medizin, sonderlich in der Chirurgie, großartige Fortschritte machte: blieb das Los der Kranken unter den Händen des schlechten, zum Teil geradezu verkommenen Wartepersonals oft ein sehr trauriges. — Ein Umschwung zum Besseren trat erst mit Begründung der weiblichen Diakonie (1836) ein, indem teils besonders viele Diakonissen in der Krankenpflege verwendet wurden, teils deren Existenz als eine thatsächliche Kritik der verlodderten Zustände eine Besserung derselben mittelbar bewirkte, soweit solche durch schärfere Aufsicht ꝛc. bewirkt werden konnte, teils auch die öffentliche Aufmerksamkeit auf dies Gebiet zog, die sich nun in verschiedenartig eingerichteter Ausbildung des Pflegepersonals erzeigte (Pflegerinnen des roten Kreuzes, „Samariter“). Nicht wenig trugen auch die Kriege unsres Jahrhunderts zur Offenbarung der Schäden

in der Krankenpflege und damit zu ihrer Besserung bei (die evangelischen Johanniter, erneuert 1852 durch Friedrich Wilhelm IV., die katholischen Malteser, erneuert 1867, die vaterländischen Frauenvereine seit 1866).

In der nachreformatorischen katholischen Kirche ist eine reiche Ordenswirksamkeit aufgeblüht, die vielfach in der Krankenpflege ihr Arbeitsfeld hat und auch auf evangelischem Gebiet als eine mächtige Eroberungswaffe verwendet wird. Zu nennen sind die barmherzigen Brüder (Johann von Gott in Spanien um 1540) und die barmherzigen Schwestern (Vincenz von Paul um 1600).

Einrichtung und Arbeit. In der Bauart unterscheidet man verschiedene Systeme: Blocksystem (Unterbringung aller zum Krankenhaus gehörigen Räume in einem großen Gebäude, etwa mit Korridor in der Mitte des Hauses), Pavillonsystem (Gliederung des Krankenhauses in eine Anzahl möglichst allseitig freistehender, der Luft zugänglicher kleinerer Häuser, die untereinander in Verbindung stehen), Korridorsystem (derartige Anlage, daß in einem oder mehreren Häusern die möglichst nach Süden liegenden Krankenzimmer durch einen nördlich liegenden Korridor zugänglich sind, der selbst wieder Fenster ins Freie hat, die den Thüren der Krankenzimmer so entsprechen, daß bei Öffnung beider energisch ventiliert werden kann), Barackensystem (seit den neueren Kriegen aufgekommen, oft nur leicht gebaut, namentlich mit großen Ventilationseinrichtungen im Dach).

Zur Ventilation macht man zuweilen auch künstliche Anlagen: entweder ein System der Aspiration, wobei die kalte Luft von außen durch Röhren, welche in der Nähe des Ofens ins Zimmer münden, aufgesogen und zugleich erwärmt wird, oder ein System der Pulsion, wobei durch eine Dampfmaschine warme Luft ins Zimmer getrieben wird. Die beste Ventilation ist indessen die durch offene Fenster.

Zur Heizung verwendet man entweder Öfen (entweder eiserne oder Kachelöfen), die, wenn gut konstruiert, zugleich ventilieren, oder centrale Heizungsanlagen (Luftheizung, Heiß- oder Warmwasserheizung. Bei letzterer muß die Menge der Röhren ersetzen, was ihnen an Wärme abgeht).

Von besonderen Räumen sind zu nennen: Bureau zur Aufnahme der Kranken, Sprechzimmer des Arztes, Operationszimmer, Thee- und Verbandküchen, die Küche und Waschküche, Leichen- und Sektionszimmer. Isolierräume für ansteckende Kranke pflegt man möglichst abgelegen von den Verpflegungsräumen, oft in Nebengebäuden, unterzubringen. Die Einteilung der Kranken nach dem Geschlecht, den Krankheitsformen, den Verpflegungsklassen ist selbstverständlich.

Bei großen Krankenhäusern pflegt die Leitung zwischen der ökonomischen Verwaltung und medizinischen Direktion geteilt zu sein, die beide wieder einer oberen Verwaltungsbehörde oder einem Vorstand unterstellt sind. An den meisten Hospitälern sind entweder im Haupt- oder Nebenamt Geistliche angestellt (Assistenzärzte im Haus wohnend).

Aus Ersparnisrücksichten sind mit größeren Krankenhäusern Apotheken verbunden. Ein möglichst geräumiger Garten sollte keinem Krankenhause fehlen.

Die Arbeit im Krankenhaus resp. am Krankenbett teilt sich vierfach: die ökonomische Verwaltung, die medizinische Behandlung, die Seelsorge, die Pflege.

Die ökonomische Verwaltung wird nach den Regeln geführt, welche im allgemeinen für Anstalten erprobt sind (Buchführung, Einkäufe größerer Vorräte 2c.), jedoch in einer natürlich durch Herkommen, besondere Verhältnisse mannigfach verschiedenen Weise.

Die medizinische Behandlung liegt in der Hand des Arztes resp. der Ärzte. Bei großen Anstalten pflegen die verschiedenen Abteilungen: die für chirurgische, innere, Augen- und Ohrenkrankheiten 2c. ihre besonderen Abteilungsärzte zu haben. Der Arzt bestimmt sowohl die zur Heilung wie Verpflegung nötigen Maßregeln, als auch die Diät. Seinen Vorschriften ist genauester und treuster Gehorsam zu leisten, da der Arzt vor Gott und Menschen die Verantwortlichkeit für seine Anordnungen trägt.

Die Seelsorge besteht in der Einrichtung und Innehaltung einer christlichen Hausordnung mit Morgen- und Abendandacht, sowie Tischgebet, in Abhaltung von Gottesdiensten an Sonn- und Festtagen für das Personal und die Rekonvalescenten, in Rat, Trost, Mahnung, Darbietung von Beichte und Abendmahl für die solches Bedürfenden und Begehrenden, Ersatz des öffentlichen Gottesdienstes durch kurze Andachten auf den Krankenstuben (nicht in methodistischem Bekehrungseifer, wodurch die Einzelnen vergewaltigt und doch nur Erfolge von sehr zweifelhaftem Wert erreicht werden).

Die Pflege in ihrem weitesten Umfang ist die Ausführung der ärztlichen (resp. der seelsorgerlichen) Anweisungen. Viele verstehen darunter nur die Ausführung der speziell medizinischen Verordnungen: Anwendung von Arznei, Bädern 2c. Reichlich ebenso wichtig ist die Herstellung und Erhaltung der Bedingungen, welche für das Allgemeinbefinden der Kranken von entscheidender Wichtigkeit sind. Dahin gehört das richtige und möglichst bequeme Lager, stets frische reine Luft, sorgsamste Reinlichkeit an Körper, Zimmer und Gerät, geräuschlose Stille. Unachtsamkeit oder lautes Wesen, sowie namentlich Luft- und Wasserscheu machen einen Menschen zur Krankenpflege untauglich, wenn er auch sonst noch so viel guten Willen und Kenntnisse hätte. — Wenn das richtige Pflegepersonal vorhanden ist, kann dasselbe auch den Seelsorger unterstützen durch Abhalten der Andacht und des Tischgebets, gelegentliches, jedoch stets taktvolles und bescheidenes Einwirken auf den Kranken, Vorlesen geeigneter Schriften, Gebet für den Kranken und event. mit ihm. In einzelnen Fällen, wo Teilnahme an irgend welchem religiösen Akt verweigert und verbeten wird, darf dergleichen nicht aufgedrängt werden. Ebenso ist jedes Proselytenmachen zu vermeiden. Keinenfalls aber dürfen die evangelischen Ordnungen der Anstalt sowie die Überzeugungen der demgemäß sich verhaltenden Insassen durch Andersglaubende oder Nichtsglaubende gehindert, gestört oder verletzt werden.

Schwierigkeiten und Gefahren. Außer den nicht geringen Schwierigkeiten, welche die Pflege der Kranken als solche bereitet, entstehen dergleichen, wenn eine der drei im Krankenhaus gebietenden Mächte: die Verwaltung, der Arzt, der Seelsorger nicht die Grenzen des andern respek-

tiert und durch Übergriffe statt einer gemeinsamen Arbeit zum Wohl der Kranken einen dauernden oder zeitweiligen Krieg aller gegen alle zuwege bringt.

In Krankenhäusern, worin Lohnpfleger und -Pflegerinnen thätig sind, ist meist das Trinkgelderunwesen derart im Schwang, daß der arme Kranke, der nichts zu geben hat, vernachlässigt, dem Freigebigen aber alles nachgesehen wird. Dies um so mehr, als sehr vielfach das Vorleben dieses Warteperſonals ein keineswegs rühmenswertes zu sein pflegt. — Wenn die Aufsicht dazu noch lässig gehandhabt wird, können in diesen Anstalten zeitweilig greuliche Zustände sittlicher Versumpfung herrschen.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Von Krankenhäusern für bestimmte Klassen von Leidenden sind zu nennen:

Das Kinderkrankenhaus, in welchem neben dem medizinischen Heilverfahren auch eine gewisse erziehliche Einwirkung Geltung hat, namentlich dann, wenn viele chronisch kranke oder sieche Kinder in demselben verpflegt werden. Besonders in dem letzteren Fall muß an das Pflegepersonal die Anforderung gestellt werden, daß es imstande sei, die weniger kranken, monate- oder gar jahrelang dort weilenden Kinder zu unterrichten in biblischer Geschichte, Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen.

Das Siechenhaus, in welchem Chronischkranke oder Altersschwache verpflegt werden, welches seinen Insassen also nicht zu vorübergehendem, sondern dauerndem Aufenthalt, meist bis zu ihrem Lebensende, dient, muß in allen seinen Einrichtungen möglichst so gehalten werden, daß es den Bewohnern heimisch wird. Bei aller guten Ordnung braucht deshalb nicht ein so straffes Regiment wie im Krankenhaus zu herrschen. Namentlich in ländlichen Siechenhäusern kann alles sehr einfach sein und die Lebensordnung soll thunlichst im Anschluß an Ortssitte und Landesgewohnheit gehandhabt werden.

Ziel und Segen. Ziel des Aufenthalts im Krankenhaus ist Heilung und Genesung oder doch Besserung, im Siechenhaus thunlichste Erleichterung des bis zum Tode zu tragenden Leidens. Neben der leiblichen Heilung oder doch sorgsamen Pflege hat aber gar mancher in einem Krankenhause auch schon geistlichen Segen empfangen. Jedenfalls will Gott diese Frucht von dem Aufenthalt in solchem Haus gern einernten, und die Einrichtungen und der ganze Geist desselben muß derart sein, das Wachstum dieser Frucht zu erleichtern. Wie mancher hat in einem ganz weltlichen Leben hier zum erstenmal wieder das Wort Christi gehört, und während das Leiden den Herzensacker auflockerte, hat der Same dieses Wortes eindringen können. „Alle Trübsal, wenn sie da ist, dünkt sie uns nicht Freude, sondern Traurigkeit zu sein; aber danach wird sie geben eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit denen, die dadurch geübt sind.“

§ 40. Irrenhaus.

Notstand. Das hier zu Grunde liegende Leiden ist ein Notstand, ebenso aber auch die selbst heute noch vielfach angewendete unverständige Behandlung desselben, wie die vorurteilsvolle Meinung über dasselbe.

Die unklare Meinung über das Leiden giebt sich schon aus der Fülle

der dafür angewendeten Namen zu erkennen: Tollheit, Wahnsinn, Verrücktheit, Geisteskrankheit, Gemütsleiden, Nervenleiden, Verstandesverlust ꝛc.

Thatsächlich ist der Sitz der Krankheit nirgends anders als im Gehirn und in den Nerven. Also ist weder der Geist krank, noch der Verstand verloren, sondern dasjenige körperliche Organ, welches das unmittelbare Werkzeug des Geistes ist, versagt den Dienst oder übt ihn willkürlich aus. (Ähnliche Zustände liegen vor bei Fieberphantasieen oder beim Rausch.)

Die Äußerungen dieser Gehirnkrankheit sind sehr verschiedenartige. Nur einige hervorstechende seien genannt: übermächtige Stimmungen trauriger oder fröhlicher Art ohne genügenden äußeren Anlaß, die bis zu dumpfem Hinbrüten, angstvoller Unruhe oder dem Gefühl höchster Kraft, ja Raserei sich steigern können. Damit verbinden sich dann häufig sog. Sinnestäuschungen (Illusionen, Hallucinationen), eine Art Traumbilder in wachem Zustand, wobei die Organe die Vorstellungen auf eigne Hand vollziehen, ohne die sonst dieselben veranlassenden Gegenstände. Bei stärkeren und länger andauernden Leiden ändert sich auch die Gehirnmasse selbst. Häufig beobachtet man eine periodische Wiederkehr der krankhaften Erscheinungen. Mit alledem wird für den Kranken die Welt eine ganz andere, als sie war, und als sie wirklich ist. Er sucht nach Gründen dafür; statt sie in sich zu erkennen, sucht er sie in der Umgebung. Es setzen sich unrichtige, oft die sonderbarsten Gedanken in ihm fest (fixe Ideen).

Als Ursache ist nicht vorzugsweise eignes Verschulden anzunehmen, wenigstens nicht mehr, aber freilich auch nicht weniger als bei andern Krankheiten; namentlich ist es ungerechtfertigt, aus der Art, wie sich die Krankheit äußert, auf die Art und Natur des gesunden Menschen Schlüsse zu ziehen. Dadurch kann man sich schwer an dem Kranken versündigen. Als thatsächliche Ursachen sind anzusehen: ernstere körperliche Leiden irgend welcher Art, die eine Rückwirkung auf Nerven und Gehirn ausüben können, langandauernde geistige resp. Gehirnüberanstrengung oder plötzliche Erschütterung (neben andern auch religiöse Überreizung, die unverständig behandelt wird), nutzloses, planloses oder lasterhaftes Leben (namentlich Trunksucht und Fleischessünden), endlich Vererbung oder Ehen unter Verwandten.

Geschichte. Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts war die Fürsorge für die Irren eine mehr als ungenügende, oft gradezu unsinnige oder grausame Behandlung. Man war zufrieden, wenn man sie untergebracht und unschädlich gemacht hatte. Das geschah in Kranken-, Siechen- und Armenhäusern aller Art, oft auch in Gefängnissen.

Die erste für Irre eigens eingerichtete Anstalt ist das St. Lukas-Hospital in London 1751.

Die größte Änderung des Heilverfahrens bewirkte der französische Arzt Pinel (1745—1826), der den Kranken im Bicêtre (Zwangsarbeits- und Irrenanstalt in Paris) die Ketten abnahm und unter Spott und Hohn und vielen Schwierigkeiten dies menschliche Verfahren beibehielt.

Noch konsequenter führte dies Verfahren der englische Arzt Conolly Anfang dieses Jahrhunderts durch. Seitdem ist dies Verfahren als sog. No-restraint-System (Heilverfahren ohne Anwendung von Zwang) überall in Geltung gekommen.

Unter den deutschen Irrenärzten der jüngsten Vergangenheit sind namentlich Dr. Zeller in Winnenthal und Dr. Roller in Illenau (Baden) zu nennen, die sowohl durch hervorragende fachliche Begabung wie durch christliche Gesinnung sich auszeichneten.

Diakonissenpflege genießen die Kranken namentlich auch in der Heilanstalt für evangelische weibliche Gemütskranke in Kaiserswerth. — Die Diakonenanstalt Nazareth bei Bielefeld verwendet ihre Brüder auch vielfach in der Irrenpflege.

Einrichtung und Arbeit. Die Einrichtungen des Irrenhauses sind im allgemeinen die des Krankenhauses, mit denjenigen Abänderungen, welche der besondere Zustand dieser Krankenklasse fordert (also Ökonomie, ärztliche Behandlung, seelsorgerliche Arbeit, Einteilung nach Geschlecht, Krankheitsformen, Verpflegungsklassen, Trennung der Heilbaren und Unheilbaren 2c.).

Die Hauptsache ist: Versetzung des Kranken in solche Umgebung, welche ihm alle Schädlichkeiten fernhält und alle heilsamen Einflüsse zuführt. Diese Versetzung bewirkt nicht selten bald eine sog. „Hospitalbesserung", die deshalb aber noch nicht immer standhält oder wirklich durchgreifend ist.

Von Wichtigkeit ist es, daß sich der Kranke in der Anstalt heimisch fühlt, daß ihm also alles Heilsame, was ihm die eignen Verhältnisse boten, auch hier geboten wird. Von diesem Standpunkt aus sind alle Irrenärzte für die Abhaltung von regelmäßigen Gottesdiensten, auch wenn sie sonst dem göttlichen Wort kühl oder feindlich gegenüberstehen. Gotteshaus, Gottesdienst, ein Pastor gehören nun einmal so sehr zu den gewohnheitsmäßig bei uns vorhandenen Dingen, daß ihr Fehlen dem Kranken ein Gefühl der Fremde verursachen, ihn glauben lassen könnte, er sei „plötzlich in ein heidnisches Land versetzt". Das muß vermieden werden. Deshalb haben die Gottesdienste auch in unchristlichen Irrenanstalten nach der Meinung der Ärzte ihre Bedeutung. Wir wissen freilich, daß die Kraft des göttlichen Wortes sich weit über dies durch die Gewohnheit ihm eingeräumte Gebiet hinaus geltend macht.

Dagegen verhalten sich die unchristlichen Irrenärzte unbedingt ablehnend gegen die Ausübung einer eingehenden Seelsorge. Thatsächlich ist ja eine solche sehr schwierig, muß von seiten des Geistlichen mit Einsicht, Vorsicht, Takt, Hand in Hand mit dem Arzt geübt werden. Auch darf die betr. Stelle nicht als eine Durchgangsstelle angesehen werden. Wer hier im Segen arbeiten will, muß wachsen durch die Erfahrung der Jahre.

Von besonderer Bedeutung ist die Wirksamkeit der Geistlichen für das Personal. Damit dasselbe in seinem schweren Beruf in Geduld und Treue aushalte, ist die Nährung mit dem Brot des Lebens durchaus nötig.

Warum befindet sich der Kranke in einer gut geleiteten Anstalt thatsächlich am besten? In den ganz gewohnten Verhältnissen fühlt er sich, der sich selbst so verändert hat, am unglücklichsten, da er nicht mehr den gewohnten Platz ausfüllen kann. Durch falsches Mitleid, oder falsche Ansprüche, kurz: unverständige Behandlung geschieht viel, was ihn zurück-

bringt, statt fördert. Das ganze Heer der Laienvorurteile läßt die Heimat als meist ungeeigneten Aufenthalt erscheinen, da sich dort diese Vorurteile meist ganz ungehemmt geltend machen, dem Kranken schaden, ihn peinigen. Der Kranke bedarf Ruhe, Unterordnung unter unausweichliche Vorschriften, eben Behandlung als Kranker. Je früher deshalb die Versetzung in eine Anstalt, desto besser. Meist zögert man damit zu lange. Von frischen Fällen, d. h. solchen, die noch nicht ein Jahr alt sind, werden wohl zwei Drittel geheilt. — Sehr oft aber wird noch im Moment der Überführung in eine Anstalt schwer an dem Kranken gesündigt: durch falsche Vorspiegelungen, man wolle eine Vergnügungsreise machen ꝛc. Der Betrug rächt sich durch Mißtrauen, durch den Gedanken, man halte ihn widerrechtlich in der Anstalt fest, was für die Heilung höchst schädlich wirkt. Wahrheit, wenn auch in schonender Form, ist hier das einzig richtige. In schwierigen Fällen steht ja Hilfe durch kundiges Personal bei der Reise zu Gebote.

Was geschieht nun in der Heilanstalt mit den Kranken? Ein Mittel gegen Geisteskrankheit, wie Chinin gegen das Fieber, giebt es nicht. Vielmehr muß, da Geisteskrankheit meist mit dem Gesamtbefinden zusammenhängt, auf dieses vornehmlich eingewirkt werden. Dazu gehört alles, was das leibliche Leben stärkt und normal erhält: richtige Ernährung, Verdauung, Schlaf ꝛc. Ferner alles, was das geistige Behagen hebt: Ruhe, Ordnung, Beschäftigung, Fernhaltung aufreizender Eindrücke. Wenig Wert legt man dagegen neuerdings auf die direkte Bekämpfung der krankhaften Ideen.

Zu alledem wirkt in erster Linie die Persönlichkeit des Arztes mit, von seiner sachkundigen Einsicht, seinem überlegenen Charakter, seinem ruhigen Willen hängt sehr viel ab. Hand in Hand mit seiner Thätigkeit muß in betr. Fällen die des Seelsorgers gehen. Das Personal hat möglichst genau die Vorschriften des Arztes auszuführen. Nicht ohne Einfluß sind auch die Beziehungen zur Außenwelt: Briefe und Besuche der Verwandten, Freunde, die aber gerade wegen dieses Einflusses völlig unter Kontrolle des Arztes stehen müssen.

Schwierigkeiten und Gefahren. Die meisten und schlimmsten stammen her aus den Vorurteilen der Laien in Bezug auf Irrsinn und Irrenanstalten. Im ganzen und einzelnen richtige Anschauungen zu verbreiten, ist deshalb eine wichtige Aufgabe. So muß z. B. von Irrsinn im einzelnen Fall ganz offen und einfach geredet und ein Krankheitsfall derart nicht wie ein Verbrechen verheimlicht und vertuscht werden; man muß es aussprechen, daß die Kranken in den Anstalten nicht mit Knebel und Peitsche behandelt werden ꝛc. Jahrhunderte haben an der Einbürgerung dieser falschen Meinungen gearbeitet, kein Wunder, daß sie in Jahrzehnten nicht zu beseitigen sind.

Ein schweres Unrecht wird oft durch späte Verbringung in eine Anstalt begangen. Man sagt dann: „so schlimm ist der Kranke noch nicht.“ Gerade dann ist ja für seine Heilung noch alles zu hoffen, aber auch alles zu thun.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Nicht weit von Antwerpen, mitten in der belgischen Heide, der Kampine, liegen mehrere

Städtchen und Dörfer, deren größtes Gheel heißt, im ganzen etwa 12 000 Einwohner fassend. Hier besteht eine starke Irrenkolonie. Seit etwa 1000 Jahren haben Irre hier ihre Zuflucht gehabt; zuerst suchte man sie auf wegen einer wunderthätigen Heiligen, deren Grab selbst Heilkraft ausübte. Die Kranken fanden Aufnahme in den Häusern der Bewohner, lebten und arbeiteten mit ihnen. In dieser Jahrhunderte dauernden Schule bildete sich eine Art geborenes Wärterpersonal. So gut die frei erwachsene Einrichtung ist, so wenig läßt sie sich beliebig an einen andern Ort verpflanzen. Die Heide fände sich wohl, aber die Bevölkerung!

Außerhalb Deutschlands, so in Frankreich und England, hat man auch lohnende Versuche mit den freieren Verpflegungsformen gemacht: Ackerbaukolonieen für Geisteskranke (Fitz-James bei Clermont mit 1000 Patienten) oder Unterbringung derselben in gut empfohlene und kontrollierte Familien. Selbstverständlich kann es sich hierbei nur um gewisse Formen der Krankheit, namentlich die leichteren, handeln.

Mit vielen Irrenhäusern sind auch Hilfsvereine verbunden, der älteste in Nassau 1829. Unterbringung der Entlassenen in geeignete Umgebung, Aufklärung des Publikums in betreff der Vorurteile ꝛc. ist ihre Aufgabe.

Ziel und Segen. Vergl. Krankenhaus.

Siebentes Kapitel.

Verbreitung christlicher Litteratur.

§ 41. Bibelsache.

Notstand. Derselbe ist ein mannigfaltiger. Er besteht zunächst in einem Mangel von durchgängigem Besitz der Schriftexemplare. In Deutschland, wo die Bibel zugleich Schulbuch ist, ist schon deshalb die Verbreitung der Bibel eine ziemlich starke. Doch trifft der aufmerksame Beobachter immer noch auf betrübend viele Fälle, in denen keine Bibel im Haus ist. — Sodann mangelt's aber auch beim Bibelbesitz oft am Bibelgebrauch. Das betr. Exemplar wird sorgsam verschlossen gehalten, damit der schöne Einband nicht verdirbt, oder liegt mißachtet im Winkel und verkommt im Staub. — Doch selbst an manchen Stellen, wo die Bibel gebraucht wird, fehlt's namentlich in Bezug auf viele Einzelheiten oft am rechten Verständnis. Dazu tragen auch etwas die Mängel der lutherischen Bibelübersetzung bei, welche zwar im ganzen ein Meisterwerk ohnegleichen, auch in Bezug auf alles, was fürs Seligwerden nötig, den richtigen Sinn wiedergiebt, doch aber, namentlich im Alten Testament (sonderlich im Buch Hiob) an Ungenauigkeiten leidet, die das richtige Verständnis dessen, was Gottes Geist wirklich durch die heiligen Männer geredet hat, unmöglich machen. Bei grübelnden Naturen entstehen dann aus solchen mißverstandenen Schriftstellen die sonderbarsten Meinungen. — Die unglaubliche religiöse Unwissenheit unserer Tage hat in dem Mangel an Bibelsitte, Bibelverständnis, Bibelleben zum guten Teil ihren Grund.

Geschichte. Die Namhaftmachung der Förderer der Bibelsache in der modernen Zeit muß füglich mit Luther beginnen, der nicht nur die klassische Übersetzung der Schrift ins Deutsche schuf und dadurch auch für andere das Vorbild abgab zur Übertragung der Bibel in verschiedene Landessprachen, sondern auch durch die Wiederentdeckung der alten Wahrheit von der Gerechtigkeit des Sünders aus Gnaden durch den Glauben den Schlüssel zum rechten Schriftverständnis darbot.

Wie der Pietismus überhaupt für Einführung des Evangeliums ins Volksleben viel gethan hat, so sehen wir auch durch den Freund A. H. Franckes, den Freiherrn v. Canstein, die erste Bibelanstalt für Druck und Verbreitung der Bibel 1712 zu Halle gegründet. Erst hundert Jahre

später fand sie Nachfolge in der Stuttgarter 1812; hierauf wurde die preußische Hauptbibelgesellschaft zu Berlin gegründet (1814) und seitdem eine ganze Anzahl, so daß es jetzt 25 in Deutschland giebt.

Die größten Verdienste um direkte Bibelverbreitung, wie auch um Anregung und Weiterführung vieler ähnlicher Bestrebungen hat die Britisch-Ausländische Bibelgesellschaft sich erworben. Sie ist 1804 in London gestiftet worden. Sie verbreitet nur Bibeln ohne Apokryphen. Seit ihrem Bestehen hat sie etwa 9 Mill. Pfund Sterling aufgewendet. Sie hat die Bibel in über 200 Sprachen, in über 160 zum erstenmal, ausgegeben.

Die katholische Kirche ist den Übersetzungen der Schrift in die Landessprachen abgünstig, verbietet den Laien das Bibellesen, hat eine 1805 in Regensburg gegründete Katholische Bibelgesellschaft schon 1817 wieder aufgelöst und beurteilt evangelische Bibelgesellschaften als frevelhafte Unternehmungen. Eine katholisch-deutsche, von den Bischöfen unter gewissen Bedingungen erlaubte Bibelübersetzung ist z. B. von Leander van Eß in Marburg hergestellt worden.

Einrichtung und Arbeit. Die Bibelgesellschaften legen das Hauptgewicht bei ihrer Arbeit naturgemäß auf Herstellung und Verbreitung der Bibel.

Bei der Herstellung wollen aber gewisse Vorfragen erledigt sein, über deren Beantwortung auch unter den Kundigen nicht überall Einverständnis herrscht.

So hat die Frage, ob Bibeln mit oder ohne Apokryphen hergestellt werden sollen, in früheren Jahrzehnten sowohl in England wie in Deutschland manche ernste Kämpfe verursacht und ist in England im ganzen gegen, in Deutschland im ganzen für die Beibehaltung derselben entschieden worden. (Selbstverständlich hier unter der bekannten Einschränkung „nützlich und gut zu lesen, aber der heiligen Schrift nicht gleich zu achten".)

Was die Zulassung von andern Beigaben anlangt, so drucken die Bibelgesellschaften lediglich den Text, höchstens mit einigen Karten, einer Vorrede, einem Verzeichnis der seltenen und unverständlichen Wörter ꝛc. ausgestattet. Anmerkungen, die eine Auslegung geben, sind hier überall abgewiesen. Auch haben sich die Bibelgesellschaften nicht darauf eingelassen, für den Gebrauch in Schule und Familie einen Bibelauszug herzustellen.

Neuerdings bewegt die Bibelrevisionsfrage lebhaft die Gemüter. In England und Frankreich hat die Revision der Bibel in den betr. Landessprachen nur großes Interesse, in Deutschland Kampf erregt. In der That ist auch unsere Übersetzung von viel größerer Bedeutung, als die englischen und französischen Übersetzungen es sind. So ist die größere Erregung begreiflich. Der gegenwärtige Stand der Sache ist dieser: nach jahrzehntelangen, durch Pastor Mönckeberg in Hamburg angeregten Arbeiten hervorragender Gelehrten und Kirchenmänner Deutschlands liegt jetzt eine von der Canstein'schen Bibelanstalt besorgte sog. „Probebibel" vor, deren Text nach einigen Jahren endgültig festgestellt und dann wohl

von den meisten Kirchenregierungen für den Gebrauch erlaubt werden wird. Verboten ist sie bis jetzt für den kirchlichen Gebrauch in Mecklenburg.

Die Verbreitung der Bibeln geschieht in der Weise, daß alle Bibelgesellschaften, je an ihrem Centralort, ein Hauptlager unterhalten, dessen Betrieb bei den größeren Gesellschaften von eigenen Beamten (Theologen und Geschäftsleuten) verwaltet wird. Von hier aus werden Kolporteure ausgesandt, der Buchhandel wird, soweit nötig, mit Exemplaren versorgt, namentlich aber werden einzelne kleinere Depots oder Zweigagenturen in Stadt und Land bei Pastoren, Lehrern, sonstigen Freunden der Sache eingerichtet und unterhalten. Die letztere Weise hat sich als kostenlos, sicher und wirksam erwiesen.

Die Einwirkung auf den rechten Bibelgebrauch und eingehenderes Bibelverständnis haben die Bibelgesellschaften meist nur nebensächlich (durch Kolporteure, Bibelfeste, Reiseagenten 2c.) versuchen können, im großen und ganzen aber anderen Arbeitskräften überlassen müssen: der Kirche (Schriftauslegung in der Predigt, neue neben den alten zu benutzende Perikopenreihen, Bibelstunden, Darbietung einer Traubibel), dem Haus (Hausandacht, einsame und gemeinsame Lesung der Schrift), der Schule (biblische Geschichte, Spruch, Bibelkunde). — Auch in verschiedenen Zweigen der inneren Mission hat Bibelgebrauch und Bibelverständnis gefördert werden können: Sonntagsschulen und Vorbereitungsstunden dazu, Bibelbesprechungen in Jünglings- und Männervereinen, mancherlei religiöse Versammlungen, in denen ein Schrifttext Ausgangs- oder Mittelpunkt bildet 2c.

Die Schärfung des Bibelverständnisses mußte fast ganz der Privatschriftstellerei überlassen bleiben, wenngleich die Traktat- und Büchervereine die Hand zur Verbreitung solcher Schriften eifrig geboten haben. Es seien hier einige der wichtigsten populären Bücher derart genannt: eine Konkordanz als Spruchregister (z. B. von Büchner), biblische Wörterbücher (zwei verschiedene von Zeller), Bibelerklärungen (von Richter, Gerlach, Dächsel, Couard).

Auch die verschiedenen Bibellesezettel sind für Bibelgebrauch und -Kenntnis von Bedeutung.

Schwierigkeiten und Gefahren. Verglichen mit dem ungeheuren Segen, welchen die weite Verbreitung, der Gebrauch und das Verständnis der Schrift bringen, sind die Gefahren und Schwierigkeiten dabei kaum der Rede wert. Sie werden um so mehr schwinden, je mehr es gelingt, die Schrift aus einem Lern- und Lehrbuch zu einem Lebensbuch zu machen.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Alle Bestrebungen, welche sich auf Verbreitung guter Lektüre erstrecken: Dieselben sind eigentlich vielfach nichts anderes, als der verlängerte Arm der Bibelgesellschaften und werden ihre Aufgabe um so mehr für erreicht halten, je mehr sie das Lesen der Bibel zuwege gebracht, aus dem Bach zur Quelle gewiesen haben.

Ziel und Segen. Das Wort Gottes ist das „Brot des Lebens", „der geschriebene Christus", „der Träger des Geistes Gottes". Immer

inniger mit demselben vertraut zu werden, ist deshalb die segensvollste Aufgabe, von entscheidender Bedeutung für Leben, Leiden, Sterben, Seligwerden. Alles, was dazu hilft, verdient unsere wärmste Liebe und eifrigste Förderung.

§ 42. Traktat- und Schriftensache.

Notstand. Verhältnismäßig weitere Kreise, als man vom Standpunkt etwa des Stadtbewohners glaubt, lesen in unserm Volk außerordentlich wenig, nachdem sie einmal die Schule verlassen haben. Das Leben geht hin in täglicher anstrengender körperlicher Arbeit, die einzige geistige Anregung bietet dann im besten Fall der Sonntagsgottesdienst. Solch einem Leben fehlen doch gar zu sehr die unsere Zeit beherrschenden geistigen Antriebe und Nahrungsmittel.

Freilich ist ein derartiges Dasein ein unvergleichlich glücklicheres und besseres als die entgegengesetzte Weise, wonach eine Fülle von ungesichtetem oder gar seichtem und schlechtem Lesestoff dem Einzelnen und der Familie zuströmt in der Form der Tagesblätter, illustrierten und andern Zeitschriften, Broschüren, Romanen, Büchern zur Verbreitung allgemeiner Bildung, — von gottfeindlichen, umstürzlerischen Schund- und Schandschriften, sowie Schauerromanen noch abgesehen. Der Bildungsphilister, der sich mit solchem Lesefutter abgiebt, nimmt entweder nur eine gewisse Sorte ganz trivialer, phrasenhafter, charakterloser Zeitungsware in sich auf — und wird dann zu einem ganz kopflosen Echo dieses Schellengeklingels, — oder die von allen Tischen nippende, mit aller vorhandenen oberflächlichen Geistesnahrung sich anfüllende Gier wird zur Leidenschaft, die schon manchen, namentlich unter der Jugend und aus dem weiblichen Geschlecht, ernstlich geschadet hat.

Der geistigen Stumpfheit, die nichts, und der fieberhaften Lebendigkeit, welche alles liest, ist nur mit gesunden Schriften wahrhaft gedient, die dort Leben wecken, hier schlechten Lesestoff verdrängen können.

Geschichte. Die Verbreitung von Schriften unter größere Kreise des Volks hat zur Voraussetzung, daß dieselben leicht in Menge hergestellt und bei einiger Agitation dafür vom Volk eifrig begehrt, abgenommen und gelesen werden. Dies letztere wird immer am ehesten in solchen Zeiten der Fall sein, wo das Volksleben tiefer bewegt ist.

Die Massenherstellung war mit der Erfindung der Buchdruckerkunst möglich geworden, die Kunst des Lesens mit der durch die Reformation begründeten Volksschule in weitere Kreise gedrungen, die Bewegungen des Volksgeistes mit ihrem auf und nieder gehenden Wellenschlag sind durch die verschiedenen Zeitalter der modernen Geschichte bezeichnet. Speziell die Traktatlitteratur fordert zu ihrem Gedeihen religiös bewegte Zeiten.

Ein „Traktat" ist eine kleine christliche Volksschrift. Als den ersten Traktatschreiber in unserem Sinn kann man Dr. Luther bezeichnen, der eine ganze Reihe von Schriften zur Massenverbreitung verfaßt hat. Neben ihm waren viele seiner Freunde und Mitarbeiter in ähnlicher Weise thätig. (Berühmt ist der italienische Traktat „von der Wohlthat Christi".)

Auch die pietistische und methodistische Zeit war fruchtbar an Traktaten (Francke, Baxter, Bunyan).

Die jetzige Blüteperiode des Traktatwesens hat ihre Anfänge in der Persönlichkeit der frommen englischen Schriftstellerin Hanna More, welche den Broschüren, die den Geist der französischen Revolution nach England verpflanzen wollten, etwas Wirksames entgegenzusetzen sich bemühte. Bald (1799) entstand die Londoner Traktatgesellschaft, welche auf diesen Zweig der Litteratur einen ähnlichen Einfluß gewann wie die Londoner Bibelgesellschaft in der Bibelsache. Namentlich auch durch Anregung anderer Traktatgesellschaften, die sich dann zum Teil auch Beschaffung und Verbreitung anderer guten christlichen Litteratur angelegen sein ließen, zum Teil besondere Unternehmungen für letzteren Zweck neben sich entstehen sahen. Die wichtigsten derselben in Deutschland sind: der Christliche Verein im nördlichen Deutschland seit 1811, der Evangelische Bücherverein in Berlin seit 1845, die Evangelische Bücherstiftung in Stuttgart, der Calwer Verlagsverein, 1833 von Dr. Barth gegründet, die Agentur des Rauhen Hauses, die Wupperthaler Traktatgesellschaft seit 1814, der Hauptverein für christliche Erbauungsschriften in den preußischen Staaten zu Berlin seit 1814, die Niedersächsische Traktatgesellschaft seit 1820 in Hamburg, der Verein zur Verbreitung christlicher Schriften in Basel seit 1834, eine Abteilung der Gesellschaft für innere Mission im Sinn der lutherischen Kirche in Bayern seit 1850.

Einrichtung und Arbeit. Der äußere Apparat eines Traktat- und Büchervereins ist ein ziemlich einfacher, wenigstens in den kleineren Vereinen, wie wir sie in Deutschland haben: einige Zimmer zur Aufnahme des Schriftenlagers, das von einem kaufmännisch oder buchhändlerisch geschulten Manne verwaltet und dessen Schätze von ihm unter Hinzunahme von Gehilfen im einzelnen verkauft, durch Kolportage vertrieben oder in Partieen an Buchhändler resp. Zweigagenturen versendet werden. Über den ganzen Betrieb wird sorgsam Buch geführt.

Das eigentliche Triebrad des Ganzen ist der Vorstand, der aus möglichst sachkundigen, in der Haupttendenz zusammenstimmenden, arbeitsfreudigen Mitgliedern bestehen muß. Denn ihm liegt ob: die Herstellung neuer Traktate resp. Veranlassung ihrer Abfassung, die kritische Beurteilung sowohl vorgelegter Manuskripte wie anderwärts gedruckter Schriften, ob sie unter die Zahl der zu verbreitenden aufzunehmen seien. Das setzt eine sorgsame und fleißige Thätigkeit voraus.

Welche Anforderungen sind nun an eine derartige kleinere oder größere Schrift zu stellen? Sie muß rein in der Lehre sein. Falsche, verwaschene, unevangelische, sektiererische Meinungen wird ein Verein nicht verbreiten wollen, der selbst auf dem Boden der Wahrheit steht. Aber der korrekteste Inhalt würde noch nicht ausreichen, eine Schrift aufzunehmen, sie muß zugleich in der Form und Schreibweise dem Leserkreis angemessen, volkstümlich, einfach, frisch, klar, darf namentlich nicht langweilig sein. — Allen diesen Anforderungen zu genügen, ist nicht leicht. Doch muß auf deren Erfüllung gehalten werden, wenn der Zweck erreicht werden soll.

Der Verbreitung wird es förderlich und auch sonst angemessen sein, wenn

die Schriften in hübschem Gewand (guter Druck, weißes Papier, unter Umständen mit guten Bildern geziert) erscheinen.

Den regelmäßigen Abnehmern und Freunden der Sache ist ein Katalog in die Hand zu geben, in welchem alle Traktate nach ihrem Inhalt in verschiedene Klassen geordnet und jeder einzelne mit einigen charakterisierenden Worten versehen ist, damit man für seine Zwecke leicht das Passende aussuchen kann.

Am wichtigsten für die Verbreitung ist die Einrichtung von rührigen Zweigagenturen, die im kleineren Kreis den Vertrieb besorgen, unterstützt durch ihre Orts-, Personen- und Verhältnissekenntnis. Auch die Kolportage kann hier wirksam werden.

Der Einzelne, sei er Pastor oder Lehrer, Stadtmissionar oder Diakonissin oder einfaches Gemeindeglied, oder wer er sei, sollte Traktate nie verschleudern, aufs Geratewohl auswerfen und dabei ganz dem Zufall überlassen, ob sie gefunden und gelesen werden, an den rechten oder falschen Mann kommen. Wenn Gott auch solche thörichte Weise segnet, so macht er eben wieder gut, was Menschen dumm gemacht haben. Aber wir dürfen doch nicht Böses (oder Verkehrtes) thun, daß Gutes daraus komme. Am richtigsten ist es, nur an solche Menschen Traktate zu geben, mit denen man schon irgendwie auf anderem Wege eine gewisse Fühlung gewonnen hat; damit hängt aufs engste die andere Forderung zusammen, daß man nur solche Schriften austeilt, die man selbst zuvor gelesen hat, damit man auch beurteilen könne, ob sie für den vorliegenden Fall die richtigen sind.

Schwierigkeiten und Gefahren. Sie kommen zum Vorschein bei der Herstellung und Verbreitung der Schriften.

Man hat namentlich in früherer Zeit, aber auch jetzt noch, garzuviel geradezu jämmerliches Zeug drucken lassen. Man wollte eine möglichst schnelle Wirkung auf die Menge erzielen und glaubte die Menge und Mannigfaltigkeit der Schriften thäte es. Zu dem Zweck wurden sie massenhaft, förmlich fabrikmäßig hergestellt, hatte man keine deutschen, so übersetzte man deren aus dem Englischen, vielfach solche, welche an sich nichts nütze waren oder doch für deutsche Verhältnisse nicht paßten: phrasenhafte, geschraubte, methodistische, täppisch-zufahrende, innerlich unwahre Bekehrungsgeschichten und Ermahnungen, welche jeden Menschen von gesundem geistlichem Geschmack abstoßen mußten, dem Feind des Glaubens nur ein Gegenstand des Spottes sein konnten. — Neuerdings hat man diese Weise mehr und mehr verlassen. Aber es ist noch lange nicht aller Sauerteig ausgefegt.

Ebenso verkehrt ist die Verschleuderung der Traktate, bei der man vergißt, daß nicht das Hinausgeben der Geistesnahrung, sondern erst die Aufnahme den Segen verheißt. So muß man doch also wenigstens in betreff der äußerlichen Annahme sicher gehen, wenn man nicht mit den gottgeschenkten Mitteln Mißbrauch treiben und von dem Wert des also Weggeworfenen selbst abschätzige Gedanken erwecken will.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Vergl. sämmtliche Arbeiten dieses Kapitels.

Ziel und Segen. Thunlichste Verdrängung schlechter Lektüre,

Weckung des Geschmacks an gutem Lesestoff, Ausstreuung vieler edler Samenkörner geistlichen Lebens. — Wenn das gesprochene Wort, der unmittelbarste Ausdruck der Persönlichkeit, berufen ist, in erster Linie eine zündende schöpferische Wirksamkeit auf geistlichem Gebiete zu üben, so hat doch auch das geschriebene Wort seine eigentümlichen Vorzüge und Wirkungsweisen. Etwas Gedrucktes kann man wieder und wieder lesen zur tieferen Einprägung, zu erneutem Genuß. Die Schrift dringt in eine Ferne, wohin das gesprochene Wort nie reicht; es vervielfältigt bis zu einem gewissen Grad die Person des Redenden ꝛc. Die Geschichte der Kirche ist dessen Zeuge, welch reichen Segen Gott auf das geschriebene und gedruckte Wort gelegt hat.

§ 43. Volksbibliothek.

Notstand. § 42.

Geschichte. Den Kern der Volksbibliothek bilden die Werke der speziell für das Volk (d. h. in diesem Fall für die nur durch Elementarschulen Gebildeten) und seine Bedürfnisse poetisch schaffenden christlichen Dichter. Sie haben nicht alle gleich Gutes geschrieben und auch unter den einzelnen Büchern, namentlich der viel schreibenden Verfasser, ist ein Unterschied zu machen, aber im ganzen bildet doch der von ihnen angeschlagene Ton den Maßstab des für das Volk Geeigneten.

Wir nennen von denen der jüngsten Vergangenheit: Pfarrer Albert Bitzius im Kanton Bern, † 1854, der mit überaus scharfer Beobachtung und reicher Phantasie in kräftiger, zuweilen selbst mehr als derber Sprache das Dorfleben seiner Heimat zu Warnung und Mahnung vorhält, wobei für den norddeutschen Leser allerdings die zahlreichen speziell schweizerischen Wörter störend, weil unverständlich sind. Pfarrer Rudolf Oeser in Hessen, † 1859 (Schriftstellernamen O. Glaubrecht), zeichnet in lieblicher Schilderung mit poetischem Hauch und großem, sittlichem Ernst die Licht- und Schattenseiten des Volkslebens im Dorf und in der kleinen Stadt seines Hessenlandes. Pfarrer Caspari, zuletzt in München, † 1861, hat nur wenig, aber lauter Treffliches geschrieben, in körniger und doch schlichter Sprache, Begebenheiten aus ferner liegenden Zeiten und Ländern überaus anschaulich und ergreifend darstellend. Pfarrer Wilhelm Oertel aus Horn im Hunsrück (daher Schriftstellernamen W. O. von Horn), † 1867, hat sehr viel geschrieben, was zuweilen etwas fabrikmäßig geraten ist; aber er besitzt ein Talent fließender Erzählung, verbindet Heimisches und Fremdes, Poetisches und Geschichtliches und wird gern gelesen. Kirchenrat C. A. Wildenhahn, † 1868 zu Bautzen, hat Dorfgeschichten aus dem Erzgebirge und namentlich mehrere treffliche kirchliche Lebensbilder in novellistischer Einkleidung gegeben. Dekan Karl Stöber in Pappenheim, † 1865, erzählt aus dem Altmühlthal mit liebenswürdigem Humor. Professor Gotth. H. von Schubert, † 1860 in München. Pfarrer Wilhelm Redenbacher, † 1876. Dr. Christian Gottlob Barth in Calw, † 1862.

Von Lebenden seien genannt: Pastor N. Fries in Holstein, Hofprediger E. Frommel in Berlin, Gustav Jahn, Vorsteher der Züllchower Anstalten in Stettin, Pastor A. Nietschmann (Arnim Stein) in Halle.

Um die geistigen Erzeugnisse dieser im engeren Sinn sog. christlichen Volksschriftsteller, als um ihren Kern, sammeln sich dann in der Volksbibliothek eine Fülle von Einzelwerken dieses oder jenes Autors erzählenden oder belehrenden Inhalts, an denen in Deutschland kein Mangel ist.

Unter den Bibliotheken kann man zwei Arten unterscheiden: diejenigen für das Volk im oben angegebenen Sinn, deren sind weitaus die meisten; und diejenigen für die christliche Familie, auch zugleich die Ansprüche der Gebildeten befriedigend, wie es solche z. B. in Dessau und Stuttgart giebt.

In Württemberg und Sachsen ist von Staats wegen viel für Volksbibliotheken geschehen.

Einrichtung und Arbeit. Wer eine Volksbibliothek einrichten will, kann sich, falls es nur eine solche von geringem Umfang (etwa 100 Bände) sein soll, nach den Zusammenstellungen richten, welche von Schriftenvereinen ꝛc. zu dem Zweck gemacht worden sind (vor bloß buchhändlerischen Anpreisungen hat man sich zu hüten, denn die empfehlen zunächst alles, was im eignen Verlag erschienen ist). Soll eine größere Bibliothek hergestellt werden, wird man sich selbständiger Einsichtnahme in die betreffende Litteratur nicht entziehen können, wobei indessen mancherlei Kataloge und andere Hilfsmittel gute Dienste leisten.

In betreff der Auswahl ist der Grundsatz festzuhalten: die größte Mehrzahl muß gute Unterhaltungslektüre sein. Von den belehrenden dürfen nur solche von allgemeinem Interesse aufgenommen werden. Weder spezielle Fachschriften, noch solche, welche bei rechtem Gebrauch Eigentum des Betreffenden sein müssen, wie Predigt- und Andachtsbücher, dürfen Geld und Raum wegnehmen. Für Religion, Moral, Kirche und Staat gefährliche sind unbedingt auszuschließen.

Für die Verwaltung gilt als Grundsatz, daß der Bibliothekar gut in seinen Schriften Bescheid wissen muß. Er muß alle vorhandenen gelesen haben, um beim Ausleihen mit Rat an die Hand gehen und die nötigen Hinweise geben zu können. — Für das Ausleihen und Wiederbringen der Bücher müssen bestimmte Stunden angesetzt und pünktlich innegehalten werden. Auch im Anschreiben sowie überhaupt in der ganzen Führung der Sache muß die größte Pünktlichkeit herrschen, wenn nicht heillose Verwirrung einreißen und die Bibliothek Verluste erleiden soll. Die Einbände müssen solide sein und auf ihre rechtzeitige Erneuerung muß gehalten werden. Die Benutzung der Bibliothek muß gratis oder doch so billig wie irgend möglich sein. — Am besten ist ein Verein der Inhaber derselben, damit nicht alles auf den zwei Augen des zeitweiligen Verwalters und bei Wegzug oder Tod desselben die Existenz der Bibliothek in Gefahr steht. — Nach gegenseitigem Übereinkommen kann ein zeitweiliger Austausch von Büchern unter verschiedenen Bibliotheken stattfinden.

Schwierigkeiten und Gefahren. Für den Inhalt der Bibliothek sind ungeeignete Bücher die größte Gefahr. Namentlich kann der Verwalter bei geschenkweise dargebotenen Büchern in Schwierigkeiten kommen. Ist Raum zur Unterbringung vorhanden und sind die betreffenden Bücher nur minderwertig, aber nach Inhalt und Geist nicht schlecht, so mag man sie immerhin einreihen. Ihrer Tendenz nach gefährliche und

schlechte sind aber entweder zurückzuweisen oder zu vernichten. Schon durch bloßes Aufstellen in der Bibliothek (mit dem Vorsatz des Nichtausleihens) kann Verkehrtes entstehen (in Vertretungsfällen ꝛc.).

Eine Bibliothek will mit großer Sorgfalt und Treue verwaltet sein. Dazu genügt nicht ein Feuereifer bei ihrer Begründung, sondern es ist zähe Ausdauer, peinliche Sorgsamkeit für weitere Instandhaltung und Nutzbarmachung nötig.

Beim Leser, namentlich dem jugendlichen, ist darauf zu achten, daß die Freude am Lesen nicht zur Lesegier ausartet.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Vergl. sämtliche Bestrebungen dieses Kapitels.

Ziel und Segen. Namentlich in kleineren, z. B. ländlichen Verhältnissen, hat der Leiter der Volksbibliothek die Regelung dessen, was die Leute lesen, wesentlich in der Hand und auch in städtischen Verhältnissen beeinflußt er dieselbe wesentlich. „Sage mir, was du liesest, und ich will dir sagen, wer du bist!" — darin liegt die große Bedeutung dieser Sache ausgesprochen. Ein Buch ist wie ein Freund, mit dem man umgeht. Es übt einen guten oder schlechten Einfluß aus. Der gute Einfluß besteht in Darbietung edler, geistiger Nahrung, durch deren Genuß der Geschmack an Schlechtem oder Seichtem verleidet wird, in Stärkung des häuslichen Sinnes und des Familienlebens, wenn etwa abends nach des Tages Arbeit sich alle Glieder des Hauses um ein gutes Buch sammeln. Dem Wort Gottes wird auf diese Weise der Weg gebahnt (während er durch schlechte Bücher verbaut wird) und das Licht der christlichen Wahrheit auch über entferntere Gebiete des menschlichen Lebens leuchten gelassen („alles ist euer, ihr aber seid Christi").

§ 44. Kolportage.

Es wird heutzutage eine eifrige Kolportage schlechter Litteratur (seichte, sozialistische, unmoralische Schriften) mit nur allzugroßem Erfolg betrieben. Welchen Ruf diese Litteratur genießt, geht schon aus der einen Thatsache hervor, daß der technische Name für den Schund- und Schauerroman „Kolportageroman" ist. — Im Gegensatz dazu hat man eine christliche Kolportage eingerichtet: verschiedene Centralvereine für innere Mission haben auch diese Arbeit als ihre Aufgabe angesehen, besondere Vereine haben sich für diesen Zweck gebildet, die christlichen Buchhandlungen ꝛc. haben ihre Bücher auch auf diesem Weg zu verbreiten gesucht.

Indessen hat sich gezeigt, daß — ehrenwerte Ausnahmen abgerechnet — die Mißstände des gewöhnlichen Kolportagewesens sich, gar leicht wenigstens, auch auf die christlichen Persönlichkeiten, wenn auch in mehrfach veränderter Weise, übertragen, welche aus dieser Arbeit einen Lebensberuf machen. Ein jahrelang dauerndes Reiseleben hat eigentümliche Gefahren, denen nur wenige Menschen gewachsen sind. So hat sich denn zur Vermeidung dieser Gefahren eine besondre Weise der Kolportage herausgebildet, deren Durchführung sich zudem für die dabei verfolgten Zwecke als völlig ausreichend, ja in mancher Beziehung die früher geübte Art übertreffend erwiesen. Man betreibt die Sache nämlich in klei-

nerem Kreise, etwa in einer Diöcese oder einer abgegrenzten Landschaft. Man stellt einen Bücherträger an, der nur einige Wochen im Jahre dieser Arbeit widmet, sonst aber seinem Gewerbe oder seiner Landarbeit obliegt. Es trifft sich gut, daß namentlich auf dem Lande die Zeit des Lesens, der Winter, zugleich die Zeit ist, in welcher manche Erwerbszweige fast ruhen, so daß Angehörige derselben für diese Nebenbeschäftigung zu haben sind. Diese läßt man gegen Weihnachten, vielleicht auch noch einmal gegen Ostern mit ihren Bücher- und Bilderschätzen in dem Kreis die Runde machen, und wenn der Mann einigermaßen Geschick für die Sache hat und Eifer entwickelt, pflegt der Erfolg nicht auszubleiben. Von entscheidender Bedeutung dafür ist freilich die Auswahl des Gebotenen: es muß gesunde und zugleich schmackhafte geistige Kost sein. Ein Mitglied des betreffenden Vereinsvorstandes pflegt dem Kolporteur die geeigneten Schriften zuzuweisen; mit der Zeit bildet sich ein Stock von gangbaren Artikeln heraus, der dann nur durch neue Erscheinungen versuchsweise ergänzt zu werden braucht. In seinem gesamten Thun untersteht der Kolporteur einer genauen Kontrolle, um der Ordnung willen und um seinetwillen. Er darf nur die ihm gestattete Ware führen, keinerlei Nebenzwecke verfolgen und muß von allem genaueste Rechenschaft geben.

Ähnliche Zwecke wie die Kolportage, d. h. Verbreitung guter Litteratur, verfolgen noch: der Zeitschriftenverein (z. B. in Berlin von Prediger Hülle, in Basel von Burckhardt-Zahn), der billig oder gratis Zeitschriften in Krankenhäuser, Gefängnisse 2c. abgiebt; die Predigtverteilung an Sonntagslose, wie sie namentlich in Berlin von Hofprediger Stöcker und Prediger Hülle und von da auch anderswo geübt wird.

Achtes Kapitel.

Kampf gegen soziale Notstände.

§ 45. Stadtmission.

Notstand. Alle in den früheren Paragraphen dargelegten Notstände haben eine soziale, d. h. eine mit der Gesamtheit der menschlichen Gesellschaft oder des einzelnen Volkes oder eines speziellen Lebenskreises zusammenhängende Seite. Wenn für diesen und die nächstfolgenden Paragraphen die Überschrift gewählt ist: Kampf gegen soziale Notstände, so soll das nur sagen, daß bei dem hier Darzustellenden die soziale Seite besonders hervortritt, ja das Ganze beherrscht. Es sei noch hervorgehoben, daß „sozial" hier nicht allein das nationalökonomische oder politische, sondern in dem oben bezeichneten allgemeinen Sinn auch das sittliche und kirchliche Gebiet mit umfaßt.

Im zunächst vorliegenden Fall haben wir es nun mit dem Bild der Not zu thun, welches durch den Rahmen einer Stadt resp. Großstadt umspannt wird. Hat man ein Recht, diese Notstände besonders zu betrachten? Ja, denn die Stadt resp. Großstadt bietet dem Beschauer einen auf verhältnismäßig kleinem Raum zusammengedrängten Inbegriff der allgemeinen Volksnöte dar. Sodann ist die Großstadt von entscheidender Bedeutung für das gesamte Volksleben. So war es immer. Man erwäge, welch ein Stück Weltgeschichte die Großstädte: Babylon, Jerusalem, Athen, Rom, Wien, Paris, London, Berlin in sich schließen. In der Neuzeit ist dies in erhöhtem Grade der Fall. Man hat unsere Zeit nicht mit Unrecht das Zeitalter der großen Städte genannt. Die Stadt ist wie das Herz eines Landes; die großen, von ihr ausgehenden Verkehrsstraßen und Eisenbahnen sind wie die Adern, durch welche das hier schlagende Leben ins Land hinausgeführt wird. Freilich kann man auch sagen, daß das im Lande vorhandene Leben sich in der Stadt sammelt, jedoch nicht, ohne hier eine eigentümliche Farbe anzunehmen und eine gewisse Umbildung zu erfahren.

Die Großstadt hat viel Gutes in sich; das soll nicht geleugnet und verkleinert werden, wenn wir hier ihre Notstände hervorheben. Man kann dieselben dreifach teilen:

Das äußere Leben betreffend: die Menschenanhäufung mit der

Wohnungsnot, den gesundheitsschädlichen Verhältnissen, dem städtischen Nomadentum u. s. w.

Das sittliche Leben betreffend: Mangel an Aufsicht durch die Umgebung, die vielen Versuchungen, namentlich auch zur Augenlust, das Überhandnehmen von Unzucht, Verbrechertum, Selbstmord, Irrsinn u. s. w.

Das kirchliche Leben betreffend: die Kirchlichkeit steht fast durchgehends im umgekehrten Verhältnis zur Bevölkerungszahl, die Massengemeinden, der Mangel an geistlichen Kräften, schlechter Kirchenbesuch, Unterlassen der Taufe und Trauung, Abnahme der Kommunikantenzahlen und kirchlichen Beerdigungen u. s. w.

Von den Mißständen der Großstadt pflegt die nähere Umgebung stark beeinflußt zu sein.

Geschichte. David Nasmith (1799 in Glasgow geboren, 1839 †) gilt als der Bahnbrecher der englischen und damit der Stadtmission überhaupt, deren Begründung nach mancherlei Vorstufen 1826 in Glasgow mit 8 Stadtmissionaren erfolgte. Durch Reisen nach Irland, Schottland, Nordamerika suchte Nasmith der Sache mit Erfolg Freunde zu werben. Bei der ganzen von ihm in Gang gebrachten Arbeit handelte es sich um eine der Mission in Heidenländern ziemlich ähnliche Arbeit. Die Stadtmissionare waren Laien, welche, mit der Bibel in der Hand, Haus für Haus besuchten, mit geistlichem Zuspruch, Ermahnung, Tröstung zum Herrn hinführend. Diese Thätigkeit wurde geübt ohne Anlehnung an eine bestimmte Kirchengemeinschaft.

Eine großartige, in ähnlichen Bahnen fortgehende Wirksamkeit entfaltet die Stadtmission in London. Der bekannte Lord Shaftesbury stand lange an ihrer Spitze. Sie steht mit etwa 400 Missionaren in einer nach den Arbeiten und Bevölkerungsschichten verzweigten Thätigkeit (unter Soldaten, Irländern, Kutschern, Prostituierten, Polizeidienern (!), der verwahrlosten Jugend u. s. w.) In der Dienstanweisung lauten einige Hauptsätze folgendermaßen: „Besuchen Sie die Bewohner des Ihnen angewiesenen Distrikts, um denselben die Kenntnis von der Erlösung durch unsern Herrn Christum mitzuteilen und um ihnen auf jede Art, die in Ihren Kräften steht, Gutes zu thun. Lesen Sie aus der Schrift vor und lassen Sie beim Vorlesen und Gespräch das Verderben des Menschen, die Rechtfertigung allein durch den Glauben, die Notwendigkeit der Bekehrung und eines heiligen Wandels immer die Hauptsache sein. Legen Sie jedem die Pflicht ans Herz, in der Schrift zu forschen und den öffentlichen Gottesdienst zu besuchen; schärfen Sie den Eltern die Pflicht ein, ihre Kinder rechtschaffen zu erziehen" u. s. w. Die segensreiche Wirksamkeit der Londoner Stadtmission ist allgemein anerkannt.

Eine etwas andere Gestalt hat meist die Stadtmission in Deutschland angenommen. Hier wird zwar auch auf die geistliche Einwirkung, die eigentliche Missionsarbeit, Gewicht gelegt, aber bei der meist vorhandenen Anknüpfung an die Armenpflege nehmen die Werke der Diakonie, soweit sie Männern zugänglich sind, sehr oft einen breiteren Raum in der Wirksamkeit des Stadtmissionars ein. Sodann arbeitet die Stadtmission bei uns fast durchgehends in Anlehnung an eine bestimmte Kirche, sehr oft auch in Verbindung mit deren Organisation.

Wichern ist der Begründer der Stadtmission in Deutschland. Er hat sie am 10. Nov. 1848 in Hamburg, in Berlin 1859 eingerichtet, hat in Bremen und Breslau direkt zu ihrem Entstehen mitgewirkt und auch sonst vielfach Anregungen dazu gegeben.

Die bedeutendste Stadtmission Deutschlands besteht gegenwärtig in Berlin, entsprechend der Bedeutung der Reichshauptstadt, unter Hofprediger Stöcker, der mit mehreren berufsmäßigen theologischen Inspektoren und einer Reihe von Stadtmissionaren in der Arbeit steht. In dieser Unternehmung sind die von Wichern 1859 und von Generalsuperintendent Brückner 1874 gemachten Anfänge verschmolzen und weitergeführt. Die Stadtmission Hamburgs (1848), der zweitgrößten Stadt Deutschlands, ist nach ihr die bedeutendste. Sie steht gegenwärtig unter Pastor Lindners Leitung. Ähnliches, jedoch im einzelnen sehr verschieden Gestaltetes, besteht in Breslau seit 1856 (Pastor Schubart), Stuttgart 1868 (Pfarrer Falch), Dresden 1874 (Pastor Klemm), Frankfurt a. M. 1874 (Pfarrer Schlosser), Leipzig 1877 (Pastor Zinßer), Magdeburg 1877 (Pastor Hötzel), Karlsruhe 1882 (Pastor Kayser), Liegnitz 1884 (Pastor Hoffmann) u. s. w. Alle diese thun ihre Arbeit in prinzipiellem Anschluß an die betreffenden Landeskirchen. Ganz vereinzelt giebt es auch independentistische Stadtmissionen in Deutschland.

Einrichtung und Arbeit. Man kann einen weiteren und engeren Begriff der Stadtmission unterscheiden. Nach dem ersteren umfaßt sie die gesamte innere Mission einer Stadt, stellt also ein Kompendium der inneren Mission auf kleinem Raume dar. Nach dem zweiten ist sie die (eventuell unter geistlicher Inspektion zusammengefaßte) Arbeit der Stadtmissionare.

Dem in Deutschland stärker als in England sich geltend machenden Zug zu einem umfassenderen Begriff der Stadtmission gehört an:

eine verbindende Thätigkeit, wonach die Stadtmission erstrebt, resp. sich dazu hergiebt, ein hilfreiches Centrum der einzelnen am Ort gepflegten Liebesthätigkeiten zu sein. Es ist wichtig, daß eine Stelle vorhanden sei, wo die Fäden der Hilfe zusammenlaufen, wie sich an derselben Stelle die umfassendste Kenntnis der Not findet. Diese nicht bureaukratische und regimentliche, sondern dienende, wenn natürlich auch nach dem Maß der Tüchtigkeit und Arbeit einflußreiche Centralisation, ist wichtig für die Besonnenheit und Umsicht im praktischen Vorgehn. Schon um des betrügerischen Bettels willen sollte eine Stelle existieren, die Personal- und Sachkunde in sich vereinigt. Eine solche Stelle kann die Stadtmission sein. Für eine derartige Wirksamkeit ist der Vereinsgeistliche von entscheidender Bedeutung. In ihm hat die Stadtmission ihren persönlichen Mittelpunkt. Am Vereinshaus hat sie ihr lokales Centrum. Das erste Vereinshaus Deutschlands war das Haus Konkordia in Bremen seit 1841. Den Namen Vereinshaus hat zuerst das 1853 in Langenberg eingeweihte erhalten. Es bietet ein solches etwa außer der Wohnung des Vereinsgeistlichen einen großen Saal und andere Räume, in denen Versammlungen und Komiteesitzungen der verschiedenen befreundeten Vereine stattfinden, wodurch auch äußerlich schon das Mit- und Füreinander aller dieser Bestrebungen sich zeigt und der Dienst an der

Einen Sache sich ausprägt. Derartige größere Vereinshäuser giebt es in Berlin, Barmen, Leipzig, Basel u. s. w. — Diese zentrale Stellung innerhalb der Liebesthätigkeit einer Stadt wird aber der Stadtmission um so selbstverständlicher und ungesuchter zufallen — und nur als eine von selbst sich ergebende hat sie Wert — je mehr ihr eine zweite, nämlich:

eine weiterführende Thätigkeit gelingt, d. h. je mehr sie sich den schon bestehenden Arbeiten im ganzen und einzelnen nützlich erweist. Hierher gehört die aufrichtige und eifrige Förderung bereits bestehender Anstalten und Vereine, nach dem Grundsatz: so ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit, und so ein Glied wird herrlich gehalten, so freuen sich alle Glieder mit (1. Cor. 12, 26). Damit kann sich verbinden: Rat und hilfreiche That bei Reorganisationen, und endlich Anregung zur Ausfüllung der Lücken im Netz der Reichsgottesarbeit. Denn gerade bei einer auf das Ganze einer Stadt mit ihren kenntlich abgeschlossenen Grenzen gerichteten Thätigkeit wird der Blick der suchenden und helfenden Liebe am ehesten diese schmerzlichen Lücken erkennen und bestrebt sein müssen, das Fehlende zu ergänzen. — Indessen ist alles Bisherige doch nur eine Hilfswirksamkeit in den Bestrebungen anderer. Sie wäre weder befriedigend, noch segensvoll möglich, wenn nicht die Grundlage von dem allen wäre:

eine selbständig missionierende Thätigkeit. Damit haben wir das Gebiet des zweiten, oben genannten engeren Begriffs betreten: die Thätigkeit der Stadtmissionare, die eventuell von einem theologischen Inspektor geleitet ist. Nach Bedürfnis, Arbeitsteilung und Begabung gestaltet sich die Arbeit sehr verschieden, kann sehr vieles, ja alles umfassen, was überhaupt Laienhelfern zu thun möglich ist. Es handelt sich z. B. dabei um Gewinnung der einzelnen oder ganzer Klassen für die Kirche resp. für Jesum durchs Wort, entweder in persönlichem, seelsorgerlichem Einzelgespräch, oder in Form der Bibelstunde, der Ansprache, durch Leitung einer Sonntagsschule, durch Kolportage resp. Bibel-, Schriften-, Traktat-, Zeitschriften-Verbreitung, durch Pflege der männlichen Jugend, Arbeit an den Strafentlassenen, Kampf gegen die Prostitution, den Bettel, den Schnaps, Arbeitsvermittelung, Armenpflege u. s. w.

Schwierigkeiten und Gefahren. Wenn die Stadtmission die innere Mission innerhalb einer Stadt ist, so bestehen hier ähnliche Schwierigkeiten und Gefahren wie bei der inneren Mission überhaupt. Unter denselben möchte in erster Linie das richtige Verhältnis zur Kirche und zum Amt derselben zu nennen sein. Wenn der Pastor an der Spitze eines Vereins oder gar des Kirchenvorstandes eine Stadtmission einrichtet, ergiebt sich die Stellung der letzteren zu ersterem ganz von selbst als diejenige eines Hilfsdienstes in Unterordnung und Abhängigkeit. Steht der Pastor aus irgend einem Grunde nicht an der Spitze der Sache, ist aber sonst ein treuer Diener des Evangeliums und seiner Kirche, so hat der betreffende Verein und der einzelne Stadtmissionar thunlichst Fühlung mit ihm als einem Träger des Amtes zu unterhalten, ihn in seiner Arbeit zu unterstützen, auf seine Wünsche die irgend mögliche Rücksicht zu nehmen, kurz aus allen Kräften das Einvernehmen mit ihm aufrecht zu erhalten. Sehr kompliziert und schwierig wird die Sache, wenn die gläubigen

Pastoren unter einander über das Mögliche und Nötige in betreff der Arbeit nicht einig sind und die einzelnen vielleicht geradezu entgegengesetzte Wünsche haben. Dann hat der Verein resp. Missionar unter sorgsamster Bewahrung der Pietät eine solche Entscheidung zu treffen, welche nach gewissenhafter Erwägung der Kirche, dem Heil der Seelen, der Sache der Mission am dienlichsten ist. Besteht der traurige, aber freilich nicht unerhörte Fall, daß der Pastor ein den Unglauben verkündender Mietling ist, so ist ein Zusammengehen mit ihm leider nicht möglich.

Stellt sich im Verhältnis der Stadtmission zu Kirche und Amt eine Schwierigkeit in Beziehung auf die Umgebung dar, so fehlt es auch nicht an Schwierigkeiten innerhalb des eigenen Kreises. Es liegt in der Aufgabe der Stadtmission, mit allen Einzelbestrebungen der Liebesthätigkeit, welche an demselben Orte thätig sind, eine lebendige Fühlung zu gewinnen, ja in gewissem Maß eine zentrale Stellung unter jenen einzunehmen; weil sich die Stadtmission zu jenen Anstalten und Vereinen mit Spezialzwecken der Idee nach wie das Ganze zum Teil verhält. Wie aber, wenn die Idee mit der Wirklichkeit gar nicht stimmt? Wenn die Stadtmission bei all ihrem Absehn aufs Ganze vielleicht thatsächlich eine kümmerliche Pflanze ist, und doch ein Mittelpunkt sein will für anderweitige tüchtige, bewährte, große, unabhängige Arbeiten? Das wäre die verkehrte Welt. Einfluß, zentrale Stellung auf unserem Gebiet müssen sich von selbst ergeben, jedenfalls keinem Widerwilligen gegenüber durch äußere und künstliche Mittel geltend gemacht werden. Je tüchtiger, gründlicher, besonnener die Arbeit der Stadtmission auf ihrem eigensten und engsten Gebiete ist, desto leichter wird ihr eine verbindende und weiterführende Thätigkeit von selbst zufallen.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Als verwandte, ja als eine Art Parallel-Einrichtung kann die „Gemeindepflege" mit weiblichen Hilfskräften (vergl. den folgenden Paragraphen) genannt werden. Denn wenngleich die Idee der Stadtmission eine umfassendere ist, hat sich's in Deutschland doch thatsächlich meist so gestaltet, daß in der Stadtmission die Armenpflege den Anknüpfungspunkt bildet und in weit überwiegender Anzahl männliche Helfer in ihr angestellt sind, während die „Gemeindepflege" thatsächlich meist an die Krankenpflege anknüpft und von Diakonissen besorgt wird.

Hilfs-Einrichtung kann nach dem oben aufgestellten Begriff der Stadtmission jede Anstalt und jeder Verein der inneren Mission werden, sofern sie demselben Zweck dienen und mit der Stadtmission sich in Benehmen setzen.

Ziel und Segen. Je größer der heillose Einfluß ist, den eine Stadt ausübt, in welcher die antichristlichen und antikirchlichen Strömungen die Macht haben, desto größer ist auch der Segen, der von einer Stadt ausgeht, in der die Kirche und das Evangelium eine nachhaltige Wirkung entfalten; dazu an ihrem Teil mitzuwirken, daß dies geschehe, ist das Ziel der Stadtmission.

§ 46. Gemeindepflege.

Notstand. Dem Wortlaute nach könnte „Gemeindepflege" den größten Teil der aufs Wohl einer Gemeinde bezüglichen Thätigkeiten von seiten des Kirchenregiments, des Pastorats, des Diakonats umfassen. Thatsächlich aber wird damit die berufsmäßige Hilfe für die Gemeindenöte bezeichnet, soweit sie von Diakonissen geleistet werden kann. Dahin gehört namentlich Krankheit, sonderlich wenn zu derselben der Druck der Armut hinzukommt, die Verwahrlosung der Kinder und weiblichen Jugend, deren Umhertreiben auf der Straße, Unkenntnis der weiblichen Arbeiten (Nähen, Stricken, Flicken), Alleinstehen in versuchlicher Umgebung u. s. w. der Diakonissin ein weites Feld der Thätigkeit eröffnet.

Geschichte. Auch wenn wir Gemeindepflege im heutigen gewöhnlichen Wortverstande nur als Gemeindepflege durch Diakonissen fassen, so weisen die Anfangsspuren der Geschichte bis in die ältesten Zeiten der Kirche hinauf. Die erste Diakonissin, von welcher wir überhaupt wissen, war Gemeindepflegerin: Phöbe in Kenchreä (Röm. 16, 1, vergl. auch § 55). Und in der Gemeindepflege der alten Kirche (vgl. §§ 2—4) vor und nach Konstantin arbeiteten unter Leitung des Bischofs neben den Diakonen auch Diakonissen. Im Mittelalter verschwand die Gemeindepflege ganz, um in der Reformation wieder zu erwachen (vergl. § 5 u. 6). Hier aber konnte sie nicht recht zu Kraft, Bestand und Wirkung gelangen, weil die Persönlichkeiten fehlten, welche sich berufsmäßig damit befaßten. Diese Thätigkeit fordert zu viel Kenntnisse und Übung, zu viel Aufwand an Zeit und Kraft, als daß sie bloß neben einem andern Beruf her getrieben werden könnte. So war denn erst eine thatsächliche Wiederherstellung der Gemeindepflege in unserem Sinne möglich, als Fliedner mit der Aufrichtung des Diakonissenwesens die Persönlichkeiten für diesen Dienst ausbildete und zur Verfügung stellte. Seitdem ist an vielen Orten Diakonissengemeindepflege eingerichtet, meist in Städten, namentlich Großstädten; in Landgemeinden bisher sehr wenig und fast nur da, wo Gutsherrschaften die Sache in die Hand genommen. Nicht nur der Schwesternmangel, sondern namentlich auch die Eigenart der ländlichen Verhältnisse stellt der Einführung der Gemeindediakonie die größten Schwierigkeiten entgegen. Musterhaft und in größerem Maßstabe eingerichtete Gemeindepflegen giebt es z. B. in Mülhausen (Elsaß), in Magdeburg u. s. w.

Einrichtung und Arbeit. Wie die Gemeindepflege durch Diakonissen an die ersten und besten Zeiten der christlichen Liebesthätigkeit anknüpft, so gilt sie auch heutzutage als die Krone aller weiblichen Diakonie.

Ihr geborener Leiter innerhalb der Einzelgemeinde ist der Pastor. Leider entspricht dieser prinzipiellen Forderung nicht überall die Wirklichkeit. Die verschiedensten Ursachen helfen dazu mit. Nächst ihm möchten weltliche Gemeindebehörden die berufensten Kräfte zur Leitung sein. In Ermangelung allgemeiner Willigkeit und Fähigkeit der kirchlichen und kommunalen Organe treten Vereine resp. deren Vorstände in die Lücke. Namentlich die Frauenvereine nach dem Vorbilde des Sievekingschen (vergl. § 8), sowie manche vaterländische Frauenvereine haben sich durch Anstellung von Gemeindeschwestern Verdienste erworben. Der Vereins-

vorsteher resp. die Vorsteherin oder in deren Auftrag ein Mitglied hat den Verkehr des betreffenden Vereins, dessen Wünsche, Maßregeln und Aufträge der Schwester zu vermitteln, wie sie wiederum diesem bevollmächtigten Mitglied ihre Wünsche und Bedürfnisse mitteilt, wenn das nicht in den Vereinsversammlungen stattfindet.

Der Diakonissin muß ein Depot von Gegenständen, welche zur Gemeindepflege nötig sind, sowie eine gewisse Geldsumme zur Verfügung stehen. Die Naturalgegenstände sowie die Geldmittel erwachsen aus den Mitgliederbeiträgen, Gaben von Armenfreunden, namentlich auch aus Sammlungen, welche die Schwester entweder für besondere Fälle oder für die Sache im allgemeinen ins Werk setzt. Dabei ergiebt sich die Gelegenheit, den Wohlhabenden die Verhältnisse der Armen darzulegen und diesen die Wohlthaten jener zu vermitteln. Besonders wertvoll sind die regelmäßigen Essenportionen, Fleisch, Brot, Waren von den Schlachtern, Bäckern, Krämern u. s. w.; ebenso Wäsche, Kleidungsstücke, Bettwerk.

Für alle diese und ähnliche Dinge bedarf es eines besonderen Raumes in der Schwesternwohnung. Diese selbst muß einfach, darf aber nicht armselig, ungesund und unzureichend sein. Es muß dem betreffenden Verein eine Freude sein, die Schwestern anständig und auskömmlich zu halten. Der Regel nach werden an einem Ort nicht weniger als zwei Schwestern angestellt (um eine erquickliche Häuslichkeit zu ermöglichen), wenn auch vielleicht nur eine von ihnen in der eigentlichen Gemeindepflege arbeitet.

Für die ganze Einrichtung ist es von entscheidender Bedeutung, ob die Arbeit sich wie gewöhnlich an die Krankenpflege (namentlich unter der ärmeren Bevölkerung) anschließt, oder ob, wie hier und da versucht worden, die Kleinkinderschule ihr Mittelpunkt ist.

Ist ersteres der Fall, so ist die nächste Aufgabe der Diakonissin, Hilfe in der augenblicklichen Not zu bringen durch genaue Ausführung der ärztlichen Verordnungen, durch Herstellung allgemeiner, der Genesung dienender Vorbedingungen: Reinlichkeit, frische Luft, entsprechende Nahrung, thunlichste Beseitigung der den Kranken beunruhigenden Dinge, z. B. des Lärms der Kinder durch Beschäftigung derselben, Unterbringung bei den Nachbarn. Ist die Hausmutter erkrankt, so wird es ihr eine große Sorge abnehmen, ihre Familie und ihren Hausstand durch die Schwester versorgt zu wissen. Ist der Hausvater oder ein Kind krank, so wird die Diakonissin neben dem, daß sie selbst zugreift, wo es nötig thut, die Mutter lehren, wie sie es anfangen muß, um dem Kranken ausreichend zu dienen und auch ihre übrige Arbeit nicht zu vernachlässigen. Sie wird hier wie überall freiwillige Hilfen (Verwandte, Nachbarn u. s. w.) zu gewinnen, bezahlte Kräfte anzustellen und zu beaufsichtigen suchen (Frauen für die Nachtwache, fürs Aufwaschen und Scheuern, für Wartung der Kinder ꝛc.). Dies thut die Schwester nicht, um sich selbst zu erleichtern, sondern um andere in die Liebesarbeit einzuführen, um ihre eigene Kraft und Kenntnis gleichsam zu vervielfältigen, nicht an Nebensächliches zu verschwenden, sondern für Hauptsachen recht auszunutzen. Zu alledem bedarf es einer gewissen Gabe der Organisation. Eine Hauptkunst ist dabei, mit Wenigem und Einfachem recht viel auszurichten. Es ist am Ende nicht allzu schwer, mit viel Geld, gutem Gerät, ausreichendem Personal etwas gut instand-

zusetzen oder zu halten, aber in einem Arbeiterhaushalt mit mangelhaftesten Utensilien, knappsten Mitteln, ungeschickten Persönlichkeiten im Krankheitsfall einen leidlichen Zustand wochenlang zu erhalten, das ist nicht leicht. Daß man der Regel nach nur Naturalgaben und nicht Geld verabreicht, ist selbstverständlich. Aber lange nicht immer ist überhaupt Geben am Platz. „Versagen kann oft auch Helfen sein, und Geben ist oft Verderben." Gar häufig ist nur da gründlich zu helfen, wo die Leute sich erziehen lassen. Ein Großes ist gewonnen, wenn es gelingt, die Quellen der Not zu verstopfen, dem Arbeitslosen Arbeit zu verschaffen, dem Kranken die Gesundheit zu geben, den Wirtshausgänger im Hause zu halten u. s. w. Man will ja nicht Armut, sondern Arme pflegen.

Ist die Kleinkinderschule der Ausgangspunkt der Gemeindepflege, dann wird die betreffende Schwester, zumal wenn sie allein steht, nicht in der eben geschilderten Weise in den Häusern der Gemeinde thätig sein können. Aber wenn sie den Satz beachtet, daß der Weg zu so manchen Elternherzen durch die Kinder geht, und wenn sie alle zu Gebote stehenden Mittel und Wege benutzt, ihre Zeit und Kraft recht darangiebt, so kann sich an die Hauptarbeit auch noch eins oder das andre von weitergehender Thätigkeit: Sonntagsschule, Nähschule, Jungfrauenverein 2c. anschließen; und auch Derartiges kann man mit Recht als Gemeindepflege bezeichnen.

In allen Fällen hat sich eine geistliche Einwirkung der Diakonissen nur an ihre spezielle Berufsthätigkeit der Kranken-, Armen- und Kinderpflege anzuschließen. Sie darf sich nicht in methodistischem Bekehrungseifer, sondern nur mit Takt, Einfachheit, Eingehen in die besonderen Umstände der Personen und Verhältnisse geltend machen. Den größten Einfluß wird die Diakonissin durch ihren gottgefälligen Wandel gewinnen, zu dem das Wort nur als ein begleitendes, deutendes, Zeugnis ablegendes hinzukommt. Je nüchterner, einfältiger die Schwester selbst ist, desto weniger wird sich frommes Geschwätz, krankhafte Geistlichkeit an sie wagen. Jedenfalls wird sie sich nicht dadurch — sowenig wie durch Klatsch und Liebedienerei — täuschen und in ihrem Urteile einnehmen lassen.

Schwierigkeiten und Gefahren. Die Stellung der Diakonissen zu Kirche und Amt gestaltet sich in der Praxis fast immer ohne alle Schwierigkeiten, schon deshalb, weil von ihnen als von Frauen das Wortamt keine Eingriffe in seine Rechte fürchtet. (Vergl. dagegen in betreff der Stadtmission § 45.)

Im einzelnen möchte auf folgendes hinzuweisen sein: die Schwester soll nicht die Arbeit unter den Armen als ihre Domäne betrachten, sondern willig und freudig andre Kräfte auf demselben Arbeitsfelde, sofern sie nur dasselbe Ziel erstreben, willkommen heißen und mit ihnen Hand in Hand gehen, z. B. Mitglieder der Damenvereine, Privatwohlthäter. Sie darf nicht zum Giftbaum werden, unter dessen Schatten alles andre Leben erstirbt; nicht zum Ruhekissen der Faulheit und Lieblosigkeit, welche spricht: seit die Schwester da ist, brauchen wir uns selbst gar nicht mehr um unsere Kranken und Armen zu kümmern. — Wenn Männer die Leitung der Gemeindepflege haben, kommt's leicht vor, daß sie sich zu wenig um die Einzelheiten bekümmern; daraus erwächst dann eine falsche Selbständigkeit der Diakonissen. Wenn Damen an der Spitze stehen, mischen

sie sich leicht in alles und versuchen, die Diakonissin in falsche Unselbständigkeit hineinzuzwängen. — Wenn auch einer Schwester, großen und eingewurzelten Notständen gegenüber, ein heiliger Mut zu wünschen ist, so darf derselbe nicht ohne ernste Überlegung und größte Besonnenheit vorgehen. Sie unternehme nicht Dinge, welche sie nicht hinausführen kann, oder worüber solches, das ihr näher liegt, versäumt wird. Sie belade sich nicht mit Dingen, wozu große oder auf Jahre hinaus zu zahlende Geldmittel nötig sind, z. B. großen Mieteunterstützungen, Aufbringung von Pensionen für Anstaltszöglinge. Überhaupt muß sehr darauf geachtet werden, daß über dem Kollektieren, was in seinem Maß sein Recht hat, die eigentliche Arbeit nicht zu kurz kommt. Für die Mittel sollten in der Hauptsache die Vorstände sorgen. — Zum Selbstmedizinieren, Quacksalbern lasse sich die Schwester nie herbei, obwohl bei nachlässigen Armenärzten die Aufforderung nahe genug liegen mag. — Die Schwester stehe nicht zu Gevatter in den Familien, mit welchen sie amtlich verkehrt. Sie könnte sonst in wenigen Jahren einige Dutzend Patkinder haben. —

Endlich muß man sich hüten, dadurch, daß man den Namen „Gemeindepflege" zwei in ihrer praktischen Ausführung doch ziemlich verschiedenen Thätigkeiten beilegt, falsche Vorstellungen zu erwecken. Auch mit der Arbeit an einer Kleinkinderschule können, wie oben gezeigt, andere Thätigkeiten verbunden werden, wodurch jene zur Gemeindepflege ausgestaltet wird. Aber die Erfahrung hat wohl überall bewiesen, daß sich Krankenpflege in irgend erheblicherem Maße von einer Warteschulschwester nicht nebenbei mit beschicken läßt.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Die Frauen-Vereine, wie sie durch Amalie Sieveking (vergl. § 8) begründet sind, können wohl als nächstverwandte Einrichtungen bezeichnet werden: ein Kreis von Frauen vereinigt sich unter einer Vorsteherin zu regelmäßigen Besuchen bei Armen und Kranken. Dabei wird eine gewisse Kenntnis der Not gewonnen und es kann nach manchen Seiten hin, namentlich durch Naturalgaben, Hilfe gespendet werden. Der Thatsachenbefund bei den Besuchen wird kurz in ein der betreffenden Familie gewidmetes Heft eingetragen und dadurch die nach einem bestimmten Turnus später folgende Besucherin über alles früher in derselben Familie Vorgefallene unterrichtet. Durch den Wechsel der Besucherin möchte man einen gewissen Ausgleich schaffen zwischen Strenge und Mildigkeit, Vertrauensseligkeit und Mißtrauen, die sich bei den einzelnen Besucherinnen finden und zuweilen eine unrichtige Behandlung der Familien hervorrufen mögen. — Indessen so heilsam ein derartiger Verein wirken mag, wenn er sorgsam und praktisch geleitet wird und nicht zu viele unbrauchbare Mitglieder umfaßt, so versagt doch seine Thätigkeit gerade in den schwierigsten Fällen. Wenn z. B. in einer kinderreichen Familie Scharlach oder Diphtheritis ausbricht, oder wenn der Typhus irgendwo einkehrt ꝛc., dann sind die Vereinsdamen, welche selbst Familie haben, an den Besuchen in den betreffenden Familien behindert und auch nicht jede der andern wird zu kommen bereit sein. Aber auch wenn letzteres der Fall ist, so ist mit Besuchen noch sehr wenig gethan. Da gilt's zugreifen, und nicht nur einmal, sondern täglich mehrmals, Wochen hindurch. Auch wenn sich's um operative Fälle handelt, reicht

Dilettanten-Thätigkeit nicht aus u. s. w. Aus diesen Thatsachen und Erwägungen heraus haben denn manche derartige Damenvereine zur Ergänzung ihrer Wirksamkeit Diakonissen angestellt und damit „das fehlende Glied" erhalten. Überhaupt muß gesagt werden, daß Damenvereine zwar ganz brauchbar für eine Reihe von Thätigkeiten sind, die sich um die eigentliche Armen- und Krankenpflege herumlegen, daß aber wohl die Zeit vorüber ist, wo sie, namentlich in Großstädten, in ihrer früheren Selbständigkeit (ohne pastorale Leitung und ohne Diakonissenhilfe) von wesentlichem Nutzen sein können. Die Zeiten der Amalie Sieveking waren andere als die jetzigen und es sind auch nicht alle betreffenden Vorsteherinnen der Amalie Sieveking ähnlich oder gleich.

Zur Hilfseinrichtung für die Gemeindediakonie kann jeder Zweig der inneren Mission werden, wenn er mit derselben in Beziehung tritt oder doch in gleichem Geist demselben Ziele zustrebt.

Ein besonderes Wort verdient die sogen. Privatpflege, d. h. die Übernahme einer Krankenpflege in einer besser situierten Familie, welcher die Schwester dann ihre ganze Zeit und Kraft widmet bis zur Wiederherstellung. Kein Mutterhaus kann den diesbezüglichen Bitten aus einem ganzen Lande entsprechen. So wäre es am besten, wenn die Gemeindepflege einer größeren Stadt so ausreichend mit Schwestern versorgt wäre, daß in wirklich schweren Fällen eine derselben für Privatpflege übrig wäre. Doch wissen die betreffenden Familien sehr oft nicht, die rechte Mitte zu finden zwischen Verwöhnung und Überanstrengung der Schwester. Auch sonstige Schwierigkeiten und Gefahren ergeben sich dabei. Als Regel muß gelten, daß die Pflege der Armen nicht hinter die der Reichen zurückgesetzt werden darf. Der Zug aller echten Diakonie geht „dem Elend zu".

Ziel und Segen. Geordnete Hilfe in leiblicher, besonders Krankheits-Not für einen bestimmten Bezirk ist der nächste Zweck der Gemeindediakonie. Bei dem Geist, in dem sie thätig ist, kann sie nicht wirken, ohne auch geistliche Segnungen damit zu verbinden, jedoch müssen diese selbstverständlich nicht aufgedrungen und mit Takt und voller weiblicher Zurückhaltung und Bescheidenheit dargeboten werden. Eine besondere Freude wäre es, wenn aus der Diakonie (dem Dienst) der Diakonat (das kirchliche Amt des Dienstes) erwüchse. Damit wäre der Kirche mehr als eine Zierde, es wäre ihr ein Mittel ihres wahren Wohlseins, weil ein Mittel des Wohlthuns, zurückgegeben, was sie in alten Zeiten hatte und in Segen und Kraft anwendete.

§ 47. Armenpflege.

Notstand. Schon in den beiden vorhergehenden sowie in vielen der früheren Paragraphen haben wir es mit der Armenpflege zu thun gehabt, aber nur mit einzelnen Seiten derselben, namentlich insofern christliche, berufsmäßige Kräfte, Stadtmissionare (Diakonen) und Diakonissen in ihren Arbeiten Verwendung finden. Es erübrigt sonach nur, einen Blick aufs Ganze zu werfen und besonders das Verhältnis der verschiedenen hier wirksamen Faktoren zu einander darzulegen.

Der Notstand der Armut ist ein sehr vielgestaltiger, wie dies auch

schon aus dem Bisherigen hervorgeht. Daneben verschärft und multipliziert Armut alle anderen Leiden, zu denen sie hinzukommt. Ihren Grund hat sie sowohl auf dem materiellen als auf dem sittlichen Gebiete. Keine dieser beiden Armutsquellen darf im speziellen Fall von dem, der helfen will, übersehen werden, obwohl man bei Beurteilung der sittlichen Frage Joh. 9, 1—3 im Auge behalten muß.

Geschichte. Es sei hier im allgemeinen auf die Geschichte der Liebesthätigkeit — § 2 ff. — verwiesen und nur die Hauptmomente noch einmal angedeutet.

Die Armenpflege, dem Heidentum unbekannt, im alten Bund angebahnt, konnte erst im Christentum zur vollen Entfaltung kommen; trat aber auch hier alsbald als eine seiner schönsten Früchte hervor. Und zwar in der doppelten Form der persönlichen (individuellen) und kirchlichen (gemeindlichen) Armenpflege. Damit blieb man in den drei ersten Jahrhunderten in verhältnismäßig gesunden Bahnen und entfaltete eine große und gesegnete Thätigkeit.

In der nachkonstantinischen Zeit wurde der Strom der Wohlthätigkeit sehr breit, in der Fülle der Gaben auch großartig ergiebig. Aber die immer mehr sich geltend machende falsche Lehre über Eigentum, Arbeit, Almosen trübte Gesinnung und Geist, aus denen das Thun floß. Die Kirche und die christlichen Persönlichkeiten (einzeln oder vereinigt) waren die Träger der Armenpflege. Der Staat fing erst an, hier und da Hilfsdienste zu thun.

Im Mittelalter geschah außerordentlich viel für die Armen, wenn man auf die einzelnen Stiftungen, Vermächtnisse, Spenden, Hilfsthaten steht. Aber diese Einzelheiten waren nicht zweckmäßig und zielbewußt zusammengefaßt. Das unverständige Geben zog ein Bettlerheer groß. Äußerlich angesehen war alles verkirchlicht, d. h. es hing irgendwie mit der Kirche zusammen, aber die wirkliche kirchliche Gestaltung der Armenpflege als Gemeindepflege war aufgegeben. Dabei hatte der Geber mehr sein eigenes Wachstum in der Gnade als die Rettung des Nächsten aus dem Elende im Auge.

In der Reformationszeit kehrte man wieder zu den gesunden biblischen und altkirchlichen Gedanken und Vorbildern zurück. Doch der Druck der Zeiten, das Interesse für die Lehrkämpfe, die Verquickung mit dem Staat, der Mangel an geeigneten persönlichen Kräften ließ die Armenpflege damals noch zu keiner rechten Blüte kommen. Der Pietismus holte manches früher Versäumte nach.

Unterdessen war aber Staat und bürgerliche Gemeinde zu einem Hauptfaktor der Armenpflege geworden. Schon die Mängel der kirchlichen Armenpflege im Mittelalter zwangen den Staat, im Interesse der Selbsterhaltung ernstlich einzugreifen. Dahin gehören die Ordnungen Karls d. Gr., die späteren Gesetze zur Eindämmung und Regulierung des Bettelwesens, die Versuche der Städte, die Stiftungen, Hospitäler ꝛc. der Kirche zu entreißen und selbst in Verwaltung zu nehmen. Die Vermischung geistlichen und weltlichen Regiments seit der Reformation half diesen Verstaatlichungsprozeß beschleunigen, und heutzutage sieht sich der Staat (resp. die bürgerlichen Gemeinden und ihre Verbände) als den

eigentlichen Träger der Armenpflege an, dem Kirche, Vereinswesen, Einzelpersönlichkeiten nur Hilfsdienste leisten.

Der Hauptdienst aber, den diese dem staatlich regulierten Armenwesen geleistet haben, besteht darin, daß durch sie ein neuer Geist in die ganz veräußerlichten, bureaukratischen Formen des Armenwesens einzuziehen angefangen hat. Der Staat konnte sich der thatsächlichen Kritik, welche in all den kirchlichen und Vereinsbestrebungen der Neuzeit lag, nicht entziehen. Doch ist er über Einzelkonzessionen noch nicht wesentlich hinausgekommen.

Der Typus einer nach christlichen Grundsätzen mit überlegener praktischer Begabung sowie überraschendem Erfolg eingerichteten Armenpflege ist diejenige von Chalmers (vergl. § 8), welche in Deutschland unter dem Namen des Elberfelder Systems seit 1852 (Daniel v. d. Heydt, Pastor Feldner) vielfach Eingang gefunden hat.

Einrichtung und Arbeit. Schwierigkeiten und Gefahren. Wir müssen uns auf das in Deutschland Vorhandene und Mögliche hier beschränken. — Thatsächlich bestehen und wirken auf diesem Gebiet vier Faktoren: die staatliche (bürgerliche, gesetzliche), kirchliche, vereinsmäßige, persönliche (individuelle) Armenpflege.

Die persönliche Armenpflege wäre die allereinfachste und natürlichste Form: wem das Elend begegnet, der thue Herz und Hand auf und helfe ihm ab. Und doch ist die rein persönliche Armenpflege thatsächlich die allerschlechteste Form. Sie wird meist völlig kritiklos und einsichtslos an der Hausthür geübt durch Darreichung des Bettelpfennigs (der meist in den Schnapsladen wandert), des Stückes Brot (mit dem meist Schweine fett gemacht werden), des alten Kleidungsstückes (das meist alsbald der Trödler erwirbt). Wer so verfährt, prämiiert die Landstreicherei und zieht Vagabunden groß. Von Erforschung der Bedürfnisse und Verhältnisse der Bettler, von erziehlicher Einwirkung auf dieselben ist dabei keine Rede und es kann eine solche auch nicht stattfinden. Denn dazu fehlt thatsächlich fast allen Gebern die Zeit und Kraft. Aber wenn auch jemand sich die Mühe machen könnte und wollte, welche damit verbunden ist, so würde ein solcher auch nach Beseitigung der gänzlich abzuweisenden Fälle vor einem solchen Gewirre von Not und Verderben stehn, daß er sich alsbald an der Grenze der Möglichkeit sähe, wirksamen Beistand zu leisten. Es muß ein mächtigerer Arm, eine weiter reichende Organisation sich dieser Dinge annehmen.

Die staatliche (bürgerliche, gesetzliche) Armenpflege ist das gerade Gegenteil der persönlichen: dort alles Zufall, hier alles Gesetz; dort eine Wirksamkeit aus Einzelkraft allein, hier aus der Zusammenfassung vieler; dort sehr enge Grenzen der Möglichkeit zu helfen, hier gewaltige Mittel. Allerdings hat ja der Staat schon aus Selbsterhaltungstrieb Ursache, sich des Elendes seiner Glieder anzunehmen, und in der That geschieht außerordentlich viel, wenn man nur nach den Summen sieht, welche verwendet und nach der Schar von Beamten und Maßregeln, welche dabei in Wirksamkeit gesetzt werden. Doch auch hier ergeben sich in der Wirklichkeit große Mißstände. An die staatliche Armenpflege hat jeder in großer Not Befindliche ein Recht. Wird ihm nicht das Nötige zu teil,

so kann er den Beschwerdeweg bei den höheren Verwaltungsinstanzen betreten. Mit diesem Recht und der entsprechenden Pflicht fehlt aber der Antrieb zum Dank und zur Arbeit; Frechheit und Faulheit dagegen werden großgezogen. Es fehlt auch durch die Unmöglichkeit, die Unterstützung an gewisse Bedingungen zu knüpfen, vielfach die erziehliche Einwirkung auf die Armen; der Taugenichts muß in gewissen Notlagen ebensowohl etwas empfangen als der Wohlgesittete. Als Gegengewicht wirkt dabei die Bestimmung, daß nur das gerade eben zum Leben Nötige verabreicht wird, wodurch also allein den auf unterster Stufe Stehenden diese Armenunterstützung begehrenswert erscheint. Dazu kommt noch, daß der zeitweilige Verlust gewisser bürgerlicher Rechte mit dem Empfang öffentlicher Almosen verbunden ist. Während diese Bestimmungen der Begehrlichkeit einen heilsamen Zügel anlegen, verhindern sie andrerseits wieder, vorbeugend zu wirken (solche, die noch nicht alles verloren haben, wieder emporzubringen) und die verschämte Armut zu unterstützen. — Der Hauptfehler der bürgerlichen Armenpflege, wie sie gewöhnlich betrieben wird, ist aber der Mangel an persönlicher Kontrolle, Fürsorge, sittlicher Einwirkung. Es geht alles den Bureau- und Aktenweg. — Dabei bliebe dem Staat (resp. der bürgerlichen Gemeinde) durch die großen verfügbaren Mittel die Möglichkeit, für alle solche ausreichend zu sorgen, welche durch augenblickliche oder dauernde besondere Notlage beim besten Willen nicht imstande sind, sich fortzuhelfen: Kranke, Sieche, Irre, Idioten, Epileptiker, Blinde, Taubstumme, welche in Versorgungs- oder Erziehungsanstalten unterzubringen wären. Jedoch hat der Staat thatsächlich nicht für alle genannten Klassen eine Fürsorge eingerichtet, ja selbst die gesetzliche Regelung der betreffenden Angelegenheiten bleibt weit hinter dem auch bei den gegenwärtigen Verhältnissen Möglichen zurück (z. B. Schulpflicht der Blinden, Taubstummen 2c.). So ist die bürgerliche Armenpflege zur Zeit ein unentbehrliches, aber mit vielen Mängeln behaftetes Institut.

Die kirchliche Armenpflege wäre berufen, die von der bürgerlichen gelassenen Lücken auszufüllen und soweit möglich ihre Schäden zu reparieren. Denn sie hat unter ihren Gliedern die Persönlichkeiten, welche als Armenpatrone oder Diakonen und Diakonissen eine eingehende Pflege, Beaufsichtigung, Leitung, Erziehung der Armen ausüben können; sie ist nicht an die staatlichen Grundsätze und Pflichten gebunden, sie kann je nach Befinden gewähren oder versagen; sie geht von seelsorgerlichen Gesichtspunkten aus und spendet neben dem irdischen Brot auch das Brot des Lebens; sie kann sich der verschämten Armut annehmen und prophylaktisch wirken. — So hat die Kirche alle innerlichen Mittel, welche zur Armenpflege nötig sind, aber es fehlen ihr vielfach die äußerlichen Mittel, d. h. die Geldmittel und die Organisation. Vielerorten giebt's gar keine kirchliche Armenpflege oder sie existiert nur auf dem Papier. Mangelnde Erkenntnis der zeitlichen Aufgabe der Kirche, Überbürdung der Amtsträger mit anderer Arbeit, Gebundenheit der Kirche durch die Bureaukratie u. s. w. sind Hindernisse des Fortschritts in dieser Sache. In den Gegenden, wo reges kirchliches Leben ist, giebt's auch kirchliche Armenpflege, die eine notwendige und heilsame Ergänzung der bürgerlichen ist, welche die äußeren Mittel (Geld, Organisation und Macht-

mittel) hat, aber der wichtigsten innerlichen (geeigneter Persönlichkeiten, religiös-sittlicher Einwirkung) entbehrt.

Demnach ist die vereinsmäßige Armenpflege, solange es um die übrigen Faktoren noch so unvollkommen steht, ein erwünschter Ersatz, Lückenbüßer und Regulator jener, freilich nur dann das Höchste leistend, wenn sie von entschieden christlichem Geiste beseelt ist. Hier haben wir durch die „vereinten Kräfte" die Möglichkeit ausgiebiger Wirkung, materielle Mittel und persönliche Kräfte, pädagogische Grundsätze und seelsorgerliche Gesichtspunkte. Freilich haftet dem Verein eine gewisse Zufälligkeit an. Es beruht alles auf dem Vorhandensein und Zusammenwirken einiger tüchtiger Persönlichkeiten, deren jede sich jederzeit von dem Werk zurückziehen und damit unter Umständen dessen Bestand gefährden kann. — Dagegen ist ein anderer Vorwurf unbegründet: daß nämlich durch die vereinsmäßige Liebesthätigkeit die persönliche gehindert oder ertötet werde. Die letztere braucht sich ja nur der ersteren anzuschließen und wird gerade durch die hier vorhandene Organisation nur um so wirksamer werden. — Für die Wichtigkeit und Tüchtigkeit dieser Form spricht übrigens die unumstößliche Thatsache, daß von ihr fast alle eingreifenden Besserungsversuche und Fortschritte im Armenwesen der Neuzeit ausgegangen sind.

Indem hier noch nachdrücklich hervorgehoben wird, daß in Vorstehendem keine prinzipielle, sondern nur eine von den thatsächlichen Verhältnissen Deutschlands in der Gegenwart ausgehende Auseinandersetzung gegeben werden sollte, sei schließlich die Befolgung des praktischen Rates empfohlen: alle Faktoren der Armenpflege möchten sich gegenseitig rückhaltlos anerkennen und ein inniges Zusammenwirken anstreben, keiner dem andern untergeordnet, aber alle das eine Ziel im Auge: „vereint den Feind zu schlagen", dann wird das „Getrenntmarschieren" nicht schaden, sondern nützen, wenn nur alle „Fühlung" mit einander halten, wie dies schon in einer Reihe von Städten mit gutem Erfolg versucht ist (z. B. Dresden, Duisburg 2c. 2c.).

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Auf eine wichtige Unterlage der bürgerlichen Armenpflege muß hier hingewiesen werden: das Gesetz über den Unterstützungswohnsitz vom 6. Juni 1870, welches gegenwärtig in allen deutschen Staaten, mit Ausnahme Bayerns, gilt. In letzterem Staat besteht noch Heimatberechtigung. „Heimat" und „Unterstützungswohnsitz" haben das Gemeinsame, daß sie nicht die vollständige Gemeindezugehörigkeit in allen Beziehungen des öffentlichen Lebens bedeuten, sondern nur die Gemeinde bezeichnen, aus welcher man nicht ausgewiesen werden kann und in welcher man die erforderliche Armenhilfe zu suchen hat; beide haben also keinen andern Inhalt, sondern sind nur in der Art des Erwerbes oder Verlustes unterschieden. Der Unterstützungswohnsitz wird durch zweijährigen Aufenthalt erworben und durch zweijährige Abwesenheit verloren, wenn man das 24. Lebensjahr zurückgelegt hat. Die Heimat dagegen wird — abgesehen von der Geburt, durch welche sie sich ebenso wie der Unterstützungswohnsitz fortpflanzt — bloß durch ein ausdrückliches Rechtsgeschäft erworben und nie von selbst, sondern stets nur durch Erwerb einer neuen Heimat verloren. — Über die Richtigkeit und

Zweckmäßigkeit der beiden Einrichtungen bestehen Meinungsverschiedenheiten unter den Sachverständigen.

Ziel und Segen. Hebung, Erleichterung, Tröstung des Elends ist Zweck und Ziel der Armenpflege; auf dieses Ziel wird nur der wirksam hinarbeiten können, der von dem Grundsatze ausgeht: „Barmherzigkeit mit der Seele ist die Seele der Barmherzigkeit" (Elisabeth Fry).

§ 48. Pflege in Zeiten der Seuche und des Krieges.

Notstand. Die Notstände, welche Krieg und Seuche hervorbringen, haben das Gleichartige, daß sie auf gewisse Zeiten und Länder beschränkt sind, innerhalb dieser Grenzen aber um so allgemeiner sich ausbreiten und um so tiefer greifen, in neueren Zeiten auch ganz ähnliche oder gar dieselben Kräfte zur Linderung des Elends in Thätigkeit versetzen.

Geschichte. Die Kriegsnot erweist sich von beiden am wirksamsten in Schaffung der dauernden Organisationen, deren Bereitschaft, Erfahrung, Mittel dann auch dem Elend, das in Friedenszeiten durch Seuchen über ein Land hereinbricht, zugute kommt. Wir wenden uns deshalb zuerst der Liebesthätigkeit im Krieg zu und beschränken uns dabei auf die uns am nächsten liegenden Verhältnisse.

Noch aus den deutschen Freiheitskriegen (1813) haben wir schreckliche Berichte über die Verlassenheit und das Elend der Verwundeten. Aus Leipzig wird uns noch acht Tage nach der Entscheidungsschlacht erzählt: „Unter 2000 Kranken und Verwundeten hat auch nicht ein einziger ein Hemd, Betttuch, Decke, Strohsack oder Bettstelle erhalten."

Der Krimkrieg (1854) sah schon eine ziemlich ansehnliche Verwendung freiwilliger, namentlich auch weiblicher Kräfte, unter denen die Engländerin Florence Nightingale sich besonders ausgezeichnet hat.

Der Lombardische Krieg (1859) aber war die eigentliche Geburtsstätte der neuen so umfassenden freiwilligen Liebesthätigkeit im Kriege. Der Genfer Henri Dunant erließ in seinen „Erinnerungen an Solferino" unter Hinweis auf die schauerlichen Bilder, welche sein Auge geschaut, einen Notschrei und Weckruf. Das Resultat desselben war nach manchen Verhandlungen die sogen. Genfer Konvention (22. August 1864), in welcher bestimmt wurde, daß Verwundete und Kranke, deren Wohnung und Geräte, sowie ärztliches und Hilfspersonal als neutral behandelt werden sollten. Nach und nach haben sich derselben alle zivilisierten Länder angeschlossen. Die Hauptbedeutung der Konvention liegt nicht in ihren einzelnen Bestimmungen, die verbesserungsbedürftig sind, sondern in der mächtigen Anregung, welche dadurch der freien Liebesthätigkeit gegeben wurde, sich unter ihrem Schutz zu entfalten. Das Zeichen der Genfer Konvention ist das rote Kreuz im weißen Felde.

Um im Schleswig-Holsteinischen Kriege (1864) recht wirksam zu werden, dazu war die Genfer Konvention noch eine zu neue Sache. Aber doch waren schon Diakonissen, Brüder des Rauhen Hauses, Diakonen aus Duisburg, barmherzige Schwestern neben den offiziellen Kriegssanitätspersonen thätig. Als Mittelpunkt der freiwilligen Arbeit erwies sich der Johanniterorden brauchbar. — Als Hauptresultat der gemachten Er-

fahrungen stellte sich die Notwendigkeit einer einheitlichen Organisation der verschiedenen freiwilligen Bestrebungen dar. Eine Frucht dieser Einsicht war die in verschiedenen Stadien sich vollziehende Einigung der nach und nach seit 1863 (Württemberg) und 1864 (Preußen, später andere Teile des Deutschen Reichs) gegründeten Vereine zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger, in deren Central-Komitee der Kaiser einen Regierungsvertreter ernennt: den Kaiserlichen Kommissar und Militärinspekteur der freiwilligen Krankenpflege, damit zwischen dem Staat und diesen Vereinen eine geordnete Fühlung unterhalten werde.

Der deutsche Krieg (1866) verlangte schon bald eine Probe der erst angebahnten Einrichtungen. In dem Grafen Eberhard zu Stolberg-Wernigerode erhielt die freiwillige Krankenpflege eine persönliche Spitze. Derselbe wurde zum Kaiserlichen Kommissar und Militärinspekteur bestellt, war als solcher General-Bevollmächtigter des preußischen Vereins für im Felde verwundete Krieger und außerdem Kanzler des Johanniter-Ordens. — Neben dem übrigen schon in früheren Kriegen thätig gewesenen Pflegepersonal war diesmal zuerst die von Dr. Wichern und andern eingerichtete „Felddiakonie" thätig, aus jungen Leuten bestehend, die sich für gewisse Zeit zur Verfügung stellten. Aus den schon im Kriege thätig gewesenen Frauen konstituierten sich seit 1866 die einzelnen vaterländischen Frauenvereine, die sich nach und nach unter sich und vielfach auch mit den Vereinen für im Feld verwundete und erkrankte Krieger (für den Kriegsfall) zusammengeschlossen haben. In gewisser Weise die Spitze des Ganzen ist seit 1869 das Central-Komitee der deutschen Vereine vom roten Kreuz mit Sitz in Berlin. (Die Gesamtorganisation ist bei den verschiedenen Teilvereinen eine mannigfach abweichende.) — Als Resultat dieses Kriegs zeigte sich die Notwendigkeit, die Organisation der ganzen Sache viel straffer und damit wirksamer zu gestalten und die freiwillige Liebesthätigkeit ganz der staatlichen und militärischen einzugliedern und unterzuordnen. Dieser Grundsatz beherrscht schon die 1869 erlassene Instruktion über das Sanitätswesen der Armee im Felde.

Im deutsch-französischen Kriege (1870/71) wurde Fürst Hans Heinrich von Pleß als Königlicher Kommissar und Militärinspekteur ernannt. Es fand eine außerordentliche Entfaltung der freiwilligen Liebesthätigkeit statt. Die Segensfrüchte blieben nicht aus. Unter Delegierten des Fürsten Pleß, meist Johannitern, waren die evangelischen und katholischen Genossenschaften, die Vereine für im Felde verwundete Krieger, die vaterländischen Frauenvereine, Felddiakonen und andere, einzeln oder genossenschaftlich zusammengeschlossen (z. B. weltliche Vereinskrankenpflegerinnen) zur Linderung der Not thätig. Die Resultate dürfen als im ganzen befriedigende bezeichnet werden, wenngleich einzelne Mißstände unvermeidlich waren. Namentlich zeigte sich, daß es notwendig sei, schon in Friedenszeiten auf Gewinnung eines geschulten Pflegepersonals Bedacht zu nehmen, um nicht im Moment des Kriegsausbruchs erst die Persönlichkeiten auffordern, aussuchen und vorbilden lassen zu müssen. Die Erfahrungen wurden niedergelegt in der Kriegssanitätsordnung von 1878, die, im Geist der früheren Instruktion von 1869 einhergehend, einzelnes geändert und genauer bestimmt hat. Namentlich ist auch hier der Grund-

satz streng durchgeführt: die Freiwilligkeit besteht nur im Kommen. Für den einmal Angenommenen aber ist sein Thun Sache der Pflicht und des Gehorsams.

Die neuesten Versuche zur Gewinnung eines zahlreicheren Personals gehen teils vom Johanniterorden aus, der mit den Diakonissenhäusern in Beziehung getreten ist zur Ausbildung „dienender Schwestern" (1886) und vom „roten Kreuz", welches mit J. Wichern, dem Direktor des Rauhen Hauses, sich in Benehmen gesetzt hat zur Gewinnung und Ausbildung von männlichen Nothelfern unter dem Namen „Genossenschaft freiwilliger Krankenpfleger im Kriege" (1886). Beide Unternehmungen stehen noch ganz in den Anfängen.

Die für Kriegszwecke zunächst geschaffenen oder im Krieg thätigen Organisationen entfalten zum größten Teil (Johanniter, evangelische und katholische religiöse Genossenschaften, vaterländische Frauenvereine) auch eine sehr ausgedehnte Friedensthätigkeit und stehen dann auch für Zeiten der Seuche zur Verfügung. Nur einige Seuchenzeiten sollen namhaft gemacht werden, in denen die freiwillige Liebesthätigkeit eingegriffen hat. So: 1848 Typhus in Oberschlesien (Kaiserswerther Diakonissen, Brüder des Rauhen Hauses, Duisburger Diakonen). 1849 Cholera im Rheinland, Westfalen (Kaiserswerther Diakonissen, Duisburger Diakonen). 1850 Pocken in der Rheinprovinz (Duisburger Diakonen). 1864—66 Pocken in der Rheinprovinz (Kaiserswerther Diakonissen). 1866/67 Cholera hin und her in Deutschland (Kaiserswerther Diakonissen, Duisburger Diakonen). 1868 Typhus in Ostpreußen (Kaiserswerther Diakonissen, Diakonissen von Bethanien-Berlin, Duisburger Diakonen). 1868 Typhus in Finnland (Duisburger Diakonen). 1873 Cholera in Ostpreußen (Duisburger Diakonen). 1885 Typhus in Wiesbaden (Kaiserswerther Diakonissen).

Einrichtung und Arbeit. Die Erfahrung hat gelehrt, daß, ganz ebenso wie beim Heer, auch bei der freiwilligen Liebesthätigkeit die Vorbereitung im Frieden maßgebend ist für die Leistungsfähigkeit im Krieg.

Diese vorbereitende Thätigkeit erstreckt sich auf ein Vierfaches. Zunächst die Organisation. Von entscheidender Wichtigkeit ist dabei die einheitliche Spitze, wie sie in dem Kaiserlichen Kommissar und Militärinspekteur der freiwilligen Krankenpflege gegeben ist. Durch dieselbe werden zusammengefaßt und mit dem militärischen Organismus in Verbindung gesetzt die drei großen, sonst ganz selbständig dastehenden Gruppen: die Johanniter, die religiösen Genossenschaften von Berufspflegern und Pflegerinnen (Diakonen, barmherzige Brüder, Diakonissen, barmherzige Schwestern), die Vereine vom roten Kreuz (die Männer- und die Frauenvereine). Die Organisation der beiden ersten Gruppen ist eine im wesentlichen abgeschlossene und durch die Erfahrung bewährte. Von der dritten Gruppe wird man das noch nicht sagen können. Die Beziehungen der einzelnen größeren und kleineren Männer- und Frauenvereine zu einander sind noch sehr verschieden geartet und wenn auch keineswegs Uniformität auf diesem Gebiete erstrebt werden darf, so thut doch größere Einheitlichkeit und Gleichartigkeit not. Die jetzige Buntscheckigkeit erfordert ein förmliches Studium, wenn man zur näheren Kenntnis gelangen will. Wirklich hat

man sich auch bisher dem Ziele größerer Einheitlichkeit fortschreitend genähert. — Zum zweiten handelt es sich um die Gewinnung und Ausbildung eines tüchtigen Pflegepersonals. Ist an die Erreichung dieses Zwecks nicht im Frieden alle Kraft gewendet worden, so sieht man sich beim Ausbruche eines Krieges in die Notwendigkeit versetzt, minder taugliche oder gar zweifelhafte Kräfte anzunehmen. Dadurch ist früher der guten Sache ernstlich geschadet worden. Nun liegt im Johanniterorden und in den religiösen Genossenschaften ja schon von selbst das Streben nach Ausbreitung, Gewinnung neuer Kräfte, bei den letzteren auch nach technischer Ausbildung derselben. Das Wachstum dieser Körperschaften ist unabhängig von dem Hinblick auf den Krieg; es vollzieht sich aus anderen Gründen. Aber wenn sie in Blüte stehn, wird es der Pflege im Krieg zu wesentlichstem Nutzen gereichen. Gerade wegen dieser anderswo als in der Kriegsbegeisterung begründeten Festigkeit und Geschlossenheit dieser Korporationen werden sie allezeit den soliden Kern von Kräften abgeben können und müssen, an den sich freiere Gebilde zwar nicht organisch, aber doch in der Thätigkeit anschließen können. Letztere sind die Vereine vom roten Kreuz, für tausend notwendige, aber mehr in der Peripherie liegende Dinge vortrefflich, aber für die eigentliche Pflege auf berufliche Kräfte angewiesen. Dies hat man auch erkannt und deshalb weltliche Nachbilder der katholischen und evangelischen Schwesternhäuser in den Pflegerinnen-Mutterhäusern und -Schulen geschaffen. Auf die neuerdings von seiten des Johanniterordens als auch des roten Kreuzes begonnenen Versuche, ein Mittelding zwischen beruflichen und freien Pflegekräften herzustellen, ist oben schon hingewiesen worden. — Zum dritten handelt es sich um Friedensarbeit für diese verschiedenen Organe. Ohne Arbeit würden sie erlahmen, versumpfen oder zerflattern. Auch hier haben's die Vereine vom roten Kreuz am schwersten, da sie in erster Linie auf den Krieg zugeschnitten sind. Sie mußten und müssen sich erst eine Friedensthätigkeit suchen, und diese muß zugleich eine solche sein, welche die vorhandenen Kräfte nicht so festlegt, daß sie für den Kriegsfall nicht mehr zu haben sind. Doch ist es den Frauenvereinen gelungen, sich eine vielseitige Friedensthätigkeit zu schaffen. Für sie war das ja auch in ganz anderm Grade Lebensfrage wie für die Männervereine. — Zum vierten gilt es, die nötigen sachlichen Vorbereitungen zu treffen. Es muß die Kenntnis aller betreffenden Verhältnisse, namentlich auf litterarischem Wege, verbreitet, es müssen alle vorbereitenden Arbeiten zur raschen Mobilisierung auch des Heeres der Liebesarbeit gemacht und stets auf der Höhe der Aufgabe erhalten werden. Muster- und Sachendepots sind anzulegen, Lazarette, Krankentransportmittel sind bereitzuhalten ꝛc. ꝛc.

Tritt Krieg ein, so findet nur die Verwendung der also vorbereiteten Kräfte statt. Nur ausnahmsweise geschieht diese Verwendung bei der Feldarmee selbst. Vielmehr hat die freiwillige Krankenpflege ihr eigentliches Thätigkeitsfeld im Rücken der Feldarmee, und zwar hier bei den Etappenlazaretten, bei der Evakuation, in den Lazarettzügen, in den Reservelazaretten u. s. w. Eine außerordentlich wichtige Thätigkeit wird auch entfaltet durch Sammlung von Geld und Naturalgaben aller Art, wie sie für die Soldaten im Felde und für die Verwundeten und Kranken mit ihren

tausend Bedürfnissen von Wert sind; durch die Verpackung, Versendung, Überführung, Verteilung dieser Gaben; durch Vermittlung des Briefverkehrs zwischen den Verwundeten und ihren Angehörigen.

Dies alles aber ist beherrscht von dem obersten Grundsatz, daß die freiwillige Krankenpflege im Kriege nicht einen selbständigen Faktor neben der staatlichen bildet, sondern nur in Unterordnung unter dieselbe arbeiten kann und darf.

Für den einzelnen Pfleger und die einzelne Pflegerin nimmt die Arbeit im Kriege meist die Gestalt der Hospitalpflege, die Arbeit in Seuchenzeiten diejenige der Gemeindepflege an, nur daß sich dieselbe in beiden Fällen unter dem Drang der Umstände nicht in der geregelten Weise wie sonst vollzieht. Die massenhaft auftretende Not, die oft unvollkommenen, im Augenblick erst geschaffenen Einrichtungen 2c. stellen an die Liebe, Thatkraft, Geistesgegenwart des Personals außerordentliche Anforderungen.

Schwierigkeiten und Gefahren. Neben den selbstverständlichen Schwierigkeiten und Gefahren, welche die ganze Situation bei Krieg und Seuche mit sich bringt, ist hier nur auf diejenigen hinzuweisen, welche aus dem thatsächlichen Betrieb der Liebesthätigkeit, wie die Geschichte bezeugt, erwachsen sind. Wir weisen hier nur auf die Schwierigkeiten hin, welche sich ergeben bei der Verbindung der offiziellen und der freiwilligen Arbeit, bei der Organisation der letzteren und der Notwendigkeit, das friedliche Nebeneinander der verschiedenen koordinierten Faktoren aufrecht zu erhalten, die richtige Auswahl und Ausbildung der Persönlichkeiten zu veranlassen („Schlachtenbummler") u. s. w.

Ziel und Segen. Je grauenhafter die Notstände bei Krieg und Seuchen sind, desto köstlicher die Freude, hier Hilfe und Linderung bringen zu können. Der Segen, welchen dabei die Arbeiter und Arbeiterinnen der i. M. erbitten und durch ihr Thun herbeizuführen suchen, ist der, daß die Hilfe in leiblicher Trübsal als ein Ausfluß der göttlichen Liebe empfunden und also für das geistliche Leben fruchtbar werde.

§ 49. Sonntagsfrage.

Notstand. Bei der Sonntagsfrage handelt es sich um zweierlei: Sonntagsruhe und Sonntagsheiligung. Wird die erstere nicht gehalten, so ergeben sich Nachteile in Bezug auf die Gesundheit. Der Mensch ist nun einmal so beschaffen, daß er auf die Dauer eine nie durch einen freien Tag unterbrochene Arbeit nicht aushält; ja selbst eine seltnere als nach je 6 Tagen stattfindende Pause hat sich z. B. in der französischen Dekadenzeit als nicht genügend erwiesen. Dem schließen sich national-ökonomische Nachteile an. So werden bei mangelnder Sonntagsruhe die Kräfte der Menschen früh verbraucht, es tritt zu bald Invalidität ein. Auch wird die ununterbrochen geschehende Arbeit freudlos und deshalb schlecht gethan (z. B. Unglücksfälle, durch Übermüdung von Eisenbahnbediensteten veranlaßt). Endlich ergeben sich auch schwerwiegende soziale Nachteile. Das Familienleben kann bei der steten Arbeitshetze durchaus nicht sein Recht erhalten; so bekommt der vom Morgen bis zum Abend auswärts beschäftigte

Vater seine jüngeren Kinder kaum anders als im Bett liegend zu sehen, hat keine Zeit und auch nach saurem Arbeitstag keine Lust, sich mit ihnen abzugeben. (Vergl. jene Kindesfrage: Nicht wahr, Mutter, der Sonntag ist der Tag, an dem du uns lieb hast? Mutter: Ich habe euch alle Tage lieb. Kind: Aber du hast keine Zeit, es uns zu zeigen.) Auch der Verkehr der Menschen außerhalb der Familie leidet unter der Sonntagslosigkeit. Ja die ganze Führung des Lebens wird eine verkehrte, wenn der Mensch zur Maschine herabgedrückt wird. — Die Sonntagsruhe macht die Sonntagsheiligung möglich, die Bethätigung religiöser Sitte und Pflicht, christlicher Erbauungsbedürfnisse in Einsamkeit und Gemeinsamkeit, in Familienandacht und namentlich im Gottesdienst. Hier ist die Kraftquelle für die saure Wochenarbeit, des Lebens Kämpfe und Nöte. — Aber die Sonntagsruhe verbürgt noch nicht die Sonntagsheiligung. Oft tritt auch an die Stelle der rechten gottwohlgefälligen Verwendung der arbeitsfreien Zeit zu leiblicher, geistiger und geistlicher Erquickung der Mißbrauch im Dienste des Fleisches und weltlicher Lüste. So erweist sich die Sonntagsheiligung als die allein vollgültige Bürgschaft und die rechte Kraft der Sonntagsruhe. — Unter den evangelischen Ländern besteht wohl die ernsteste Sonntagsfeier in Schottland. In Deutschland herrscht im ganzen große Laxheit, im Norden noch mehr als im Süden. In Norddeutschland wird wohl mehr durch Sonntagsarbeit, im Süden vielleicht mehr durch falsche Sonntagsvergnügungen gesündigt.

Geschichte. Die ersten Spuren der Sonntagsfeier finden sich 1 Kor. 16, 2; Apgesch. 20, 7; Offb. 1, 10. An letzterer Stelle steht der Name „Tag des Herrn". Der Barnabasbrief nennt ihn den „rechten Tag" (mit Rücksicht auf die Auferstehung); Justin der Märtyrer den „Sonntag" (unter Hinweis auf den ersten Schöpfungstag und den Auferstehungstag). Von einer Begründung des Sonntags mit dem jüdischen Sabbathgebot weiß weder das Neue Testament (vielmehr Kol. 2, 16; Gal. 4, 10 f.; Röm. 14, 5 f.) noch die ganze alte Kirche etwas, bis zu Gregor d. Gr. — Erst nach ihm, im Mittelalter, drang die gesetzliche Anschauung vom Sonntag durch, und in dieser Zeit kam auch erst die Begründung des Sonntags durch das alttestamentliche Sabbathsgebot auf. — Mit der Reformation wurde diese Anschauung gänzlich hinfällig. Luther und Melanchthon, Zwingli und Calvin sind in der Verurteilung dieser gesetzlichen Ansicht ganz einstimmig (vergl. z. B. Luther im großen Katechismus. Er sagt mit Bezug auf die Ruhe und gottesdienstliche Auszeichnung des Sonntags: „Solches aber ist nicht also an die Zeit gebunden, wie bei den Juden, daß es müßte eben dieser oder jener Tag sein, denn es ist keiner an ihm selbst besser denn der andere; sondern sollte wohl täglich geschehen, aber weil es der Haufe nicht warten kann, muß man je zum wenigsten einen Tag in der Woche ausschießen. Weil aber von alters her der Sonntag dazu gestellet ist, soll man's auch dabei bleiben lassen, auf daß es in einträchtiger Ordnung gehe und niemand durch unnötige Unordnung eine Änderung mache"). Erst durch die puritanische Bewegung in England wurde die gesetzliche Praxis und die Begründung des Sonntags mit dem Sabbathgebot, die im Mittelalter geherrscht hatte, wieder aufgenommen

und hat sich durch den Methodismus und Pietismus bis in unsere Zeit fortgepflanzt.

Seit Wichern zur innern Mission aufgerufen hat, ist auch die Sonntagsfrage bei uns wieder in Fluß gekommen. Durch die Kirchentage und Kongresse, wie besondere Versammlungen, durch Petitionen und Denkschriften wurde an Behörden und an das öffentliche Bewußtsein appelliert. Die lebhafteste Agitation hat die seit 1861 bestehende „Schweizer Gesellschaft für Sonntagsheiligung" (mit ihrem Präsidenten Alexandre Lombard in Genf seit 1871) ins Werk gesetzt, deren Verbindungen sich auch nach Deutschland erstrecken. Doch ist mit alledem nur hie und da und fast immer nur vorübergehend ein Erfolg errungen worden. Nur darin darf man einen wirklichen Fortschritt begrüßen, daß weitere Kreise den Segen des Sonntags angefangen haben zu begreifen. Selbst von einigen kirchlich Liberalen (Lammers in Bremen), sowie von seiten der Sozialdemokraten (von diesen jedoch meist unter Verknüpfung des Sonntags mit dem Normalarbeitstag) ist die Sonntagsruhe eifrig verfochten worden.

Abhilfe des Notstands. Ein jeder beginne bei sich selbst und in seinem Haus, es mit Sonntagsruhe und Sonntagsheiligung genau zu nehmen. Man unterlasse Einkauf und Verkauf, gestalte in der Zubereitung des Essens und in der ganzen Hausarbeit alles so einfach wie möglich, der Kirchgang aller irgend abkömmlichen und nicht durch Krankheit verhinderten Hausgenossen sei unausweichliche Regel und Sitte u. s. w. — Auch Vereinigungen bestimmter Geschäfte, Fabriken u. s. w., den Sonntagsbetrieb einzustellen oder zu beschränken, sind empfehlenswert, insofern sie eine Anregung geben und den Beweis liefern, daß man ohne Sonntagsarbeit bestehen kann (ein Beweis, der übrigens durch die englische und amerikanische Praxis längst für jeden, der sehen will, erbracht ist; aber ein Beweis aus der Nähe hat mehr Kraft). Allein alle derartige Bestrebungen haben immer nur vorübergehende Wirkung gehabt. Später erlahmt der Ernst und der Eifer und es beginnt wieder der alte Schlendrian. Diesen Anläufen und Privatversuchen müßte die Obrigkeit in ganz anderer Weise, als bisher im allgemeinen geschehen ist, entgegenkommen. Zunächst durch schärfere Handhabung der schon jetzt bestehenden gesetzlichen Vorschriften, sodann durch Ausbau der betreffenden Gesetzgebung, z. B. in Bezug auf jede öffentlich sichtbare oder geräuschvolle Arbeit in Feld und Garten, Werkstatt und Fabrik, jede Thätigkeit in Gewerbe und Industrie (wobei ein direkter oder indirekter Zwang gegen Lehrburschen, Gesellen, Arbeiter stattfindet), Lustbarkeiten, Tanzvergnügungen, Märkte, öffentliche Versammlungen und Aufzüge. Nur wenn der Sitte durchs Gesetz ein Halt, dem Abhängigen und Schwachen ein Schutz, den Verwaltungsbehörden selbst eine Waffe in die Hand gegeben wird, können wir hoffen, entschieden weiter zu kommen. So sollte die Einwirkung auf die Gesetzgebung das Hauptbestreben der Vereine und Persönlichkeiten sein, welche die Sonntagssitte befördern wollen. Daneben kann die Einwirkung auf einzelne und einzelnes hergehen, aber mit bloßer Freiwilligkeit kommen wir hier nicht aus.

In gleichem Schritt mit dem, was Staat und Volkssitte für Sonntagsruhe thun, muß die Arbeit der Kirche für Sonntagsheiligung gehen.

Sie lehre den Sonntag recht benutzen, sorge durch reichliche, passend gelegte, verschiedenartige (auch reichlich mit Gesang ausgestattete liturgische) Gottesdienste dafür, daß allen, die irgend wollen, das Lebensbrot geboten werde. Damit verbinde sich die Pflege der Jugend in Sonntagsschulen, Jünglings- und Jungfrauenvereinen, die Veranstaltung christlicher Volks-, Missions-, Gesangfeste, der häusliche Sinn und die Privaterbauung empfange Nahrung aus Volksbibliotheken und christlichen Zeitschriften u. s. w.

Schwierigkeiten und Gefahren. Die größte Schwierigkeit für Einführung einer guten Sonntagssitte liegt darin, daß der natürliche Mensch nicht gern Opfer bringt. Und doch müssen kleinere und größere Opfer zunächst hier verlangt werden. Der Kaufmann, Fabrikant und Handwerker, so gut wie der Arbeiter müssen es wagen, den Sonntagsverdienst aufzugeben und es Gott zutrauen, daß man auf die Dauer mit nur sechs Arbeitstagen doch weiter kommt als mit sieben. Das verursacht natürlich anfangs eine Einbuße. Die muß drangegeben werden. — Auch Opfer der Selbstbeschränkung in kleinen Dingen, in mancherlei Bequemlichkeiten und Gewohnheiten müssen gebracht werden (man kann dies und jenes nicht kaufen, muß auf Briefe bis zum Montag warten, darf die Dienstboten nicht wie am Werktag beschäftigen). Dies alles nicht, weil es durch ein Einzelgebot Gottes verlangt wird, sondern weil es dem allgemeinen Gottesgebot der Liebe zum Nächsten entspricht. — Opfer müssen auch von denen gebracht werden, welche durch Halten der Sonntagsschule, der Vorträge in den Vereinen 2c. oft eine beträchtliche Mühe auf sich nehmen.

Eine weitere Schwierigkeit besteht in dem Widerstreben der Behörden, eine schärfere gesetzliche Regelung eintreten zu lassen. Sie sagen stets: das Gesetz kann die Sonntagsfeier nicht herbeiführen, die Sitte muß es thun. Aber die Sitte kann gar nicht erstarken, allgemein werden, durchdringen, die Geldgier und den Egoismus einzelner besiegen, wenn nicht das Gesetz hilft. Den Anläufen, zu einer guten Sitte zu gelangen, sollte das Gesetz auf halbem Weg entgegenkommen, aber nicht abwarten wollen, bis die Sitte sich völlig durchgesetzt hat.

Ein großer Schaden ist der Sonntagsfeier durch die falsche Begründung durchs alttestamentliche Sabbathgebot verursacht worden. Dieselbe hat namentlich auch in sonst ernst christlichen Kreisen Anlaß und Vorwand zu einer gewissen Opposition gegen strenge Sonntagssitte gegeben. Man glaubte, die letztere hänge notwendig mit jener gesetzlichen Begründung zusammen. Man wollte sich nicht fälschlich etwas im Namen eines direkten Gottesgebots zur Sünde machen lassen, was man als Forderung der Liebe gegen das Wohl des Nächsten vielleicht hätte gelten lassen. Auf alle Fälle braucht und verträgt die göttliche Wahrheit keine falschen Stützen.

Endlich besteht auch eine große Gefahr für gesetzliche oder für unbotmäßige Geister darin, daß sie die evangelische Freiheit zum Deckel der Bosheit mißbrauchen. Sie verwechseln Freiheit mit Willkür und bedenken nicht, daß die Forderung der Liebe reichlich soviel in sich faßt, als alle Einzelgebote zusammengenommen. Solchen zuchtlosen oder knechtischen Menschen gegenüber muß das Staatsgesetz nachhelfen und einfach

im Namen der Ordnung verlangen, was jene aus Liebe nicht gewähren wollen.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Dieselben sind schon bei der Abhilfe der Notstände erwähnt.

Ziel und Segen. Eindämmung und Beseitigung der oben bezeichneten Notstände und Herbeiführung des Segens, der für Gesundheit, Familien- und Volkswohl, für Kirchlichkeit und Christlichkeit aus der rechten Sonntagsfeier für den einzelnen und die Gesamtheit erwachsen muß.

§ 50. Schulfrage.

Notstand. Es handelt sich hier nicht um diesen oder jenen einzelnen Notstand, der sich im Schulleben finden mag, sondern um die modernen Bestrebungen, die gesamte Schule von dem christlichen Lebensgrund loszulösen und dem Einflusse der Kirche zu entziehen. Es sind drei Formen dieser Loslösung bis jetzt in der Praxis aufgetreten.

Die religionslose Schule darf als die auf diesem abschüssigen Wege fortgeschrittenste bezeichnet werden. Sie besteht z. B. in Nordamerika und Holland. Man überläßt den Religionsunterricht völlig dem Haus und der Kirche und erteilt nur allgemeine Sittenlehre. Eine solche Schule giebt den größten und wichtigsten Teil der Erziehungsaufgabe völlig aus der Hand. Ihr fehlt nicht nur der wichtigste Unterrichtsgegenstand, sondern der Springquell, aus welchem die ganze Schule Kraft und Leben empfangen muß.

Die konfessionslose Schule sieht harmloser aus, ist aber vielleicht noch schlimmer als die religionslose. Denn in dieser sieht man wirklich von aller Religion, soweit das eben überhaupt möglich ist, ab; in jener ist man genötigt, eine neue Religion oder Konfession zu fabrizieren. Man will nämlich hier nicht auf Religion, vielleicht sogar nicht auf christliche Religion verzichten. Doch da man dieselbe nicht in irgend einer der geschichtlich gewordenen Gestalten (des Judentums, Katholicismus, Protestantismus, lutherischen, reformierten Glaubens) annehmen will, ist man zum Herstellen eines Mischmaschglaubens, oder eines faden Absuds aller Religionen genötigt, den man uns ebensowenig als etwas Lebensvolles wird aufschwatzen können, wie wenn jemand uns „Obst" zu liefern verspräche, das weder Äpfel, noch Birnen, noch Zwetschen, noch irgend eine Spezialsorte, sondern nur allgemein „Obst" sei. Jeder Vernünftige würde solchem Menschen die Thür weisen. Leider finden die analogen Anerbietungen auf religiösem Gebiet immer noch Zuhörer und Weiterverbreiter, wenn auch kaum wirkliche Abnehmer zum eignen Gebrauch.

Die paritätische oder Simultan-Schule erteilt den Religionsunterricht konfessionell (durch Lehrer der betreffenden Konfession) und alle übrigen Fächer, soweit möglich, ohne Rücksicht auf Religion. Soweit möglich — denn wer vermöchte Geschichte zu unterrichten ohne religiöse Färbung und Parteinahme. Ja selbst in einem Fach wie Geographie müßte der Lehrer das Bedeutendste, Gemütvollste, Interessanteste, Erziehlichste bei

Seite lassen, und an dessen Stelle das Gleichgültige setzen. Bei Worms würde z. B. das Lutherdenkmal mit einer bloßen Erwähnung abgethan werden müssen, während die dortige große Glanzlederfabrik, als konfessionell ungefährlich, einer wärmeren Berücksichtigung sich erfreuen dürfte. — Es kann einzelne Notfälle geben, in welchen bei Kleinheit und Armut der betreffenden Gemeinden überhaupt nur in dieser Weise die Erhaltung einer Schule möglich ist, da mag man sie als üble Notwendigkeit gelten lassen. Wer sie zur allgemeinen Einführung empfehlen wollte, könnte das nur aus Unkenntnis, mutwilliger Experimentiersucht oder Feindschaft resp. Gleichgültigkeit gegen den lebendigen Glauben thun.

Das letzte, oft unausgesprochene, wohl bei manchen unbewußte Ziel aller dieser Bestrebungen ist die religionslose Schule. Von pädagogischer Seite ist die dabei immer zu Tage tretende Überschätzung der Verstandeskultur, das Zurücktreten der Charakter, Gemüt und Willen bildenden, also namentlich religiösen Einflüsse zu tadeln.

In Deutschland wirken u. a. in diesem von dem Evangelium abgewandten Sinne die Allgemeine deutsche Lehrerversammlung und der Liberale Schulverein (Prof. Jürgen Bona Meyer in Bonn).

Wir wünschen Erhaltung der konfessionellen Volksschule, welche, wenn auch immerhin unter staatlicher Leitung stehend, doch dem berechtigten Einfluß der Kirche und des Hauses offen steht.

Leider gestattet der betreffende § 24 der preußischen Verfassung der persönlichen Gesinnung des Ministers vielzuviel Einfluß. Er lautet: Bei der Einrichtung der öffentlichen Volksschulen sind die konfessionellen Verhältnisse möglichst zu berücksichtigen.

Geschichte. Aus der Zahl der vereinsmäßig gestalteten Gegenbestrebungen nennen wir als besonders wichtig:

den schon Jahrzehnte bestehenden deutschen evangelischen Schulverein (derzeit Ordner: Direktor Dr. Kolbe in Treptow a. R., Organ: Ev. Monatsblatt für die deutsche Schule);

den Verein zur Erhaltung der evangelischen Volksschule, der durch seinen Agenten Pfarrer Zillessen-Orsoy (Rh.-Pr.) eine lebhafte Agitation gegen die durch das Ministerium Falk schon ziemlich weit gediehene Simultanisierung der Schule mit gutem Erfolg ins Werk gesetzt hat (Organ: Monatliche Mitteilungen des Vereins zur Erhaltung der evangelischen Volksschule);

den evangelischen Lehrerbund (Vorsitzender: Hauptlehrer Götze in Hamburg; Organ: Monatsblatt des evangelischen Lehrerbundes);

den evangelischen Schulkongreß (Vorsitzender Direktor Dr. Leimbach in Goßlar); derselbe hat schon mehrere zahlreich besuchte Versammlungen zu Frankfurt a. M. 1882, zu Kassel 1883, Stuttgart 1884, Hannover 1886 abgehalten, die segensreich gewirkt haben.

Eine hervorragende praktische Leistung auf dem Gebiete des höheren Schulwesens ist das Gymnasium in Gütersloh (Westfalen), von Männern wie Pastor L. Feldner, Superintendent Huchzermeier ꝛc. im Jahre 1851 begründet. König Friedrich Wilhelm IV. legte 1852 den Grundstein des Gymnasialgebäudes mit den Worten: „Christus der Grundstein, Christen die Bausteine, Gott führe den Bau.“ Die Anstalt

hat sich durch ihre wissenschaftlichen Leistungen, welche u. a. durch die häufigen Dispensationen der Abiturienten von dem mündlichen Examen bezeugt werden, einen geachteten Namen erworben. Eine ganze Reihe tüchtiger Männer, unter denen der stärkste Prozentsatz Theologen, sind aus dem Gütersloher Gymnasium hervorgegangen. Um die christliche Haltung der Schule hat sich der Religionslehrer und Anstaltspastor Th. Braun hervorragendes Verdienst erworben, welcher von Anfang an bis zu seiner 1884 erfolgten Wahl zum Generalsuperintendenten und Pastor an St. Matthäi in Berlin (als Nachfolger Büchsels) in großem Segen an der Anstalt gewirkt hat.

Abhilfe des Notstands. Weil keinerlei private Bemühung auch nur annähernd den Schaden ausgleichen kann, der auf unserm Gebiet durch eine verkehrte Gesetzgebung geschieht und geschehen würde, so ist in erster Linie das Absehen aller betreffenden Vereine auf die Beeinflussung der Gesetzgebung zu richten. Zu dem Zwecke müssen namentlich auf dem Weg der Zeitungen und öffentlichen Versammlungen, sowie der Einzelbemühungen die Eltern über die Tragweite der so oder anders gestalteten Verhältnisse aufgeklärt werden. — In den Staaten, in welchen verhältnismäßig günstige gesetzliche Bestimmungen bestehen, sind diese zum inneren Ausbau der Schule thunlichst auszunutzen. Dabei kann zumal den Lehrern gegenüber der Thatbeweis geliefert werden, daß die Kirche, wie sie die Mutter der Schule war, so auch noch jetzt die beste Freundin der erwachsenen Tochter ist. — Die christlichen Lehrer aber haben die Aufgabe, ihre ganze Persönlichkeit dafür einzusetzen, daß die evangelische Schule den Beweis des Geistes und der Kraft liefere, durch Unterweisung der Kinder in der Zucht und Vermahnung zum Herrn, sowie durch eignes Vorbild in christlich-kirchlichem, lebendig-gläubigem Wandel. — Als ein Mittel der Erziehung der Kinder zu kirchlichem Leben dürften auch an passender Stelle dargebotene Hinweise auf die Arbeit der innern Mission anzusehen sein. Ein Interesse der Lehrer dafür dürfte wohl um so mehr vorausgesetzt werden, weil manche Veranstaltungen der innern Mission die Schule in ihrer Arbeit unterstützen und ergänzen (vergl. unten).

Schwierigkeiten und Gefahren. Eine der Hauptgefahren auf unserm Gebiete ist der Gebrauch von Schlagwörtern, deren Schall die Menge blindlings folgt. Es ist schwierig, aber notwendig, durch sorgsame Behandlung der betreffenden Fragen und dabei angewandte klare Begriffe und scharfe Unterscheidungen Licht in die Sachlage zu bringen. — So wollen die Bestrebungen, den berechtigten Einfluß der Kirche zu wahren, nicht das alte Verhältnis wiederherstellen, wonach die Schule nur eine Abteilung des Kirchenwesens war. Auch darf nicht verkannt werden, daß dem Recht der Kirche über die Schule die Pflicht entspricht, daß die Diener derselben durch pädagogisches Wissen und Können zur Geltendmachung ihres Einflusses ausgerüstet seien. Andererseits besteht vielfach auch in den Kreisen wohlgesinnter Lehrer ein Mißtrauen und eine Empfindlichkeit gegenüber der Kirche und ihren Organen, welche die unbefangene Behandlung dieser Fragen sehr schwierig macht. Gar leicht werden überall Herrschergelüste der Pastoren gewittert, selbst wo von denselben gar nicht die Rede sein kann, obwohl nicht zu leugnen, daß auch hierin gesündigt worden ist.

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Die Schule zählt im Gebiet der innern Mission viele verwandte Einrichtungen, durch welche teils ihre Aufgabe vorbereitet oder fortgesetzt, erleichtert oder an solchen verwirklicht wird, die sonst nicht von ihr erreicht werden. Ich nenne nur: Krippe, Warteschule, Sonntagsschule, Knaben- und Mädchenhorte, die gesamte Fürsorge für die männliche und weibliche Jugend, die gesamte Heilpädagogik. Die Weise aber, in welcher für die Erhaltung der evangelischen Schule gewirkt werden muß, ist vielfach derjenigen, welche man zu Gunsten der Sonntags- und Wohnungsfrage anwendet, ähnlich.

Ziel und Segen. Wenn auch Worte wie diese: „Wer die Schule hat, hat die Zukunft", oder „der deutsche Schulmeister hat die Siege gegen Frankreich erfochten", falsche Weisheit predigen, weil in ihnen nur einem Faktor unter vielen, die zu nennen wären, der ganze Erfolg zugeschrieben wird — wahr ist's doch: der Einfluß der Schule ist ein großer. Deshalb ist's von höchster Bedeutung, welcher Geist die Schule beseelt. Sie beim Evangelium und der Kirche zu erhalten, ist eine wichtige Sache und ein herrliches Ziel.

§ 51. Wohnungsfrage.

Notstand. Je wichtiger die Beschaffenheit der Wohnung für die Gesundheit, Behaglichkeit, Häuslichkeit und Sittlichkeit der Menschen ist, desto verderblicher äußern sich die hier vorhandenen Notstände. Sehen wir ab von besonderen Notzeiten (Umziehterminen der Großstädte, an denen zuweilen Hunderte vorläufig ohne Wohnung bleiben und in Baracken 2c. untergebracht werden müssen) und besonderen lokalen ungünstigen Verhältnissen (Lage an Flüssen mit Überschwemmungsgefahr 2c.), so kann man in der Hauptsache zwischen ländlicher (inkl. kleinstädtischer) und großstädtischer Wohnungsnot unterscheiden. In betreff der einzelnen Behausungen selbst dürfte wohl in der Art der Mißstände, aber nicht in der Höhe und nicht in der Wirkung derselben ein wesentlicher Unterschied zwischen Stadt und Land bestehen. Nur die Umgebung ist hier gänzlich anders als dort. — Der Notstand umfaßt aber folgende Einzelheiten: Es ist eine zu geringe Zahl der für gewisse Stände, namentlich den Arbeiterstand, nötigen Wohnungen vorhanden. Die vorhandenen sind gesundheitsgefährlich (es fehlt an Geräumigkeit, Licht, Luft, Trockenheit) oder ungeeignet eingerichtet (kein Vorratsraum, deshalb muß alles teuer im Detail gekauft oder ganz unpassend, z. B. unterm Bett, untergebracht werden), darunter leidet der Sinn für Ordnung, Reinlichkeit, Wirtschaftlichkeit. Dazu müssen diese jämmerlichen Wohnungen überteuer bezahlt werden (in London pflegt man $^1/_{10}$—$^1/_8$, in Berlin $^1/_5$—$^1/_4$, in Paris $^1/_4$, in Wien $^1/_4$—$^1/_3$ des Einkommens für die Wohnung auszugeben). Um diese Miete aufbringen zu können, bewohnen zuweilen mehrere Familien nur ein Zimmer — eine Einrichtung, welche nur bei völliger Verrohung des Lebens möglich ist, oder letztere sicher zuwege bringt; oder eine Familie nimmt „Einlogierer", worunter die Sittlichkeit meist in hohem Grade leidet. Aber wenn auch die Familien durch Zimmerwände getrennt sind, die Anhäufung von mehreren Hundert Menschen in einem Haus,

auf einem Hof, welche vielfach dieselben Eingänge, Treppen, Korridore benutzen, befördern Zank, Streit, Roheit aller Art. Endlich ist auch noch zu nennen die Abhängigkeit von dem Mietherrn mit seinen nicht selten unerträglichen Kontraktsbestimmungen, die Mietesteigerung, das damit verbundene häufige Umziehen (Kosten, Mobilienbeschädigung, Störung des Hauswesens, „dreimal umgezogen ist so gut wie einmal abgebrannt"), die nomadenartige Heimatlosigkeit (besonders der Kinderwelt schädlich). Dagegen das englische Sprichwort: „Mein Haus ist meine Burg"; und das italienische, ein hohes Doppelglück zusammenfassend: „Mein Haus, meine Mutter!"

Geschichte. Der erste, welcher in Deutschland auf die hier vorliegenden Schäden hinwies, zu ihrer Bekämpfung aufforderte und die Mittel und Wege dazu angab, war V. A. Huber, der seit 1838 in diesem Sinne wirkte. Nachdem einmal die Sache angeregt war, fand er viele Nachfolger.

Unter den praktischen Bestrebungen zur Abhilfe sind die Baugesellschaften verschiedener Art zu nennen, deren es seit Anfang der dreißiger Jahre in England sehr viele giebt. In Deutschland wurden dieselben hauptsächlich seit Gründung der Berliner gemeinnützigen Baugesellschaft 1847 heimisch, haben aber noch nicht die Ausbreitung gefunden wie in England, zum Teil wohl deshalb, weil die auf diesem Gebiet allein wirkungsvollen gefunden Grundsätze noch nicht zur Herrschaft gekommen sind. — Eine besonders interessante und bewährte Einrichtung für die Bedürfnisse der Arbeiter ist die Arbeitervorstadt in Mülhausen (Elsaß) seit 1853, welche nach mehrfachen Versuchen sowohl die praktischsten Wohnhäuser errichtete, als die einzelnen auch durch Anlagen und Institute für das Gemeinwohl zu einem vorbildlichen Ganzen zusammenfaßte.

Einrichtung und Arbeit. Die Grundsätze, deren Innehaltung eine wirksame Bekämpfung der Not verbürgt, lassen sich in drei Worte zusammenfassen: Einzelwohnung, Kolonisation, Eigentumserwerb. — Die Einzelwohnung umfaßt alle für eine Familie nötigen Räume, wofür als Minimum 3000 Kubikfuß zu rechnen sind. Sämtliche hierbei zu stellende Forderungen vereinigt wohl mit denen der Billigkeit die Einrichtung, wonach vier Wohnungen zu einem Parterrehaus verbunden werden. — Vor der Kolonisation, d. h. der planmäßigen Anlage ganzer Häuserkomplexe für die verschiedenen Gesellschaftsschichten (Villenvorstadt, Arbeitervorstadt u. s. w.), hat man zuerst Besorgnisse gehabt, als ob dieselbe eine zu große Trennung und damit feindselige Gesinnung der so geschiedenen Klassen zuwege brächte, als ob ferner die Arbeiterviertel Herde der Sozialdemokratie würden ꝛc. Allein selbst ohne einheitliche Absicht angelegte neue Stadtteile zeigen alsbald einen bestimmten Grundcharakter, und die gehegten Befürchtungen haben sich entweder gar nicht verwirklicht, oder doch nur so, daß man ihre Quellen in ganz andern Verhältnissen suchen muß, als in der bezeichneten Gruppierung der Wohnungen. Vielmehr hat letztere zahlreiche praktische Vorteile: so manche Einrichtung des öffentlichen Wohls, z. B. eine Badeanstalt, kann in einem Arbeiterviertel blühen und rentieren, die im Villenviertel, wo jedes Haus sein Badezimmer hat, völlig zwecklos wäre, u. s. w. — Diese Kolonisation scheint

sich auf den ersten Blick für Arbeiter am einfachsten zu machen, wenn etwa der Fabrikherr deren Wohnungen um die Arbeitsstätte gruppiert („das Wohl der Arbeiter ist das Wohl des Herrn"). Das ist auch durchführbar, sobald die Wohnungen nur vermietet, also wie eine Art Dienstwohnungen des betreffenden Personals angesehen werden. Aber diese Weise verträgt sich nur unter gewissen ziemlich starken Beschränkungen mit dem dritten Grundsatz: dem Eigentumserwerb. Nichts dürfte mehr zu Fleiß und Sparsamkeit anhalten, als die Aussicht, mittelst allmählicher geordneter Abzahlungen „aus einem besitzlosen Arbeiter ein arbeitsamer Besitzer zu werden". Ganz ohne Beschränkungen geht's wohl auch hierbei nicht ab; z. B. besteht in Mülhausen das Gesetz: Keiner darf ohne Einwilligung der Gesellschaft innerhalb der ersten 10 Jahre sein Haus verkaufen, und keiner darf Aftermieter aufnehmen. (Letzteres ist festgesetzt, um die daraus erwachsenden sittlichen Gefahren abzuwehren.)

Als Mittel, um zu solchen Wohnungsanlagen zu gelangen, sind Genossenschaften anzusehen, entweder solche von Kapitalisten, welche unter Innehaltung der genannten Grundsätze sich mit der gewöhnlichen landesüblichen Verzinsung ihres Kapitals begnügen und auf Spekulationsbeute verzichten, oder solche von direkten Interessenten, welche eine Art Bausparkasse errichten und mit dem auf diese Weise zusammengebrachten Geld, unter Benutzung der Vorteile, welche der Großbetrieb bei Ankauf und Bau gewährt, sich selbst zu Wohnungen verhelfen. (Diese letztere Weise ist stark in England vertreten.)

Der Staat muß durch Baugesetze mindestens für Menschenwürdigkeit und Lebenssicherheit der gewöhnlichen Spekulationswohnung sorgen (dazu hat der Staat ebensoviel Anlaß wie zum Erlaß von Gesetzen gegen Nahrungsmittelverfälschung, Kuhpockenimpfung u. s. w.); namentlich wäre es angebracht, wenn der Staat seinen hohen und niederen Beamten Dienstwohnungen baute. „Freigebung der Baugewerbe", welche man früher vielfach im Interesse unsrer Frage verlangt hat, dürfte ein zweischneidig Schwert sein, indem dadurch allerdings die Bauthätigkeit erleichtert, aber auch die Pfuscharbeit befördert wird.

Kann man sich die obengenannten höchsten Ziele nicht setzen, so ist auch eine Thätigkeit, wie sie Oktavia Hill in London entfaltet, die auch schon mehrfach in Deutschland Nachfolge gefunden hat, eine sehr segensreiche. Sie kauft alte, verwahrloste, aber gut gebaute Häuser, läßt sie restaurieren und versucht durch persönliche Einwirkung auf die Mieter, Ausweisung schlechter Elemente u. s. w. das Äußere und Innere eines solchen Miethauses in gutem Stand zu erhalten. Das Schwergewicht fällt hierbei auf die gewissenhafte, pädagogische, bevormundende Thätigkeit des Hausbesitzers.

Schwierigkeiten und Gefahren. Bei solchen Unternehmungen, welche immer größere, zum Teil sehr bedeutende Geldmittel erfordern, ist es von der größten Wichtigkeit, daß die Ausführung nicht nur in wohlwollenden und treuen, sondern auch in durchaus und bis ins kleine sachverständigen Händen ruht, damit nicht durch unpraktisches Vorgehen, unsolides oder luxuriöses Bauen ꝛc. die gehofften Vorteile verloren gehen. — Sodann stehen bei allen solchen Unternehmungen, die von geschäftlichen Voraussetzungen

ausgehen, die religiös-sittlichen Grundsätze in Gefahr, gedrückt, mißachtet, in zweite oder dritte Linie gerückt zu werden. (Treffliches gegenteiliges Beispiel ist das in Mülhausen gültige Verbot der Aftermiete.)

Verwandte und Hilfs-Einrichtungen. Die Wohnungsanlagen für Arbeiter erfahren eine wesentliche Wertsteigerung durch gemeinnützige Anstalten: Wasch- und Badehaus, Vereinslokalitäten, Bäckerei, Verkaufsladen, Einrichtung einer Gemeindediakonie, eines Hospitals, einer Kleinkinderschule, Krippe 2c.

Die Wohnungsanlagen für alle Klassen der Bevölkerung bedürfen freier Plätze, breiter Straßen, öffentlicher Gärten, Spielplätze und Parks und geeigneter Verkehrsmittel: Pferde- oder Dampfbahnen, um mit den Geschäftsmittelpunkten, den Arbeitsplätzen in bequemer Verbindung zu stehen.

Ziel und Segen. Eine Wohnung ist gleichsam der zweite Leib des Menschen; ihr Zustand auf das Seelenleben von wesentlichem Einfluß. Eine gute Wohnung ist die Unterlage für Gesundheit, Gemütlichkeit und alle häuslichen Tugenden; in der Zeit, wo sie erworben wird, ist die Wohnung der beste Spartopf. Recht verstanden ist's ein guter Rat: „Kleide dich nach deinem Stand, iß unter deinem Stand, wohne über deinem Stand."

Neuntes Kapitel.

Arbeitskräfte der inneren Mission.

§ 52. Persönlichkeit, Verein, Anstalt.

Persönlichkeit. Die Bedeutung der Persönlichkeit für die Arbeit im Reich Gottes, also auch in der inneren Mission, ist kaum hoch genug anzuschlagen. Das englische Sprichwort hat recht: „Nicht Maßregeln, sondern Menschen." Und jener ostindische Heide hatte den entscheidenden Punkt erkannt, wenn er sagte: „Was wir bedürfen, ist nicht Christentum, sondern Christen." So hat der Herr Christus zur Eroberung der Welt für sein Reich nicht etwa bei seinem Scheiden ein Gesetzbuch hinterlassen, oder den Völkern einen Brief geschickt, sondern zwölf Männer hat er hinausgesandt, daß sie aus dem Geist und im Glauben von ihm Zeugnis geben sollten. Und zumal heutzutage ist die Persönlichkeit noch mehr als früher das Ausschlaggebende, da man wohl nicht mit Unrecht sagt: „Früher trug das Amt den Mann, jetzt trägt der Mann das Amt."

Natürlich kommt solche Bedeutung nur der Persönlichkeit zu, welche die für ihren Beruf nötige Begabung hat. Auch zur innern Mission bedarf's einer gewissen Begabung. Dieselbe kann zwar eine sehr verschiedenartige sein nach dem Spezialberuf und der Größe des Kreises, in dem man steht. Gott braucht für den Bau seines Tempels nicht nur Quader-, sondern auch Füllsteine. Aber etwas muß man sein, um etwas zu werden und etwas zu wirken; ganz ohne Begabung kann man in der inneren Mission nicht arbeiten. Bloße Liebe zum Herrn und guter Wille reichen dazu nicht aus. Es müssen körperliche Gaben vorhanden sein (Gesundheit) und geistige Gaben, hauptsächlich für die Praxis, aber auch für die Theorie. — Die Grundlage für alles müssen geistliche Gaben sein. Ohne wahrhaftige Bekehrung sind alle übrigen Gaben für den Arbeiter der inneren Mission große Gefahren. Besonders wichtig ist: Barmherzigkeit mit dem Elend („Mich jammert des Volks") und Treue im Beruf („Man sucht an dem Haushalter nicht mehr, denn daß er treu erfunden werde"). — Eine klare Einsicht in die Besonderheit der gottverliehenen Begabung kann einen aufrichtigen und demütigen Menschen vor der Meinung bewahren, daß er alles könne, weil ihm dies und jenes gelungen.

Begabung kann nur gewinnen durch Ausbildung. Nur Gott kann aus nichts etwas machen. Für menschliche Verhältnisse setzt Ausbildung eine gewisse Begabung voraus. Einen gänzlich unmusikalischen Menschen in der Musik ausbilden zu wollen, wäre Quälerei, Zeitvergeudung, Eigensinn. Dagegen kann jemand, selbst bei geringem Talent, mit guter Schulung und Fleiß ein ganz brauchbarer Arbeiter werden. Sogenannte Autodidakten (Leute, die ihr Wissen und Können nur sich selbst verdanken) stehn in der Gefahr der Überhebung. Eine von ihnen erkannte Wahrheit halten sie leicht für eine überhaupt erst neu entdeckte. Dagegen stellt Unterweisung und Lehre den Zusammenhang mit der Vergangenheit, der Geschichte, den Erfahrungen anderer her. Das Lehrgeld, welches andere bezahlt haben, braucht man doch wahrlich nicht alles noch einmal selbst zu bezahlen. Also verachte niemand eine solide Ausbildung! (Dies thun nur diejenigen, welche selbst keine Ausbildung genossen, oder aus ihr nicht den rechten Nutzen gezogen haben.) Die Ausbildung ist nicht zu Ende mit der Lehrzeit, sondern dauert das ganze Leben lang. Fertige Menschen — schreckliche Menschen! Die Ausbildung in der inneren Mission muß eine praktische und theoretische sein. Schwimmen lernt man nur im Wasser — aber dabei sind doch die Anweisungen des Schwimmlehrers von Wert. Theorie ist in unserm Fall nicht ein Ballast von unbrauchbarem Wissen, sondern eine Unterweisung für die Praxis, wodurch diese sicherer, fruchtbarer und leichter ausführbar wird. (Der Wichtigkeit der Persönlichkeit für die innere Mission ist durch die ausführliche Darstellung der in ihr thätig gewesenen Männer und Frauen §§ 2—8 Rechnung getragen.)

Verein. Bedeutung desselben und Grenzen seiner Kraft. In einem Verein werden mehrere oder viele persönliche Kräfte zu bestimmten Zwecken zusammengefaßt. Und mit vereinten Kräften bringt man nicht selten fertig, was dem einzelnen unmöglich ist. Doch ist auch mancher große Verein ein lahmes, machtloses Ding, während ein ganzer Mann vielen zum Segen werden kann. Eine Vereinigung vieler ist als solche noch lange nicht ein Unterpfand des Gelingens. Es fragt sich eben: wer sich vereinigt, und ob die Gaben und Kräfte derer, die sich zusammengefunden haben, einander ergänzen, förderlich sind, oder sich nur gegenseitig hindern und im Kampf verzehren. Auch ist zu bedenken, daß z. B. ein Verein von 10 oder 100 Männern auf unserm Gebiete nicht die Summe der Kraft dieser zehn oder hundert darstellt. Denn jeder von ihnen, der einen andern sein Leben ausfüllenden Beruf hat, widmet der christlichen Liebesthätigkeit nur hie und da eine Stunde, die ihm von seinem sonstigen Beruf übrig bleibt. So darf man sich nicht wundern, wenn diese hundert in der Weise Vereinigten nur ebensoviel zustande bringen, als ein Mann, der seine ganze Kraft und Zeit an dieselbe Sache setzt. Man darf es, ohne das Vereinswesen unbillig zu beurteilen, gar nicht anders erwarten.

Wirkungsweise. So hat das Vereinswesen wohl eine Bedeutung, an der richtigen Stelle sogar eine große, man darf ihm nur nicht die Arbeit zuweisen, welche nur die Einzelpersönlichkeit ausrichten kann. Wozu kann es beispielsweise dienen? Ein Verein kann eine heilsame Einschränkung und Regulierung des lediglich persönlichen Wirkens des einzelnen

sein, damit letzteres nicht zur Einspännerei, Einseitigkeit, Willkürlichkeit ausarte. Den Unternehmungen, welche nur auf den zwei Augen eines einzelnen Mannes stehen, liegt auch die Gefahr nahe, unterzugehen, oder in Verirrung und Krisen zu geraten, sobald er stirbt. — Ein Verein kann eine Art Zuhörerschaft für einen tüchtigen und begabten, die Sache gründlich kennenden Mann abgeben. Die Mitglieder lassen sich von ihm belehren und sind dann etwa auch ein ausführendes, weitreichendes Werkzeug in seiner Hand. — Dabei können auch die Mitglieder das ihnen vertraute Pfund von besonderen Erfahrungen, Kenntnissen, die ihnen ihr Lebensberuf giebt, geltend machen und verwerten. Jedoch müssen sie soviel Selbstbescheidung haben, diese Einzelheiten nicht zu alles beherrschenden Hauptgesichtspunkten machen zu wollen. — Ein Verein kann die Kontrolle in betreff der äußeren Dinge bei gemeinsamen Unternehmungen, die doch schließlich durch einen oder nur wenige ausgeführt werden können, übernehmen, dem Publikum gegenüber garantieren, daß alles ehrlich und ordentlich zugeht, daß die Mittel stiftungsgemäß verwaltet werden. — Ein Verein kann die Aufgabe haben, den rechten Mann an den rechten Platz zu stellen u. s. w. Aber in fast allen diesen Beziehungen erweist er sich nur als Umkreis eines wirksamen Centrums; die Vereinsmitglieder bezeugen mit ihrer Mitgliedschaft im Grunde nur, daß sie sich von einem oder wenigen Menschen Impulse in einer bestimmten Richtung geben lassen wollen. Auf dies Centrum kommt's nun an, ob diese Impulse in rechter Weise gegeben werden; davon hängt's ab, ob „Leben im Verein" ist. Mag in einem Verein statutengemäß jedes Mitglied soviel zu sagen haben als das andere; thatsächlich haben doch nur einige wenige die Führung. Diese Wahrheit wird in dem englischen Sprichwort offen anerkannt: „Ein Verein ist — sein Sekretär" (der nach englischem Gebrauch der Mann der Exekutive ist, während der Präsident hauptsächlich nur die Repräsentation hat).

Gefahren. Aus alledem ergiebt sich, daß sich Gefahren des Vereinswesens nach zwei Seiten geltend machen können: entweder es wird in das Arbeitsgebiet hineingepfuscht, welches nur der Einzelpersönlichkeit gehört (z. B. wenn ein Verein erziehen, ein Haus regieren will), oder man begnügt sich mit dem bloßen Dabeisein oder Dazugehören (man giebt nur seinen Beitrag, seinen Namen und glaubt dann wunder was verrichtet zu haben). — Besonders wichtig ist auch, daß ein Verein der innern Mission nicht zum Selbstzweck werde, sondern sich dessen immer bewußt bleibe, daß die Menschen sich in ihm zu einem außer ihm liegenden Zweck vereinigt haben. Vergißt er dies, so wird er leicht zum Tummelplatz für bloße Worte, erschöpft seine ganze Kraft in einem großen Apparat von Formalien, so daß er bis zur beabsichtigten Hauptsache kaum durchdringt.

Geschichtliches. Vereine mit Sonderzwecken hat es immer in der Kirche gegeben, mit Ausnahme der ersten Periode (bis ca. 300), in welcher die Kirche selbst noch mehr den Vereinscharakter trug. In jener Zeit bot sie nach ihrer ganzen Lage und Verfassung außer Wort und Sakrament, welche stets die inneren Träger der Christengemeinschaft bilden, ihren Gliedern noch ganz andere die Gemeinschaft fördernde und darstellende Gaben. In demselben Grade, als die Kirche alle diese einzelnen Be-

dürfnisse thatsächlich in den Kreis ihrer Fürsorge aufnahm, waren Vereine mit Sonderzwecken unnötig. Sobald aber die Kirche, etwa mit Konstantin, diesen Charakter verlor, suchten alle nicht in der gottesdienstlichen Gemeinschaft aufgehenden Bedürfnisse in Vereinigungen mit Sonderzwecken ihre Befriedigung. Diese waren natürlich wieder, je nach ihren Aufgaben und Absichten, wie nach dem ganzen Zeitcharakter unter sich sehr verschieden.

Unter den Vereinen für innere Mission in der Gegenwart nennen wir, da diejenigen mit Spezialzwecken je am betreffenden Ort bereits Erwähnung gefunden haben, nur solche, welche in der Förderung des Gesamtgebiets der innern Mission ihre Aufgabe sehen (in chronologischer, teilweise auch sachlich bedingter Reihenfolge).

Der Wohlthätigkeitsverein von Württemberg ist 1817 durch die Königin Katharina angeregt. Er hat manche Rechte der Behörden, ist aber sonst ein freiwilliger Verein. Er umschließt statutarisch Katholische und Evangelische, indessen haben sich letztere in ihm weitaus als die am meisten Thätigen erwiesen, so daß seine ganze Art thatsächlich ein evangelisches Gepräge hat. Er ist eine sehr eigenartige, wohl nur in Württemberg mögliche, heute noch durchaus lebenskräftige Einrichtung. Sein berufsmäßig den Zwecken des Vereins lebendes Mitglied ist Regierungsrat Clausnitzer-Stuttgart. Sein Organ sind die Blätter für das Armenwesen, seit 1848, dessen Redaktion gegenwärtig in der Hand des Stadtpfarrers Laurmann liegt.

Der Centralausschuß für die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche in Berlin entstand 1849 infolge der mächtigen Anregung zur innern Mission, welche Wichern auf dem ersten Wittenberger Kirchentage 1848 gab. Wichern war von Anfang an in ihm die treibende Kraft, später auch sein Präsident. In den Anfangszeiten und solange der „Vater der innern Mission" an seiner Spitze stand, gab er wichtige Anregungen. Wicherns Hauptschrift ist zugleich als Arbeitsprogramm des Centralausschusses veröffentlicht. Es wurden Reiseprediger angestellt, Kongresse für innere Mission abgehalten, mancherlei Notstände zur allgemeinen Kenntnis gebracht und an ihrer Beseitigung mitgewirkt. Sein Organ sind die „Fliegenden Blätter aus dem Rauhen Hause" seit 1845. Auch nach Wicherns Tod hat er u. a. für Abhaltung der Kongresse für innere Mission gesorgt und einige treffliche Denkschriften über einschlägige Themata herausgegeben. Er steht mit sämtlichen altpreußischen Provinzialvereinen, einigen Vereinen außerhalb dieses Kreises und vielen einzelnen Bestrebungen für innere Mission in Verbindung. Jedoch ist, seit fast überall Provinzial- und Landesvereine für innere Mission entstanden sind, seine Thätigkeit zum großen Teil an diese übergegangen; auch befindet er sich seit Jahren in betreff seiner Leitung in einem Provisorium. Sein Sekretär ist Prediger Fr. Oldenberg-Berlin.

Die Gesellschaft für innere Mission im Sinne der lutherischen Kirche (in Bayern) ist von Pfarrer Löhe 1850 gegründet. In ihr nahm Löhe eine ähnliche Stellung ein, wie Wichern im Centralausschuß. Er äußert sich über die Grundlagen und Tendenzen seines Vereines in der Weise, daß er sagt: Man habe sich den Anstoß, der von Wichern ausging, zu Nutz gemacht, „aber wir konnten mit dem konfessions-

losen Stand dieser innern Mission nicht übereinstimmen. Wir wollten nicht mit diesem Strom die Flut der guten Werke in die Kirche einströmen lassen, sondern uns an die Pforten stellen und ihm womöglich eine konfessionelle Bahn weisen. Wir wollten Panier aufwerfen und die Fahne recht hoch tragen, auf der geschrieben steht, daß die rechte Liebe und der rechte Glaube für immer miteinander verbunden sein müssen und keines von dem andern getrennt sein kann." Die Gesellschaft entfaltete zu Löhes Zeiten ein reges Leben. Namentlich war sie für die geistliche Versorgung der nach Amerika Ausgewanderten durch Einrichtung und Unterhaltung der Neuendettelsauer Missionsanstalt thätig. Man verbreitete Traktate und förderte manches einzelne Werk der innern Mission. Mit Ausnahme der Missionsanstalt, deren Arbeit im Segen fortgeht, scheint der Verein nach Löhes Tod auch an dem Mangel einer ihn treibenden und belebenden Persönlichkeit zu leiden. Das Organ der Gesellschaft war früher (1850—66) das „Korrespondenzblatt"; seit 1867 ist es „Freimunds kirchl.-polit. Wochenblatt".

In Bayern bestand außerdem seit 1866 eine Konferenz für innere Mission, welche sich 1886 in einen Landesverein für innere Mission verwandelt hat. Derselbe sieht in Bayern eine große Aufgabe vor sich. Organ: „Puckenhofer Blätter."

Seit 1865 existiert die Südwest-deutsche Konferenz für innere Mission, welche aus Gesinnungsgenossen in Baden, Hessen-Darmstadt, Rheinpfalz (und Württemberg) besteht. Die gemeinsame Verwaltung setzt sich aus den betreffenden Landesausschüssen zusammen. Hierbei ergab sich jedoch für Württemberg insofern ein gewisser Überfluß, als dort neben dem „Wohlthätigkeitsverein" und dem „Evangelischen Verein" auch noch ein „Landesausschuß für innere Mission" dasselbe Feld bearbeitete. So löste sich 1884 der Württembergische Landesausschuß auf und der Evangelische Verein trat zwar nicht formell an dessen Stelle, läßt sich aber doch die Pflege der betreffenden Aufgaben angelegen sein. Unter den früheren Reisepredigern ist besonders Pfarrer Schuster (jetzt in Duisburg) bekannt durch seine Kämpfe mit den Sozialdemokraten. Oberkirchenrat Mühlhäußer gehörte zu den Leitern. Gegenwärtig hat nur der Badische Landesausschuß einen Vereinsgeistlichen: Pfarrer Kayser in Karlsruhe. Organ: „Monatsblätter für innere Mission" 1884 ff. Als Geistlicher des Evangelischen Vereins in Stuttgart ist Pfarrer Falch thätig.

Der Hauptverein für innere Mission in Hannover, seit 1867, arbeitet in Gemeinschaft mit dem schon etwas älteren Evangelischen Verein (1865) zu Hannover. In Personalunion durch den Vereinsgeistlichen (lange Jahre hindurch Pastor Freytag, jetzt Pastor Petri) sind beide Bestrebungen von ihrer Gründung bis heute eng verbunden und haben in der Weise der anderwärts bestehenden Landes- oder Provinzialvereine für innere Mission anregend und segensreich gewirkt. Dem Verein kommt die Leitung durch den in den Fragen der innern Mission ebenso praktisch wie theoretisch bewanderten Abt von Loccum D. Uhlhorn sehr zu statten.

Der Landesverein für innere Mission der evangelisch-lutherischen Kirche im Königreich Sachsen besteht seit 1867 und hat seit jener Zeit zu vielen einzelnen Werken der innern Mission die Anregung

gegeben, namentlich aber eine über das ganze Königreich sich erstreckende Organisation geschaffen (Zweigvereine, Wanderversammlungen), wie sie in dieser Durchführung wohl in keinem andern deutschen Lande zu finden ist. Sein Organ sind die seit 1868/69 erscheinenden „Bausteine". Der Verein hat seine Blüte wesentlich der eifrigen und sachkundigen Anfangsarbeit seines ersten Vereinsgeistlichen, Pastor Hickmann, zu verdanken. Sein Nachfolger ist Pastor Seidel. Präsident des Vereins Graf Otto Vitzthum von Eckstädt. Die große und gut katalogisierte Fachbibliothek des Vereins steht jedem Interessenten, auch nach auswärts, zur Verfügung.

Im Jahre 1876 wurde der Schleswig-Holsteinische Landesverein für innere Mission begründet, mit der Absicht, ein Sammelpunkt für die zersplitterten Unternehmungen der inneren Mission in der Provinz zu sein und eine Quelle der Anregung für weitere Thätigkeit. Dem ersten Vereinsgeistlichen, Pastor O. Palmer aus Hessen, gelang es bald, die Geneigtheit weiterer Kreise der Sache zuzuwenden und namentlich die Gründung einer Anzahl von Herbergen zu veranlassen. Der jetzige Vereinsgeistliche, Pastor Braune in Neumünster, hat große Verdienste um die Arbeiterkolonie Rickling und ist jetzt mit der Einrichtung einer Trinkerheilanstalt beschäftigt.

Der Verein für christliche Volksbildung in Rheinland und Westfalen ist die neueste größere hierher gehörige Organisation. Er ist 1881 zu Köln gegründet und wirkt vornämlich durch Vorträge, Pflege der Presse, Verbreitung von Schriften und Flugblättern auf die öffentliche Meinung im Sinn der innern Mission. Sein Präses ist Pastor Rocholl in Köln. Sein Organ die Monatsschrift für christl. Volksbldg. 1883 ff.

Anstalt. Verhältnis von Anstalt und Verein. Wenn der Verein, namentlich der große Verein, etwa den Rahmen, die materielle Grundlage oder auch den verlängerten Arm für das mehr Peripherische der Wirksamkeit einzelner Persönlichkeiten darbietet, so ist die Anstalt für viele Thätigkeiten der innern Mission das Arbeitsfeld, die Werkstatt, die Bauhütte, der Kampfplatz. Und während man die Vereine als erwünschte Zugabe und Verstärkung der Arbeitskraft einzelner Männer ansehen kann, sind sehr viele Anstalten die notwendige Unterlage jeglichen Thuns auf dem betr. Gebiet. Man kann sich z. B. eine einflußreiche Thätigkeit Wicherns ohne den Zentralausschuß denken, aber nie ohne das Rauhe Haus.

Notwendigkeit. Die Errichtung von Anstalten ist ungefähr zu derselben Zeit und aus wenigstens verwandten Ursachen nötig geworden, wie die Begründung von Vereinen (vergl. § 2—8). Als die Kirche selbst nicht mehr allen Bedürfnissen der Gemeinden Genüge that, kamen die Vereine mit Sonderzwecken auf. Und als das christliche Haus nicht mehr die Liebeswilligkeit hatte, sich allen einzelnen Notständen zu öffnen, kamen die Anstalten auf. Die Entstehungsursachen von Verein und Anstalt sind hiernach verwandt. Andrerseits sind sie aber gänzlich unterschieden.

Während man sich nämlich einen Zustand der Kirche denken kann, bei welchem alle christlichen Vereine mit ihren Sonderzwecken in den Betrieb ihres Organismus aufgenommen wären, als solche demnach verschwänden, wird niemand an ein irgendwann eintretendes Aufhören der Anstalten glauben. Denn um dies Aufhören möglich erscheinen zu lassen, müßte nicht nur die

Gestalt der Kirche, sondern die ganze Welt sich ändern. Die Entstehung (und auch der Bestand) der Anstalten hat nämlich auch darin seinen Grund, daß das Elend in der Welt so mächtig anwuchs, daß keinerlei private oder rein häusliche Hilfe dagegen aufkommen konnte. Sodann — und dies ist hier das Wichtigste — hat die Erfahrung gezeigt, daß für gar mancherlei Not die Hilfe, Pflege, Fürsorge in einer guten Anstalt besser herzustellen ist als im besten Familienhaus; man denke an so viele Kranke, Gebrechliche, Rettungsbedürftige u. s. w.

Äußeres. Die äußere Einrichtung von Anstalten der inneren Mission sei praktisch aber nicht raffiniert. Dieselben sollen nicht Versuchsstationen für die neuesten Erfindungen auf technischem Gebiet sein. Sie seien weder luxuriös gebaut und eingerichtet, noch armselig. Hierbei wird vielfach Landesgewohnheit und Lage (man muß in der Stadt anders bauen als auf dem Land), der Zweck des Ganzen und Einzelnen entscheidend sein. (Für ein Schlafzimmer genügt ein gesundes und reinliches Lokal; in einer Hauskapelle soll etwas von dem Sinn zu spüren sein, den der Herr Matth. 26, 6—13 lobt).

Inneres. Für die innere Haltung der Anstalt ist von Wichtigkeit: die Hausordnung (vergl. darüber S. 110, das dort Gesagte gilt für alle Anstalten). Wichtiger ist der Hausgeist (die Gesamthaltung seiner Bewohner, die das Ganze beeinflußenden und durchziehenden geistigen Mächte). Am wichtigsten aber die Menschen (Männer und Frauen), welche als Hauseltern, Vorsteher und Vorsteherinnen an der Spitze des Hauses stehen (vergl. z. B. S. 109). Hier wird erkennbar, daß eben auch für die Anstalt so gut wie für den Verein die Persönlichkeiten von alles entscheidender Bedeutung sind.

§ 53. Vereinsgeistliche.

Gemeinsames und Unterschiede. Unter dem Namen „Vereinsgeistliche" fassen wir die „theologischen Berufsarbeiter der inneren Mission" zusammen, da ihnen allen das gemeinsam ist, daß ihre Anstellung durch einen Verein oder ein Komitee, eine Art Privatpatronat, vermittelt ist. Die Stellung des Kirchenregiments zu diesen Geistlichen ist in jeder Landeskirche, ja selbst innerhalb derselben je nach den speziellen Verhältnissen, eine vielfach verschiedene. Diese ganze Angelegenheit bedarf noch der Regelung, jedoch kann dieselbe nicht nach einer Schablone plötzlich gemacht werden, sondern wird noch auf länger hinaus, wenn auch gewisse Gesichtspunkte für alle gleichmäßig geltend gemacht werden können, von Fall zu Fall geordnet werden müssen. — Wenn auch schon früher Kandidaten oder Geistliche in einzelnen Zweigen der christlichen Liebesarbeit thätig gewesen sind, so ist doch, wie mit Wichern erst der zusammenfassende Begriff der inneren Mission thatsächlich gegeben war, dieser selbst auch als der erste theologische Berufsarbeiter der inneren Mission im jetzt gebräuchlichen Sinn zu bezeichnen.

Man wird im Blick auf die Gegenwart fünf Gruppen theologischer Berufsarbeiter unterscheiden können. 1. Geistliche an Anstalten der inneren Mission. Es handelt sich dabei meist um die Bildungs-

anstalten für Arbeiter und Arbeiterinnen der inneren Mission, Brüder- und Diakonissenhäuser, aber auch um eine Anzahl von namentlich der Erziehung gewidmeten Instituten, wie Rettungshäuser, Taubstummen-, Idiotenanstalten 2c. Ihre Arbeit ist, da die meisten von ihnen auch die Prediger und Seelsorger ihrer Häuser sind, derjenigen der Parochialgeistlichen am nächsten verwandt. 2. Geistliche zur Förderung einzelner Arbeitszweige der inneren Mission, wie der Vereine für Gefängniswesen, Bibelgesellschaften 2c. Bei dieser Arbeit tritt der pastorale Charakter mehr zurück. Man wählt Geistliche dafür, weil für eine solche Stellung die theologische Vorbildung doch die sicherste Grundlage, wie die Gewähr einer tieferen Auffassung der ganzen Arbeit bietet. Auch ist es für einen Geistlichen immer am leichtesten, durch Predigt oder religiösen Vortrag für die Sache einzutreten. Im ganzen aber erscheint ein Geistlicher in dieser Thätigkeit vorzugsweise als Geschäftsführer, wie er denn auch meist den Titel „Agent" führt. 3. Geistliche zur Leitung der Stadtmission. Sie haben an dem Territorium einer Stadt oder eines Stadtteils ihr großes, aber doch bestimmt abgegrenztes Arbeitsfeld. Ihre Thätigkeit ist je nach der Einrichtung, dem Reifestand der Stadtmission am betr. Ort und der persönlichen Eigenart sehr verschieden. 4. Geistliche zur Förderung der inneren Mission in einer Provinz oder einem Land. Durch diesen jedenfalls über den eignen Wohnort weit hinausgreifenden Arbeitskreis erhält diese Wirksamkeit ihren unterscheidenden Charakter. 5. Kandidaten, also angehende Geistliche, welche unter Leitung der vorher unter 1—4 genannten, als Helfer und Mitarbeiter am Werk thätig sind.

Konferenzen der theologischen Berufsarbeiter sind sowohl ein persönliches als ein sachliches Bedürfnis. Ein persönliches, denn mit seinen Berufsinteressen pflegt ein Geistlicher in der inneren Mission viel einsamer zu stehn, als seine übrigen Standesgenossen. Ein sachliches, denn nicht durch große Versammlungen, in welchen Fernstehende zur i. M. angeregt, mit ihren Arbeiten bekannt gemacht werden, erfahren die schwierigen, disputabeln und inneren Berufsfragen eine wesentliche Förderung, wohl aber durch kleine, aus lauter Sachverständigen bestehende Konferenzen. In ihnen kann brüderlich, vertraulich und sachlich die Arbeit besprochen, vor den Gefahren gewarnt, Kollisionen vorgebeugt, gemeinsames Vorgehn verabredet werden; ohne Rhetorik, Kirchenpolitik u. s. w. Durch das hierbei mögliche Geben und Nehmen wird auch den Einseitigkeiten des Spezialistentums am besten begegnet. Nachdem 1870 in Magdeburg, 1874 in Leipzig, 1878 in Hannover kleine Konferenzen der Provinzial-Vereinsgeistlichen stattgefunden haben, hat man auf dieser Grundlage eine größere, alle Zweige umfassende Konferenz der gegenwärtigen und früheren theologischen Berufsarbeiter geschaffen, die 1881 in Berlin, dann in Hagenthal, endlich in Jugenheim zur Freude und zum Segen ihrer Teilnehmer sich versammelt hat. Ihr Vorsitzender ist Generalsuperintendent D. Hesekiel in Posen. Da die Wirksamkeit der unter 1—3 und 5 Genannten bei den betr. Einzelgebieten zur Besprechung kommt, so bleibt hier nur noch übrig, einiges über die an vierter Stelle Bezeichneten zu sagen.

Der Geistliche des Provinzial- oder Landesvereins für innere Mission. Die erste und unerläßliche Forderung an einen solchen ist, daß er ein Sachverständiger in Bezug auf die innere Mission sei, oder wenn er's beim Amtsantritt noch nicht ist, ist seine erste Aufgabe, es zu werden. Das Hauptmittel dazu ist Mitarbeit an einzelnen Bestrebungen, namentlich auch an irgend einer Anstalt der inneren Mission. Durch Letzteres wird wie durch nichts anderes ein Verständnis des inneren Wesens der Sache vermittelt. Wer eine Anstaltsarbeit aus Erfahrung kennt, der kennt damit nicht auch schon jede andere, aber er hat das Mittel, durch Vergleichung sie kennen zu lernen. Da nun aber Mitarbeit an einer bestimmten Anstalt sich nur schwer mit der übrigen Thätigkeit, ohne daß eins von beiden leidet, verbinden läßt, so muß eine derartige Thätigkeit eigentlich der Übernahme dieses Amtes vorausgehen. Eine praktische Schule, wie sie Kandidaten als Hilfskräfte an Diakonen- und Diakonissenanstalten durchmachen, ist deshalb eine gute Vorbereitung für das Amt. Als zweites Mittel schließt sich dem an: das wissenschaftliche Studium der inneren Mission, wie es durch die vorhandene Litteratur und persönliche Kenntnisnahme der einschlagenden Vereine, Anstalten, Verhältnisse ermöglicht ist. Eine gute vorbereitende Anleitung dazu kann eine Vorlesung auf der Universität, die Zugehörigkeit zu einem akademischen Missionsverein, die Teilnahme an einem sog. Instruktionskursus bieten. — Als drittes Mittel dürfte der Verkehr mit Berufsgenossen im engeren und weiteren Sinne zu nennen sein. Wem eine nähere Stellung zu einer der bahnbrechenden Persönlichkeiten vergönnt war, wird dies als eine besondere Förderung empfunden haben. Derartiges ist aber nicht für jeden zu ermöglichen. Dagegen ergeben sich doch Beziehungen zu Berufsgenossen desselben Landes, derselben Arbeit, durch Besuche, Konferenzen 2c., die zu pflegen sind.

Weil aber die Wirksamkeit des Vereinsgeistlichen ihn in die Gemeindeverhältnisse weist, so ist es wichtig, daß er auch einige Jahre im praktischen geistlichen Amt gestanden habe, damit er gleichfalls aus eigner Anschauung die hier vorliegenden Verhältnisse kennt und das in ihnen Mögliche und Nötige zu beurteilen versteht. Zudem ist auch eine solche Wirksamkeit für die innere und äußere Haltung des Vereinsgeistlichen eine wichtige Vorschule.

Die Mitglieder des Vorstands, welcher den Vereinsgeistlichen beruft, sind auch seine nächsten Mitarbeiter. Wo das nicht der Fall wäre, ist auf eine falsche Zusammensetzung des Vorstands oder auf einen Mangel des Präsidenten oder des Vereinsgeistlichen zu schließen. Am übelsten würde es wohl da stehn, wo man die Mitglieder nach Rücksichten wählte, die außerhalb der Sache selbst lägen. Die Mitglieder des Komitees, das eine dauernde und ersprießliche Thätigkeit entfalten soll, müssen an Einem Ort wohnen. Sie bilden den Ausschuß für die eigentliche Aktion. Ihnen kann sich für manche wichtige Angelegenheiten ein weiterer Kreis von Vertretern aus dem ganzen Land anschließen.

Die Arbeit selbst aber hat sich bisher nach den Bedürfnissen und den Persönlichkeiten sehr verschieden gestaltet. Das Werk ist ja thatsächlich so vielseitig, der dem einzelnen Provinzial-Vereinsgeistlichen zugewiesene Kreis so groß, die Begabung so verschieden, die ganze Einrichtung

noch so neu, daß diese Verschiedenheiten der Wirkungsweise auch ihre gute Berechtigung haben. Nur zweierlei ist unberechtigt: zunächst die Forderung, welche zuweilen, bewußt und unbewußt, den Wünschen aus dem betr. Gebiet zu Grunde liegt, daß der Vereinsgeistliche nämlich die innere Mission in einer ganzen Provinz selbst betreibe. Man muß von innerer Mission ganz wunderliche Vorstellungen haben, wenn man das verlangt. Und doch wird es zuweilen verlangt. — Sodann darf der Vereinsgeistliche nicht als Kollektant für seinen eignen Verein auftreten. Denn da die Hauptausgabe des betr. Vereins der Gehalt des Vereinsgeistlichen ist, so würde ihn ein derartiges Vorgehn in eine ganz falsche Stellung bringen. Die Mittel müssen auf anderm Weg beschafft werden. — Vielmehr besteht die Aufgabe des Vereinsgeistlichen darin: die Inangriffnahme der Arbeiten der inneren Mission durch die zunächst berufenen Organe anzuregen, dazu Rat und Hilfe zu gewähren. In welcher Weise hat er das anzufangen? Zunächst indem er das betr. Gebiet bereist, sich von den bestehenden Verhältnissen Kunde verschafft, mit den Persönlichkeiten Beziehungen anknüpft. Namentlich hat er sich mit den Pastoren sowie den Vereins- und Anstaltsvorständen in Benehmen zu setzen. Hat das Reisen zunächst auch den Zweck des Lernens, so wird sich doch bald die Gelegenheit daranknüpfen, zu lehren, sei es, daß der Vereinsgeistliche von der Kanzel vor der versammelten Gemeinde von der inneren Mission Zeugnis ablegt, sei es, daß er vor einem interessierten oder zu gewinnenden Publikum über eine Zeit- oder Lokalfrage der inneren Mission einen Vortrag hält, sei es, daß er mit Vorständen oder Amtsbrüdern eine Konferenz abhält. Dem Reisen muß ein sorgsam festgestellter Plan zu Grunde liegen, wenn nicht Zeit, Geld und Kraft verschwendet werden soll. Bei alledem thut der Vereinsgeistliche wohl, immer im Auge zu behalten, daß es viel wichtiger ist, andre zur Anfassung einer Arbeit zu veranlassen, als dieselbe selbst zu thun. Er ermuntre zur Aussaat, gebe auch dem und jenem, der den Mut nicht findet, oder es nicht versteht, eine Anleitung, unterstütze jeden, der es haben will, mit Rat, aber im ganzen überlasse er das Säen andern und das Ernten erst recht. Einem Mann, der durch sein persönliches Auftreten Vertrauen in seine Kenntnis und Dienstwilligkeit erworben hat, wird sich reiche Gelegenheit wie zu mündlicher, so zu schriftlicher Beratung und Förderung aufthun. Da will jemand eine Sonntagsschule anfangen und weiß nicht, wie er's zu machen hat; ein andrer will eine Volksbibliothek gründen und begehrt Musterkataloge und billige Bezugsquellen zu wissen; ein dritter hat für irgend einen unglücklichen Trinker oder Epileptiker zu sorgen und möchte Auskunft über die betr. Anstalten haben; ein vierter begehrt Rat in einer verfahrenen Sache, wie sie zu reorganisieren sei u. s. w. u. s. w. Für alle solche Wünsche und Bitten muß der Vereinsgeistliche ein offnes Ohr, ein williges Herz und eine hilfsbereite Hand haben. Ist er nicht selbst zu direkter Hilfe imstande, so wird er doch vermöge seiner Personalkenntnis auf andere hinweisen können, die in der Frage kundiger, zur Hilfe tauglicher sind als er. Eine solche Thätigkeit setzt voraus, daß dem Vereinsgeistlichen eine gute Fachbibliothek und ein wohlgeordnetes Archiv zu Gebote stehe, aus welchem die gewünschten Auskünfte mit Zuverlässigkeit zu schöpfen sind,

und daß er in beiden ordentlich Bescheid wisse. — Es ist wahr: solche Arbeit hat in ihrer Vielseitigkeit etwas Zersplitterndes und Aufreibendes. Man hat vorgeschlagen, dem Vereinsgeistlichen neben der auf Land und Provinz gerichteten Thätigkeit auch eine solche zu übertragen, die ihn an seinem Wohnort beschäftigt. Man hat zuweilen Stadtmission und Provinzialarbeit mit einander verbunden. Allein auf die Dauer können beide Ämter nicht von Einem Mann versehen werden; je nach Gabe, Neigung und drängenden Umständen kommt eins von ihnen zu kurz. — Um so mehr sind Ruhezeiten zwischen die Arbeit hinein nötig. Auch müssen die Vorstände dafür sorgen, daß der Betreffende nicht überjagt werde, auch dürfen sie selbst nicht etwa unverständige Forderungen an ihn machen. Namentlich muß dem Vereinsgeistlichen Zeit zum wirklichen Studium aller der wichtigen Fragen gelassen werden, damit er nicht nur mit ein paar oberflächlich zusammengerafften Daten, sondern aus wirklicher Sachkunde heraus operiere. — Hie und da wird auch eine einfache Gemeindepredigt, in der er schlicht das Wort Gottes auslegt und ans Herz legt, für einen wirklich pastoral gerichteten Vereinsgeistlichen Bedürfnis und Erquickung sein. Nur darf derartiges nicht so häufig eintreten, daß er als eine Art Provinzial- oder Stadtvikar seinem eigentlichen Beruf die Kraft entzieht.

Der rheinische Provinzial-Verein für innere Mission in Langenberg ist der erste gewesen, der 1849 einen Vereinsgeistlichen dieser Art angestellt hat.

§ 54. Brüder und Diakonen.

Geschichte. Mit den beiden Namen „Brüder" und „Diakonen" bezeichnet man in Wirklichkeit dieselben Arbeiter der inneren Mission. Die verschiedenen Namen kennzeichnen nur eine verschiedene geschichtliche Anknüpfung. Unsres Erachtens schließen beide Namen einander so wenig aus, daß sie vielmehr nur auf verschiedene Seiten derselben Sache hinweisen: der Name „Diakon" trifft mehr das Inhaltliche des Berufs, der Name „Bruder" knüpft mehr an die Form an, in welcher derselbe in unserer Zeit aufgetreten ist. Dafür zum Beleg das Folgende.

Apostolische Zeit. In Apostelgesch. 6 wird uns die Einführung des Diakonats berichtet. Zwar werden die 7 zu dem Amt erwählten Männer nicht ausdrücklich Diakonen = Diener genannt. Sie heißen nur „die Sieben". Aber die Aufgabe ihres Amts umfaßte genau dieselbe Arbeit wie bei den später ausdrücklich Diakonen genannten kirchlichen Beamten, nämlich die Besorgung äußerer Liebesdienste zur Erleichterung des Wortamtes und in Unterordnung unter dasselbe. So ist das Amt der Sieben also mindestens als die Wurzel des Diakonenamts anzusehen. Es fehlte ihnen nur der ausdrückliche Titel; Arbeit und kirchliche Bestallung als Diakonen hatten sie. — Es ist dabei im einzelnen bemerkenswert: die Einführung der Diakonie geschah, um einem Notstand abzuhelfen (daß bei dem starken Anwachsen der Gemeinde die Armenpflege nicht mehr ausreichend von den Aposteln versorgt werden konnte), und die Einrichtung bewährte sich (äußerliches und geistliches Zunehmen der Gemeinde, ohne die früheren Mißstände). — Von den zu Wählenden wird dreierlei gefordert: daß sie ein gutes Gerücht hätten, voll heiligen Geistes, voll Weisheit seien.

— Die Übertragung des Amtes geschieht unter Gebet und Handauflegung. — Unter den „Sieben" sind uns allein Stephanus (Apgesch. 6 und 7; 8, 1 f. 11, 19) und Philippus (Apgesch. 8; 21, 8 f.) näher bekannt.

1. Tim. 3, 8—13 wird ein „Diakonenspiegel" geboten. Viele der Forderungen sind denen an die Ältesten gleichartig. Die verlangten Eigenschaften kommen darauf hinaus, daß sie ernste, im nächsten häuslichen Kreis bewährte Christen sein sollen. Der Übertragung des Amtes soll eine Probezeit vorhergehen (Grund dafür 1. Tim. 5, 22).

Phil. 1, 1 werden als die beiden regelmäßigen Kirchenbeamten Bischöfe und Diener erwähnt.

1. Kor. 12, 28 wird die dem Amt zu Grunde liegende Gnadengabe „Hilfleistungen" (Luther: Helfer) genannt. Gott verleiht erst Gaben, dann Ämter. Zum Amt kommt's durch Anerkennung der Gabe und durch den Auftrag, sie in einem gewissen Kreis auszuüben.

1. Petr. 4, 11 ist vielleicht wie das „Reden" vom Wortamt, so die Diakonie (Luther bloß „Amt") vom Amt der Diakonie zu verstehen. (Ähnlich wie Phil. 1, 1.)

1. Kor. 16, 15 und 16 (Haus Stephanas, das sich selbst verordnet hatte zum Dienst der Heiligen), ist für das gute Recht der heutigen nicht offiziell kirchenamtlichen Diakonen von Wichtigkeit.

Märtyrerkirche. Wir finden hier eine einfache Fortentwicklung des in der Apostelzeit Begonnenen. Die Diakonen hatten kein selbständiges Amt der Armenpflege oder der Barmherzigkeit, sondern sie sind die Helfer der Presbyter und Bischöfe. Diese haben allein die Entscheidung zu treffen; die Diakonen haben nur die Ausführung. Sie sollen die „Augen, Ohren, Hände" des Bischofs sein, sowohl im Sammeln als Austeilen der Gaben. Namentlich sollen sie auch die Verhältnisse der Armen genau erforschen. Das Verhältnis von Bischof und Diakon wird mit dem des Vaters zum Sohn verglichen. Der letztere solle in Übereinstimmung mit dem ersteren handeln. Dies Grundverhältnis schloß nicht aus, daß die Diakonen in Kleinigkeiten selbständig verfuhren. Ja sie werden geradezu ermahnt, solches zu thun und den Bischof nicht zu überladen mit kleinen Dingen (unter Hinweis auf Jethros Rat an Moses). Auch in Verfolgungszeiten ergab sich für sie bei Abwesenheit des Bischofs größere Selbständigkeit des Wirkens (z. B. unter Cyprian in Karthago). — Wir finden in allen Gemeinden der nachapostolischen Zeit das Diakonenamt eingeführt. Presbyter und Diakon, später Bischof, Presbyter und Diakon ist der regelmäßige kirchliche Beamtenstand. Oft hielt man die Siebenzahl der ersten Diakonen in Jerusalem fest, an andern Stellen richtete man sich mit der Zahl nach der Größe der Gemeinde. Alle Diakonen pflegten ihre eignen Stadtteile zu haben, in denen sie wirkten. Ihre Dienste galten allen Arten und Formen des Elends, dessen individuellste Behandlung gerade ihre Aufgabe war. Von den Armen wird verlangt, daß sie den Anordnungen der Diakonen gehorchen. — Da sich zu der Armenpflege auch andre äußere Dienstleistungen (Thürhüter- und Botendienste ꝛc.) herzugefunden hatten, wodurch die Diakonen zu sehr belastet und von ihrer eigentlichen Arbeit abgehalten wurden, so setzte man schon im 3. Jahrhundert für jene Nebengeschäfte Subdiakonen ein.

Reichskirche. In diese Zeit fällt die größte äußere Ausbreitung des Diakonenamts, aber auch sein Niedergang. Die Stellung der Diakonen unter dem Bischof blieb zunächst dieselbe, aber ihre Zahl mehrte sich mit dem Hereinströmen der Massen in die Kirche, sodaß z. B. der Kaiser Justinian dieselben an der Sophienkirche in Konstantinopel auf 100 beschränken mußte. — Auch ihre Arbeit blieb im ganzen dieselbe, nur daß sich auch in ihrem Kreis die Errichtung von Anstalten als nötig erwies. Man errichtete in den verschiedenen Bezirken besondre Häuser, Diakonieen genannt, in welchen Arme gespeist wurden und welche auch sonst als Mittelpunkte der Thätigkeit für den Bezirk dienten (vergl. die heutige Einrichtung in Mühlhausen). Bei der Menge der sich herzudrängenden Armen mußten genau geführte Listen (Matrikeln genannt) das nicht mehr ausreichende Gedächtnis unterstützen. — Es wird ausdrücklich berichtet, daß es neben denen, welche von ihrem Amt ihren Unterhalt hatten, auch solche gab, die umsonst dienten.

Mit dem steigenden Reichtum der Kirche wurde für den Bischof ein Verwaltungsbeamter wünschenswert, der als seine rechte Hand sich den äußerlichen Dingen ausschließlich widmete. So kam das Amt eines Ökonomus auf, welches sich zwischen Bischof und Diakonen schob, nicht zum Vorteil der Diakonie. Als mit den veränderten Zeitverhältnissen allmählich ein Herabsinken der Gemeindediakonie selbst stattfand, trat eine andre Seite der Arbeit der Diakonen in den Vordergrund: der Dienst in der Kirche und am Altar. Nun verglich man die Diakonen mit den Leviten, und daraus wurden für ihre Stellung und Arbeit Schlüsse gezogen. Nach und nach wurden auf diesem Wege aus den Diakonen Geistliche etwas niedrigeren Grades als die Priester.

Mittelalter. In dieser Zeit bestand der Diakonat nur in dem eben bezeichneten Sinn; als Amt der Barmherzigkeit hat er völlig aufgehört. Da aber die Barmherzigkeit selbst in der Kirche nicht sterben konnte, so suchte sie nach andern Organen und fand dieselben in den zahlreichen und verschieden abgestuften Genossenschaften, deren größte Blüte eben die Zeit des Mittelalters war (vergl. § 5). Hier ergiebt sich nun der zweite Anknüpfungspunkt des modernen Diakonen- oder Brüderwesens. Dasselbe hat sich seinen Inhalt, seine Aufgabe und Arbeit vornehmlich aus der Diakonie der alten Kirche geholt; für seine gegenwärtige genossenschaftliche Form aber hat man die Vorbilder im Mittelalter gefunden. Natürlich bezieht man sich dabei am liebsten auf diejenigen Gestaltungen, in welchen das speziell Römische etwas zurücktritt. Hierher gehören die Brüder vom gemeinsamen Leben, die Begharden u. s. w. (vergl. § 5). Freilich bleibt es sehr fraglich, ob man überhaupt auf solche Vorbilder zurückgehen muß, ob nicht vielmehr aus dem Wesen der Genossenschaft sich alle die Ähnlichkeiten zwischen den modernen und jenen mittelalterlichen Bildungen von selbst ergeben. Doch darüber besteht unter den Kundigen Meinungsverschiedenheit.

Reformation. Bei dem mit der Reformation gegebenen Zurückgehn auf die Schrift und die Einrichtungen der alten Kirche mußte auch die Eigenart der Diakonie wieder ins Licht treten. In der That hat Luther eine ganz klare Einsicht in das Wesen dieses Amts gewonnen. Der Dia-

konat sei „nicht ein Dienst, das Evangelium oder die Epistel zu lesen, wie heutzutage gebräuchlich, sondern die Kirchengüter den Armen auszuteilen . . . . denn mit diesem Rat, wie wir Apostelgesch. 6 lesen, sind die Diakonen gestiftet worden . . . . Nach dem Predigtamt ist in der Kirche kein höher Amt, denn diese Verwaltung, daß man mit dem Kirchengut recht und aufrichtig umgehe, auf daß den armen Christen, die ihre Nahrung selbst nicht schaffen und gewinnen mögen, geholfen werde, daß sie nicht Not leiden." Auch gegen eine genossenschaftliche Form dieses Amtes hätte Luther gewiß nichts einzuwenden gehabt, wie wir aus dem günstigen Zeugnis schließen dürfen, das er den Brüdern und Schwestern des gemeinsamen Lebens zu Herford giebt. Demgemäß haben auch manche alte luth. Kirchenordnungen bereits Vorschriften über die Anstellung von Diakonen; doch dachte man dabei nur an ein kirchl. Ehrenamt. — In der reformierten Kirche wurde darauf ein noch größeres Gewicht gelegt. Calvin sieht das Diakonenamt als ein für eine wohlorganisierte Kirche notwendiges an und unterscheidet zwei Arten der betr. Persönlichkeiten: Almosen-Sammler und Verwalter, sowie Kranken- und Armenpfleger (also für Geldangelegenheiten und persönliche Liebesübung). Demzufolge hat auch in der ref. Kirche das Amt weit häufiger eine praktische Durchführung erfahren als in der lutherischen.

Neuzeit. Mit der Wiederbelebung des kirchlichen Sinnes ist das Diakonenamt als kirchliches Ehrenamt, entweder unter seinem eigentlichen oder einem andern Namen, in einer Reihe von evangelischen Landeskirchen und deren Kirchenordnungen wieder eingeführt.

Durch Wicherns und Fliedners Errichtung evangelischer Brüder- und Schwesterschaften sind jedoch erst die persönlichen Kräfte geweckt und ausgebildet worden, welche in diesem Amt ihren Lebensberuf sehen. Die kirchliche Eingliederung dieser Bestrebungen ist bis jetzt nur angebahnt aber noch keineswegs vollendet. Vielmehr bestehen hier in den einzelnen Landes- und Provinzialkirchen, sowie auch in den einzelnen Anstalten die allergrößten Verschiedenheiten. Aber bis es zu einer völligen Eingliederung auch in den äußeren Organismus der Kirche gekommen sein wird, werden einstweilen in diesen Anstalten die Persönlichkeiten vorbereitet und damit das Wichtigste, die lebendigen Bausteine, für das Werk gewonnen.

Das Diakonen- oder Brüderhaus der Gegenwart. An den meisten Orten zieht man den Namen Brüderhaus, an einigen den Namen Diakonenhaus vor. In Wirklichkeit hat die Verschiedenheit der Namen keinen Einfluß auf die Gestaltung der Sache ausgeübt, die sich überall wesentlich als dieselbe darstellt. Es ist eben in diesen Anstalten die altkirchliche Diakonie in der Form der Genossenschaft, in welcher sie allein in der Gegenwart möglich war, wieder erweckt worden. Indem aber die Diakonie in unsern Tagen durch Verbindung mit zwei andern Strömungen (Wortverkündigung durch Laien und Reformversuche) als innere Mission sich darstellte (vergl. § 1), haben sich auch mit den Thätigkeiten der Diakonie Arbeiten verknüpft, welche ursprünglich nicht dazu gehörten, heute aber notwendig sind z. B. in einem gewissen Maß Wortverkündigung durch Laien. Für diese Zwecke der inneren Mission die Arbeiter zu stellen, ist

die Aufgabe der Brüderhäuser. Wie D. Wichern der Schöpfer der Brüdersache ist, so hat er auch um ihre Gestaltung die größten Verdienste; alle Späteren haben von ihm gelernt.

Übersicht. 1. Es giebt gegenwärtig folgende Brüderhäuser:

Rauhes Haus zu Horn bei Hamburg, 1833 von Wichern gegr., von seinem Sohn Direktor J. Wichern jetzt geleitet. Die größte und für alle andern zum Vorbild gewordene Anstalt.

Duisburg, 1845 von Fliedner gegr., von Pfarrer Engelbert geleitet, hat mehr als andere derartige Anstalten die Krankenpflege unter seine Aufgaben gezählt.

Züllchow bei Stettin, 1850 gegr., jetzt von Jahn, dem einzigen Laien unter den eigentlichen Brüderhausvorstehern, geleitet, wird durch Gärtnerei und industrielle Etablissements erhalten, welche mit der Anstalt verbunden sind.

Neinstedt am Harz (Lindenhof), 1850 von Phil. v. Nathusius gegr., jetzt von Pastor Kobelt geleitet, ist mit großen Idioten- und Epileptischen-Anstalten verbunden.

Johannesstift bei Berlin, 1858 von Wichern gegr., jetzt geleitet von Pastor Kirstein.

Stefansstift bei Hannover, 1869 gegr., jetzt von Pastor Fricke geleitet.

Obergorbitz bei Dresden, 1873 gegr., von Pastor Höhne geleitet.

Karlshöhe bei Ludwigsburg, 1876 gegr., von Pfarrer Rupp geleitet.

Bielefeld, Brüderanstalt Nazareth 1877 als Teil der dortigen von Pastor v. Bodelschwingh geleiteten Anstalten (außerdem Epileptischen-Anstalt und Diakonissenhaus) gegründet. Spezialleitung der Brüderanstalt: Pastor Stürmer.

2. Als verwandte Anstalten sind anzusehen:

Beuggen bei Basel, von Chr. H. Zeller und Spittler 1822 begr., jetzt von seinem Sohn R. Zeller geleitet, bildet meist Lehrer aus.

Lichtenstern in Württemberg von C. Zeller 1836 gegr., jetzt von Pfarrer Burk geleitet, bildet Lehrer aus.

Tempelhof in Württemberg, 1845 gegr., jetzt von Pfarrer Remppis geleitet, bildet Lehrer aus.

Krischona bei Basel, von Spittler 1840 gegr., jetzt von Pfarrer Haarbeck geleitet, bildet für äußere und innere Mission aus.

Neuendettelsau (Bayern) von Löhe 1842 resp. Fr. Bauer 1846 gegr., ist Predigerseminar für Amerika und Australien, neuerdings hat man auch Heidenmission begonnen; Leiter: Inspektor Deinzer.

Kropp (Schleswig), ist Predigerseminar für Amerika, Leiter ist Pastor Paulsen.

3. Als Brüderanstalten sind eingegangen (oder doch fast eingegangen), während sie als Rettungshäuser fortbestehen:

Düsselthal bei Düsseldorf, 1820 von Graf Ad. v. d. Recke gegr., jetzt geleitet von Pfarrer Imhäuser.

Puckenhof bei Erlangen, 1853 gegr., jetzt geleitet von Lehrer Michel.

Bugenhagenstift zu Ducherow, 1866 gegr., jetzt von Kand. Witte geleitet.

4. Als erst in den Anfängen stehende, noch nicht bis zur Aussendung von Brüdern gekommene, Brüderanstalten können genannt werden:

Karlshof bei Rastenburg (O. Pr.), 1883 begonnen; die Brüder arbeiten in der Epileptischenanstalt und in der Arbeiterkolonie, die sich dort befinden. Leitung: Pastor Dr. Dembowski.

Kraschnitz bei Militsch (Schlesien), ist der jüngste Teil der dortigen von Graf Ad. v. d. Recke begründeten Anstalten (außerdem Blödenanstalt und Diakonissenhaus).

Brecklum bei Bredstedt (Schleswig).

Die Brüder- und Diakonenanstalten haben sich seit 1876 zu einer Konferenz zusammengeschlossen. — Die Hauptarbeitsfelder, welche gegenwärtig mit Brüdern besetzt sind, sind folgende: Rettungshäuser, Waisenhäuser, Siechenhäuser, Arbeitshäuser, Krankenhäuser, Idioten- und Epileptischenanstalten, Irrenanstalten, Herbergen, Stadtmissionen, Strafanstalten, Schulen, Arbeiterkolonieen, Diasporapredigerposten u. s. w.

Organisation. Während an der Spitze des Brüderhauses als juristischer Person ein Komitee (Kuratorium, Verwaltungsrat 2c.) steht, geschieht dessen unmittelbare Leitung durch einen Theologen (Pastor). Ihn unterstützen in der Einzelarbeit je nach dem Bedürfnis und der Größe der Anstalt theologisch gebildete Kräfte (Kandidaten als Oberhelfer) und einzelne bewährte Brüder.

Fast alle eigentlichen Brüderhäuser sind mit Rettungsanstalten verbunden. Die Erziehung der Kinder in denselben hat sich als die Hauptvorbereitungsschule für den späteren Beruf, wenn derselbe auch in andere Arbeitszweige führte, erwiesen. So ist das Rettungshaus für die Brüderanstalt von ähnlicher Bedeutung wie das Krankenhaus für die Diakonissenanstalt. Mit einigen Brüderhäusern sind auch andre Anstalten als Filialen verbunden und dienen dann natürlich auch dem Zweck der Brüderausbildung. So in Duisburg, im Stefansstift, auf der Karlshöhe Kranken- und Siechenhäuser, in Neinstedt, Bielefeld, Karlshof, Kraschnitz Idioten- und Epileptischenanstalten u. s. w.

Das Brüderhaus ist in erster Linie Erziehungsanstalt; also nicht Bekehrungsanstalt, als ob sie ihr Absehen darauf gerichtet hätte, die Brüder erst auf den Weg des Heils hinzuführen. Vielmehr muß bereits beim Eintritt eine Grundlage aufrichtigen, ernsten Christenglaubens vorhanden sein, der dann eine Befestigung, tiefere Gründung, Ausgestaltung durch das Leben, die Arbeit, den Unterricht im Brüderhaus erfährt. Demnach ist die Hauptaufgabe: Erziehung der Neueintretenden auf Grund dessen, was sie an christlichem Fond mitgebracht haben, zu reifen christlichen Persönlichkeiten, deren Glaubensleben sich in Gebet und Arbeit bethätigt und bewährt. — Diesem Erziehungszweck dient in erster Linie das gesamte kirchliche Leben. Einige Anstalten nehmen teil an dem Gottesdienst der Gemeinde, zu der sie gehören, andre haben eigne Gottesdienste und Parochialrechte. Wo letzteres der Fall ist, legt man besonderes Gewicht darauf, die Möglichkeit einer den Gaben und Bedürfnissen der Anstalt

entsprechenden Ausgestaltung des Gottesdienstes zu haben. Wo ersteres der Fall ist, betont man den Wert des Eingefügtseins in die gewöhnliche Kirchengemeinde. — Dazu kommt der gesamte Geist des Hauses, wie er in den leitenden Personen, der Geschichte, den Traditionen, Ordnungen, Andachten, Festen, der ganzen Weise des Lebens sich ausprägt. — Die Mitarbeit an den Aufgaben des Hauses führt in die Praxis des Berufs ein. So mannigfach die hier vorliegenden Arbeiten sind in Haus und Garten, Hof und Feld, Stall und Scheune, Unterrichtszimmer und Werkstatt, sie alle sind zum Leben und Gedeihen des Ganzen nötig, zur praktischen Schulung des Bruders dienlich und es ist deshalb keiner für irgend eine Arbeit zu gut, keine Arbeit für irgend einen zu gering. Sind Kinder dabei mitbeschäftigt, so gilt als oberster Grundsatz: dieselben sind zur Arbeit anzuleiten, nicht zu behandeln, als ob sie alles schon könnten oder können müßten. Diese Anleitung wird aber nicht genügend durch bloße Aufsicht geleistet, sondern durch Mit- resp. Vorarbeit. — Endlich der Unterricht. Derselbe ist teils religiöser, teils allgemein bildender, teils fachlicher Art. Im religiösen Unterricht handelt es sich um Einführung in die Schrift, den Katechismus, das Kirchenlied und die wichtigsten Ereignisse der Kirchengeschichte. Im allgemein bildenden Unterricht handelt sich's um den richtigen Gedankenausdruck in Wort und Schrift vom Lesen und Schreiben als formaler Fertigkeit an bis zur Abfassung von entsprechenden kleinen Aufsätzen (Briefen, Berichten u. s. w.). Das Rechnen muß bis zur Fertigkeit in einer einfachen Buchführung geübt werden. Eine überaus wichtige Sache ist Gesang und für manche auch das Spielen eines Instruments. (Auch gewisse Regeln guter Lebensart sind für manche nicht unwichtig.) Im Fachunterricht wird eine Übersicht über das Gesamtgebiet der innern Mission gegeben, unter besonderer Berücksichtigung der Geschichte und Arbeit der eignen Anstalt. Für solche Brüder, welche später zu unterrichten oder Bibelstunden zu halten haben werden, bedarf's auch dafür einer eingehenden Anleitung. — In allen genannten Unterrichtsfächern wird besondere Rücksicht auf die praktische Verwendung des Stoffs zu nehmen sein und dazu Anleitung gegeben werden müssen. Im Durchschnitt wird die so gewonnene Ausbildung etwa mit der eines Lehrers oder kleinen Beamten gleichwertig, wenn ihr auch nicht in allen Stücken gleichartig sein.

In zweiter Linie ist das Brüderhaus auch Mittelpunkt der Brüderschaft, an welcher der einzelne einen Halt, eine Korrektur, eine Förderung findet. Dies ist nicht so zu verstehen, als ob der Bruder in der Anstalt sein Leben lang eine Heimat, auch im äußerlichen Sinne, hätte. Das ist schon dadurch unmöglich, daß der Bruder eine Familie gründet und man in der Anstalt doch nicht Frau und Kinder mitaufnehmen könnte, wenn sich auch die Aufnahme des Bruders selbst in besonderer Notlage ermöglichen ließe. Aber eine geistige Heimat soll das Brüderhaus dem in ihm ausgebildeten und von ihm ausgesandten Arbeiter der innern Mission stets bleiben. Die hier vorhandene Gemeinschaft bethätigt sich darin, daß die Aussendung durch das Brüderhaus erfolgt. In Übereinstimmung mit dem Bruder ist der Leiter desselben bei der Feststellung des Kontrakts zwischen ihm und dem jenseitigen Vorstande beteiligt, eine

etwaige Kündigung von beiden Seiten geht durch den Brüderhausvorsteher; dieser ist bereit, bei etwaigen Konflikten zu vermitteln, dem Bruder eine neue Stelle zu verschaffen, für das verlassene Arbeitsfeld einen andern Bruder zu empfehlen. Dagegen mischt sich der Vorsteher des Brüderhauses prinzipiell nicht in die Berufsangelegenheiten des Bruders. Dieser untersteht in allem, was seine Arbeit angeht, nur dem Vorstande resp. der Behörde, welche ihn angestellt hat. Der persönliche Zusammenhang zwischen dem Bruder und dem Brüderhaus wird dagegen durch Brüdertage, Verbandskonferenzen, Teilnahme an den Jahresfesten, Besuche des Vorstehers, Rundschreiben 2c. aufrecht erhalten.

Neben den Sendbrüdern gehören zur Brüderschaft auch Freibrüder, Männer in andern Lebensstellungen, welche sich aus freiem Entschluß der Gemeinschaft und den Zielen eines Brüderhauses angeschlossen haben und letztere innerhalb ihres Lebenskreises zu fördern suchen.

Ein Bruder kann freiwillig ausscheiden oder aus der Gemeinschaft ausgestoßen werden, wenn er sich derselben unwürdig gemacht hat.

Der Diakon oder Bruder. Der im Rauhen Haus aufgekommene Brudername hat geschichtlich die Bedeutung, daß Wicherns Gehilfen in der Erziehung zu den ihnen anvertrauten Kindern wie ältere Brüder stehen sollten. Damit verband sich der Gedanke der Gemeinschaft in Christo. Zur Aufnahme ins Brüderhaus sind Leute aller Lebensstellungen willkommen zwischen dem 20.—30. Jahre, die durch Militärpflicht nicht gefesselt, unverheiratet und unverlobt, gesund an Körper und Geist sind. Christliche Gesinnung, die nötigen Gaben, unbescholtener Lebenswandel und der Wille, dem Herrn in der innern Mission zu dienen, sind selbstverständliche Voraussetzungen. Auch muß jeder Eintretende in irgend einem Beruf so tüchtig sein, daß er sich damit sein Brot verdienen kann. Die meisten der sich Meldenden sind Handwerker, Landleute, Kaufleute, Lehrer. (Nicht wenige waren Mitglieder der Jünglingsvereine.) An Papieren sind beizubringen: ein Meldungsschreiben, ein selbstverfaßter Lebenslauf, versiegelte Zeugnisse glaubwürdiger Männer, besonders Pastoren, Einwilligung der Eltern oder Vormünder, Tauf- und Konfirmationsschein, ärztliches Attest, Militärpapiere. Es ist wunderbar, mit welchen Unklarheiten über Wesen und Aufgabe der Brüderanstalt und des Brüderberufs die sich Meldenden, deren Zahl zudem in arbeitslosen Zeiten sich sehr zu steigern pflegt, zuweilen behaftet sind. Aber noch verwunderlicher ist es, daß solche, die weit eher Objekte als Subjekte der innern Missionsthätigkeit sein sollten und könnten, nicht selten von achtbarster Seite zur Aufnahme empfohlen werden. Man legt also einen unter dem niedrigsten Niveau sich haltenden Maßstab an die an, welchen man den Eintritt ins Brüderhaus verschaffen möchte. Wenn dagegen ein Bruder von irgend einem Vorstand zur Arbeit begehrt wird, verlangt man nur vorzügliche Kräfte. Dies thun oft dieselben Leute, welche im andern Fall so milde waren.

Zunächst hat jeder Eintretende eine Probezeit von mehreren Monaten zu bestehen. Dann wird er in der oben dargestellten Weise verwendet und ausgebildet. Je nach Umständen kann er auch eine Zeit lang einem auswärts stationierten Bruder als Gehilfe zuge-

teilt werden. Der Kursus dauert im ganzen durchschnittlich drei Jahre. Selbstverleugnung und Selbstzucht, Eifer und Lernbegierde, Unterordnung und Einfügung in das Gegebene werden von dem Bruder dabei verlangt. — Auch ist es von besonderer Wichtigkeit, daß der Bruder diese Zeit nicht bloß als Vorbereitung für einen künftigen Beruf ansehe, sondern daß er die gerade vorliegende Arbeit als seinen gegenwärtigen Beruf betrachte und mit aller Treue ausführe. — Der Bruder, welcher beim Eintritt anständig ausgerüstet sein muß, empfängt während der Ausbildungszeit alles zum Leben Nötige. Urlaub wird, außer in Notfällen, während der Lehrzeit nicht gewährt.

Hierauf erfolgt die feierliche Aussendung unter den oben näher bezeichneten Verhältnissen. Die dann möglichen Stellungen in der innern Mission lassen sich dreifach gruppieren:

a. Hausvater- oder Gehilfenstellen ohne Lehrberuf (z. B. in Herbergen, Arbeiterkolonieen);

b. Hausvater- oder Gehilfenstellen mit Lehrberuf (z. B. Rettungshäuser, Idiotenanstalten);

c. freiere Wirksamkeit (z. B. Stadtmissionar, Auswandrermissionar).

Für die Ausfüllung von Stellen der beiden ersten Gruppen ist die Tüchtigkeit der Frau des Bruders von entscheidender Bedeutung.

§ 55. Diakonissen.

Geschichte. Apostelzeit. Während durch das Verbot des Redens in der Gemeinde (1 Kor. 14, 34 f.; 1 Tim. 2, 11 ff.) dem Weib der Zugang zu dem für das Sein der Kirche notwendigen Wortamt verwehrt war, stand ihm die Bekleidung des Amtes frei, welches die äußeren Hilfsdienste betrifft und für das Wohlsein der Gemeinde von Bedeutung ist, die Diakonie. Hierin prägte sich geradezu die durch die Erlösung wiederhergestellte schöpfungsmäßige Bestimmung des Weibes aus (wie sie von Adam und Eva als Individuen und als Repräsentanten ihrer Geschlechter 1 Mos. 3, vom ganzen männlichen und weiblichen Geschlecht 1 Tim. 2, 12 ff. bezeugt wird).

Röm. 16, 1 und 2 wird Phöbe erwähnt als Diakonin (weiblicher Diakonus, die Wortform Diakonissa kam erst später auf) der Gemeinde von Kenchreä, der Hafenstadt von Korinth, und von Paulus der römischen Gemeinde, welcher sie seinen Brief überbrachte, warm empfohlen, damit man ihr in Rom behilflich sei bei ihrem (unbestimmt welchem) Geschäft; denn solches zieme den Christen. Auch Phöbe habe vielen Beistand gethan, unter ihnen selbst dem Apostel.

1 Tim. 3, 11 hat man auch von den Diakonissen verstehen wollen, jedoch wird das Gesagte, wie auch Luther übersetzt hat, sich wohl auf die Frauen der Diakonen beziehen.

1 Tim. 5, 3—16 hat man in ganz verkehrter Weise auf die Diakonissen bezogen. Es wird hier nur von den Witwen gehandelt und zwar in doppelter Beziehung: Unterstützung derselben und Versetzung in die Witwenklasse (eine Art Vorsteherinnen des weiblichen Teils der Ge-

meinde). (Welchen Einfluß die Witwen auf die Liebesthätigkeit später gewannen vergl. unten.)

Alle andern Namen und Stellen des Neuen Testaments, welche man hierher gezogen hat, bezeichnen nur freiwillige Liebesthätigkeit neben der amtlichen der Diakonissen. (Vergl. § 2.)

Märtyrerkirche. Aus dieser ganzen Zeit besitzen wir nur eine Notiz. Plinius der jüngere, Statthalter von Bithynien, berichtet bald nach 100 n. Chr., daß er zwei Diakonissen, nach ihrem weltlichen Stand Sklavinnen, habe foltern lassen, um von ihnen Näheres über den christlichen Gottesdienst zu erfahren. (Vielleicht liegt darin eine Andeutung, daß damals schon die Diakonissen beim Gottesdienst amtlich irgendwie mitwirkten, wie wir dies aus der späteren Zeit gewiß wissen.) Von dieser Zeit bis ums Jahr 300 hören wir nichts mehr von Diakonissen.

An ihre Stelle waren zur Ausführung der Arbeit die Witwen getreten. Diese Einrichtung bestand in Anlehnung an 1 Tim. 5. Die Betreffenden mußten genau den hier aufgezählten Bedingungen entsprechen. Sie wurden ein Altar Gottes genannt. Wie dieser empfingen sie die Opfer der Gemeinde, und wie von diesem, so steige von ihnen das Räuchwerk des Gebets empor. Sie waren Vorsteherinnen der Frauen in der Gemeinde, als solche geehrt, und mußten deshalb auch in allen Frauenangelegenheiten erfahren sein. Es ist ersichtlich, daß sie Manches von den Diakonissenarbeiten thun konnten.

Im dritten Jahrhundert jedoch ging's mit der Witweneinrichtung abwärts. Man muß mit ihnen keine besonders guten Erfahrungen gemacht haben. Das geht aus der Weise hervor, wie davon geredet wird. So werden sie dann aus ihrer Ehrenstellung verdrängt und es bleibt lediglich dabei, daß die armen Witwen unterstützt werden.

Reichskirche. So manche Einrichtung, welche in der Reichskirche erst zur vollen Blüte und Ausbildung kommen konnte, wurde vorher schon durch andre Umstände angebahnt. So ist's auch mit dem Diakonissenwesen.

Schon vor dem Jahre 300 waren die Diakonissen an die Stelle der Witwen getreten. Ihnen wird ausdrücklich mit Gebet und Handauflegung ein kirchliches Amt vom Bischof übertragen. Sie hatten die Thür des Fraueneingangs in die Kirche zu hüten, fremde Frauen in der Kirche zurechtzuweisen, den Verkehr des Bischofs mit den weiblichen Gemeindegliedern zu vermitteln, die weiblichen Katechumenen auf die Taufe vorzubereiten durch Unterweisung in der christlichen Glaubenslehre, in den Lebenspflichten und den liturgischen Gebräuchen bei der Taufe. Dann hatten sie bei der Taufe selbst zu assistieren. Auch ist von Krankenpflege die Rede. Doch der Dienst in der Kirche überwog damals.

Die Schar der Diakonissen war sehr zahlreich. An der Kirche des Chrysostomus in Konstantinopel waren allein vierzig angestellt.

Besonders hervorragend waren Olympias und Makrina (vergl. § 4).

Seit Ende des 4. Jahrhunderts nahm die Blüte der Diakonissensache stets ab. Als Ursachen sind folgende zu bemerken: die Kirche verlegte ihren Schwerpunkt aus dem Morgenlande ins Abendland, hier aber waren die Frauen weniger vom Leben abgeschlossen als dort, be-

durften also auch weniger der Vermittlung zu ihrem Verkehre mit den Geistlichen. Jetzt fanden je länger desto weniger Taufen Erwachsener statt, bei der Kindertaufe war aber die Hilfe der Diakonissen nicht so nötig. Die Wertschätzung des Klosterlebens stieg bedeutend und Nonnen traten in die Arbeit der Diakonissen ein. Im 8. Jahrhundert war das Diakonissenamt im Abendlande ganz erloschen. Im Morgenlande findet sich noch um 1200 eine ganz vereinzelte Spur.

Mittelalter. Die Diakonissenarbeit, namentlich in den Werken der Barmherzigkeit, wurde im Mittelalter von den weiblichen Genossenschaften verschiedener Art und Richtung gethan, an welchen jene Zeit so reich war. Aber mit der Gemeindediakonie war auch der männliche und weibliche Diakonat als solcher ganz verschwunden. Jedoch werden gewisse weibliche Genossenschaften des Mittelalters, z. B. die Beghinen und Schwestern vom gemeinsamen Leben (vergl. § 5), als Vorboten der formellen Seite des heutigen Diakonissentums angesehen.

Reformation. Bei einer kräftigen und allseitigen Einführung des männlichen Diakonats als Lebensberuf hätte man sicherlich, ebenso wie in der apostolischen Zeit, zur Aufstellung von Diakonissen fortschreiten müssen. Indem man es aber bei der Einrichtung des Diakonats als eines bloßen Neben- und Ehrenamtes bewenden ließ, blieb alles ohne rechte Kraft und Entwicklung, und so kam's auch, aufs Ganze gesehen, zu keinem männlichen, geschweige denn weiblichen Berufsdiakonat.

Nur in einzelnen kleinen kirchlichen Gemeinschaften finden wir Spuren, daß doch das Amt der weiblichen Diakonie nicht ganz vergessen war. So gab's in der lutherischen Kirche ums Jahr 1600 zwei Klöster oder Jungfrauenstifte zu Keppel bei Siegen und zu Walsdorf (Hessen-Nassau), in denen die Almosenpflegerin den Titel Diakonissin führte.

In der reformierten Kirche des Niederrheins und Hollands finden wir mehr Hierhergehöriges. So in Wesel ebenfalls um 1600. In der reformierten Gemeinde zu Amsterdam sind von ca. 1550—1800 Diakonissen nachweisbar, die sowohl in der Gemeindepflege als in der Erziehung von Waisenmädchen arbeiteten. In einer Gemeinde englischer Flüchtlinge zu Amsterdam bald nach 1600 finden wir eine Diakonissin, welche hier in der Gemeindepflege und auch zur Aufrechthaltung der Ordnung im Gottesdienst thätig war.

Von besonderer Wichtigkeit ist aber das Bestehen des Diakonissenamts in den mennonitischen Gemeinden Deutschlands und Hollands geworden. Hier erhielt es sich bis in unser Jahrhundert und in ihnen lernte es Fliedner auf seiner holländischen Kollektenreise kennen und fand darin eine wichtige der Nachfolge und Wiederbelebung in unsrer Kirche würdige Einrichtung.

Neuzeit. Nachdem Pfarrer Klönne und Graf Adalb. v. d. Recke am Rhein Pläne zur Wiedereinführung des Diakonissenamtes, der berühmte Freiherr v. Stein und die Hamburger Amalie Sieveking Wünsche und Pläne zur Gründung einer evangelischen barmherzigen Schwesterschaft gefaßt und teilweise veröffentlicht hatten, keinem von diesen aber die Kraft zur praktischen Ausgestaltung dieser Gedanken geschenkt war, begründete Pfarrer Theodor Fliedner zu Kaiserswerth am Rhein 1836 die erste

Diakonissenanstalt. Er ging dabei auf die Thatsache des biblischen und altkirchlichen Diakonissenamtes zurück und verknüpfte sie mit der heutzutage so wichtigen genossenschaftlichen Form. In der Verbindung dieser beiden Momente, sowie in der mit ganzer Mannesenergie und völliger Lebenshingabe bewirkten Einführung in die Kirche der Gegenwart liegt das große Verdienst Fliedners (vergl. die Lebensbilder von Graf v. d. Recke, Amalie Sieveking, Fliedner § 8). Nach Fliedner haben andere Männer wie Goßner, Löhe (vergl. § 8), Härter in Straßburg, Schultz an Bethanien in Berlin, Fröhlich in Dresden gleichfalls die Kraft ihres Lebens mit gutem Erfolg an die Sache gewendet.

Das Diakonissenhaus der Neuzeit. Vergleichung zwischen Brüder- und Diakonissensache. Das Diakonissentum ist das weibliche Seitenstück zur Brüder- resp. Diakonensache. Jedoch bestehen nicht unwesentliche aus der weiblichen Eigenart, sowie aus geschichtlichen Ursachen sich ergebende Verschiedenheiten. Es sind hauptsächlich folgende: der Name der Anstalt ist dort meist Brüderhaus, nur in zwei Fällen (Duisburg, Gorbitz) Diakonenhaus, hier dagegen stets Diakonissenhaus. Die Brüder haben gewöhnliche Kleidung, die Diakonissen eine besondre Tracht (Versuche auch den Brüdern eine solche zu geben, laden nicht zur Nachfolge ein). Während im Brüderhaus weibliche Hilfe nur für die wirtschaftliche Seite des Betriebs nötig ist, steht im Diakonissenhaus dem Pastor und Vorsteher auch für die Erziehung der Schwestern und Leitung des ganzen Werks eine weibliche Kraft (Oberin, Oberschwester) zur Seite. Während das Brüderhaus seinen Gliedern nur eine geistige Heimat gewähren kann, ist das Diakonissenhaus für seine Schwestern auch eine äußere Heimat, die sie bei Alter und Krankheit aufnimmt. Dort wird die Arbeit auf auswärtigen Stationen von den einzelnen Brüdern unter Beratung des Brüderhauses übernommen, hier übernimmt das Diakonissenhaus die Arbeit und sendet eine Persönlichkeit nach seiner Wahl, kann dieselbe auch beliebig durch eine andre ersetzen. So besteht also im ganzen eine engere, aber natürlich auch verantwortlichere Verbindung zwischen dem Diakonissenhaus und seinen Schwestern und Stationen, als zwischen dem Brüderhaus und seinen Brüdern und Stationen. Den Brüdern gestattet ihr Beruf die Verheiratung, den Diakonissen nicht. Die Brüder haben meist in der Kindererziehung ihre Ausbildungsschule, die Diakonissen meist in der Krankenpflege. Unter den Brüderhäusern haben nur einige eine eigne gottesdienstliche Versorgung, die Diakonissenhäuser haben dieselbe fast alle. Unter den Diakonissen sind alle Stände vertreten, unter den Brüdern sind die meisten vorher Landleute, Lehrer, Kaufleute, namentlich Handwerker gewesen.

Vergleichung der alten und neuen Diakonissensache. In der alten Kirche wurde die Diakonissin aus den Gliedern derselben Gemeinde gewählt, welcher sie dienen sollte; sie erhielt, wenn auch einige Unterweisung zum Unterricht der weiblichen Katechumenen, doch keine Vorbildung im heutigen Sinn; sie hatte keine Amtstracht. Heutzutage dagegen wird die Diakonissin einem Mutterhaus entnommen, sie hat eine berufliche Ausbildung empfangen und trägt ein vorgeschriebenes Amtskleid. — Alle diese Änderungen liegen indessen auf dem Gebiete des äußeren Lebens,

sind durch die Verhältnisse der neueren Zeit bedingt, und machen die Diakonissensache in den Verhältnissen der Gegenwart entweder allein möglich, oder doch wirksamer. Daß sie nicht willkürlich erfunden, sondern in der Entwicklung der Sache und in ihrem Verhältnis zur Umgebung wohlbegründet sind, ergiebt sich unter anderem daraus, daß sich ganz in derselben Weise der heutige Pastor von dem Presbyter oder Bischof der alten Kirche unterscheidet und doch ein mit ihm im Wesen ganz gleichartiges Amt bekleidet. Nur darin besteht ein wichtiger Unterschied zwischen dem heutigen und altkirchlichen Diakonissentum, daß dieses dem Organismus der äußerlich verfaßten Kirche förmlich eingegliedert war, während wir heutzutage erst auf dem Wege dahin sind.

Übersicht. 1. Diakonissenhäuser im Deutschen Reich.

Berlin, Elisabethkrankenhaus, gegründet 1837 von Goßner (Pastor: Kuhlo, Ob.: Anna Gräfin Arnim, 107 Schw.).

Bethanien, gegründet 1847 von Friedrich Wilhelm IV. (Pastor: Nehmiz, Ob.: Luise Kirsch geb. v. Gerlach, 228 Schw.).

Lazaruskrankenhaus, gegründet 1867 von Pastor Bögehold (Pastor: Böhme, 46 Schw.).

Paul-Gerhardt-Stift, gegründet 1876 von Pastor Aug. Disselhoff (Pastor: Schlegel, 70 Schw.).

Nowawes, Oberlinhaus, gegründet 1873 vom Oberlinverein (Pastor: Hoppe, Ob.: Th. v. Saldern, 101 Schw.).

Breslau, Bethanien, gegründet 1850 (Pastor: Ulbrich, Ob.: Marie Schäfer, 206 Schw.).

Kraschnitz, gegründet 1860 von Graf Adalbert v. d. Recke-Volmerstein (Ob.: Selma Gräfin v. d. Recke-Volmerstein, 89 Schw.).

Frankenstein, gegründet 1866 von Superintendent Gräve (Pastor: Krug, Ob.: Hedwig Gräfin Stosch, 126 Schw.).

Königsberg i. Pr., Krankenhaus der Barmherzigkeit, gegründet 1850 (Pastor: Götz, Ob.: Karoline Bürger, 228 Schw.).

Danzig, Diakonissen-Krankenhaus, gegründet 1862 von Superintendent Blech (Pastor: vacat, Ob.: Leopoldine v. Beer, 117 Schw.).

Stettin, Kinderheil- und Diakonissen-Anstalt, gegründet 1851 (Ob.: Hedwig Gabriel, 36 Schw.).

Bethanien (Neu-Torney bei Stettin), gegründet 1869 von Kommerzienrat Quistorp (Pastor: Brandt, Ob.: Philippine Mangelsdorf, 163 Schw.).

Halle a. S., gegründet 1857 (Pastor: Jordan, Ob.: Luise Moll, 80 Schw.).

Posen, gegründet 1865 (Pastor: Schiefferdecker, Ob.: Johanna Bade, 80 Schw.).

Bielefeld, Sarepta, gegründet 1869 (Pastor: D. v. Bodelschwingh, Ob.: Emilie Heuser, 402 Schw.).

Kaiserswerth, gegründet 1836 von Fliedner (Pastor: Disselhoff, Ob.: Minna Fliedner, 715 Schw.).

Hannover, Henriettenstift, gegründet 1860 von Königin Marie von Hannover (Pastor: D. Büttner, Ob.: Anna Forcke, 198 Schw.).

Wehlheiden bei Kassel, gegründet 1864 von Metropolitan von Roques (Pastor: Lic. Sardemann, Ob.: M. Behre, 45 Schw.).
Frankfurt a. M., gegründet 1870 (Pastor: Leydhecker, Ob.: Natalie v. Veltheim, 65 Schw.).
Altona, gegründet 1867 von Pastor Biernatzki (Pastor: Schäfer, Ob.: Elise v. d. Busssche-Kessell, 67 Schw.).
Flensburg, gegründet 1874 (Pastor: Wacker, Ob.: Albertine v. Lüderitz, 73 Schw.).
Straßburg, gegründet 1842 von Härter (Pastor: Fischer, Ob.: Henriette Keck, 174 Schw.).
Dresden, gegründet 1844 (Pastor: Dr. Molwitz, Ob.: Julie Gräfin Vitzthum, 223 Schw.).
Neuendettelsau, gegründet 1854 von Löhe (Pastor: Meyer, Ob.: Therese Stählin, 252 Schw.).
Augsburg, gegründet 1855 (Pastor: Boeckh, Ob.: Pauline Fischer, 75 Schw.).
Speier, gegründet 1859 (Pastor: Scherer, 85 Schw.).
Stuttgart, gegründet 1854 (Pastor Hoffmann, Ob.: Sophie Zillinger, 307 Schw.).
Ludwigslust, Stift Bethlehem, gegründet 1851 von Frl. Helene v. Bülow (Pastor: Dr. Krabbe, Ob.: Helene v. Bülow, 149 Schw.).
Darmstadt, Elisabethenstift, gegründet 1858 (Pastor: Werner, Ob.: Johanna Sukrow, 136 Schw.).
Karlsruhe, gegr. 1851 (Pastor: Walter, Ob.: Karol. Staib, 109 Schw.).
Braunschweig, Marienstift, gegründet 1870 vom Braunschweiger vaterländ. Frauenverein (Pastor: Veith, Ob.: Luise Chappuzeau, 42 Schw.).
Hamburg, Bethesda, gegründet 1860 von Elise Averdieck (Pastor: Gleiß, Ob.: Dora Heiland, 29 Schw.).
Bremen, gegründet 1868 (Pastor: Kayser, Ob.: Karoline Saxer, 23 Schw.).

2. Diakonissenhäuser, welche sich noch nicht der Kaiserswerther General-Konferenz angeschlossen haben.

Hamburg, Bethlehem (Pastor Nindck).
Stettin, Stift Salem bei Neu-Torney (Ob.: Thekla Baronin v. Hünerbein).
Mannheim (Pfarrer Greiner).
Schwäbisch-Hall (Pfarrer Faulhaber).
Kückenmühle bei Stettin (Pastor Bernhard).
Ingweiler (Pastor Hermann).
(Auch in Philadelphia (Amerika) ist durch Pastor Dr. Späth ein vielversprechender Anfang gemacht worden).

3. Diakonissenhäuser außerhalb des Deutschen Reiches.

Frankreich: Paris, zwei Anstalten.
Schweiz: St. Loup, Bern, Neumünster bei Zürich, Riehen bei Basel.
Holland: Utrecht, Haag, Arnheim.
England: London, zwei Anstalten.

Dänemark: Kopenhagen.
Norwegen und Schweden: Christiania, Stockholm.
Rußland: St. Petersburg, Reval, Riga, Mitau, Wiborg, Helsingfors, Sarata.
Österreich-Ungarn: Budapest, Gallneukirchen.
Amerika: Rochester.

4. Wiedereingegangen ist nur ein Diakonissenhaus, das zu Emden in Ostfriesland. Dasjenige zu Wechselburg in Sachsen ist in das Dresdner aufgegangen. Übrigens war sowohl in Emden als in Wechselburg erst ein ganz kleiner Anfang gemacht.

5. Deutsche Diakonissenhäuser, welche nicht den betr. deutschen Landeskirchen angehören.
Niesky: Diakonissenhaus der Brüdergemeinde (Professor D. Plitt).
Guben bei Kottbus: Diakonissenhaus der Breslauer separ. luth. Kirche in Preußen (Pastor Bieler).
Frankfurt a. M., Bethanien mit Filialen in Hamburg und Berlin, methodistisches Diakonissenhaus (Inspektor Eilers).

6. Ähnliche Anstalten.
Nonnenweier in Baden, Mutterhaus für Kinderpflegerinnen.
Großheppach in Württemberg, Mutterhaus für Kinderpflegerinnen.
Halberstadt, Seminar für Kleinkinderlehrerinnen.
Breslau-Lehmgruben, Seminar für Kleinkinderlehrerinnen. Diese bilden alle nur Kleinkinderlehrerinnen aus, die nach der Aussendung in einem weit loseren Verhältnis zu ihrem Mutterhaus stehen als die Schwestern der Diakonissenhäuser.

Die Diakonissenhäuser aller Länder haben sich, 57 an der Zahl, zu einer alle drei Jahre seit 1861 in Kaiserswerth tagenden Generalkonferenz zusammengeschlossen. — Das außerordentliche Wachstum der Sache wird durch folgende Zahlen veranschaulicht. Die seit 1836 gegründeten 57 Mutterhäuser zählten 1886 im ganzen 6366 in Thätigkeit befindliche Schwestern. Die Jahreseinnahmen und -Ausgaben der Mutterhäuser einschließlich der Filialen, aber ausschließlich der Stationen, betragen gegen 6 Millionen Mark. Die Schwestern sind in folgenden Arbeitsfeldern thätig: 597 Krankenhäusern, 118 Armen- und Siechenhäusern, 673 Gemeindepflegen, 107 Waisen-, Erziehungshäusern und Schulen, 340 Kleinkinderschulen, 34 Krippen, 30 Rettungshäusern, 13 Industrieschulen, 34 Mägdeanstalten, 6 Arbeiterinnenherbergen, 16 Anstalten für Blöde und Epileptische, 5 Irrenanstalten, 2 Blindenanstalten, 12 Magdalenenasylen, 9 Gefängnissen, 7 Hospizen und Pensionaten ꝛc. Auf diese Mannigfaltigkeit der Arbeit muß um so mehr hingewiesen werden, als sich immer noch so häufig der Gedanke geltend macht: Diakonie sei nichts anderes als christliche Krankenpflege.

Organisation. Der Anstaltsvorstand (Komitee, Kuratorium) vertritt die Diakonissenanstalt als juristische Person. Die unmittelbare Leitung des Hauses liegt in den Händen eines Pastors, dem eine Oberin resp. Oberschwester zur Seite steht. Der Erziehung der Probeschwestern widmet sich auch sonderlich die Probemeisterin. In manchen größeren Anstalten besteht ein sogen. Schwesternrat, dem in Gemeinschaft mit Pastor und

Oberin Beratung und Entscheidung in manchen inneren Anstaltsangelegenheiten zusteht. Die einzelnen Hauptzweige einer größeren Anstalt: Krankenhaus, Haushaltung 2c. haben wieder besondere leitende und verantwortliche Schwestern. Dem Arzt, welcher an dem Krankenhaus des Mutterhauses angestellt ist, stehen nur technische Anordnungen zu; diese aber auch im ganzen Umfange seines Bereichs; die Schwestern sind verpflichtet, seinen Anweisungen pünktlich nachzukommen.

Das Diakonissenhaus ist in erster Linie Erziehungsanstalt. Nicht als ob man hier den Schwestern das Christentum erst anerziehen wollte und könnte. Sondern das bereits gelegte Glaubensfundament will man befestigen, auf demselben aufbauen, damit durch Gottes Gnade alle Gaben und Kräfte einer christlichen Persönlichkeit sich entfalten und dieselben in den geordneten Dienst der Barmherzigkeit gestellt werden. — Dazu wirkt vor allem das gottesdienstliche Leben der Anstalt mit. In allen Diakonissenhäusern bestehen eigene Gottesdienste, in nicht wenigen wird denselben eine besondere Pflege und sorgsame Ausgestaltung zu teil (Liturgie, Gesang 2c.). In einzelnen Stücken ist dies gottesdienstliche Leben auch für weitere Kreise anregend gewesen (Paramentik, Psalmengesang 2c.). — Von bedeutendem Einfluß ist demnächst der Hausgeist, die religiöse, volkstümliche Richtung und gesellschaftliche Zusammensetzung der Anstalt resp. ihrer Bewohner. In den Ordnungen, dem Bau und den Einrichtungen, der Verkehrsweise der Bewohner gewinnt dieser Geist Gestalt und Erscheinung, zugleich aber auch ein Mittel der Wirksamkeit, namentlich auch auf neu hinzukommende Mitglieder. — Von großer erziehlicher Kraft ist auch die Arbeit. Die Erfahrung hat gelehrt, daß im Durchschnitt keine Thätigkeit eine so gute Schule für die werdende Diakonissin ist als die Krankenpflege. Durch sie werden alle Kräfte, Gaben, Eigenschaften, Geschicklichkeiten, die jemand im Keim besitzt, entwickelt, die Schwachheiten und Verkehrtheiten um korrigiert und abgelegt, die guten Seiten um geübt und befestigt zu werden. Und zwar erstreckt sich das sowohl auf die äußerlichen Dinge, die mit Gewandtheit und Ruhe, Eifer und Genauigkeit beschickt sein wollen, als auch auf die geistigen Vermögen: Umsicht, Takt, Hingabe, Freundlichkeit u. s. w., die alle zur Lösung der Aufgabe nötig sind. Damit aber die Erziehung durch Arbeit und zur Arbeit nicht einseitig auf Krankenpflege sich gründe, ist es sehr wichtig, daß mit dem Mutterhaus neben dem Krankenhaus auch noch andere Filialen verbunden sind: etwa Krippe, Warteschule, Marthastift oder was es sei, welche dann, wenn vielleicht auch nicht für alle, so doch für viele Schwestern eine Ausbildungs- und Übungsstätte in den betr. Arbeiten werden können. Auch die Stationen dienen diesem Teil der Erziehung, wenngleich nicht in dem Maße wie die Filialen, weil nur letztere mit dem Mutterhaus ganz eins bilden, weil sie dessen Eigentum sind, während Stationen nur in Arbeitsverbindung mit demselben stehn. — Im Unterrichte werden die einzeln und oft unmerklich angesponnenen erziehlichen Fäden bewußt zusammengefaßt. Derselbe verzweigt sich ganz ähnlich wie im Brüderhaus dreifach, er ist religiös, allgemein bildend, fachlich (vergl. den vor. Paragraphen). Nur ist hier dem fachlichen Teil stets noch ein Stück hinzuzufügen: der ärztliche Unterricht. Derselbe ist teils theoretisch (einiges aus Anatomie, Physiologie,

Diätetik u. s. w.), teils praktisch (namentlich Verbandlehre); teils wird er in eigenen Stunden, teils bei Gelegenheit durch einzelne Bemerkungen am Krankenbette erteilt. — Vielleicht ist auch die Bemerkung am Platz, daß für Schwestern der Unterricht ganz ebenso wichtig und nötig ist als für Brüder, wenn auch letztere in manchen Stellungen vielleicht mehr direkte Verwendung für das Gelernte haben. Allein die Hauptbedeutung des Unterrichts besteht nicht in dem dadurch vermittelten Stoff, sondern in seiner erziehlichen Kraft. Und bei der Diakonissin handelt es sich nicht nur um das Erlernen von ein paar ärztlichen Handgriffen, sondern um Geistes- und Herzensbildung, welche oft reichlich ebenso nötig ist zur Ausübung dieses Berufs als rein äußerliche Tüchtigkeit.

Zum andern ist aber das Diakonissenhaus auch Schwesternheimat und zwar im vollen Sinne des Wortes. Das schließt keine Entfremdung gegen das Elternhaus in sich, nur daß natürlich die praktische Pflege der Beziehungen zu demselben durch die Anforderungen des Berufs beschränkt wird. — Aber es umfaßt mehr als beim Brüderhaus, indem die Diakonissenanstalt für die Ihrigen nicht nur eine geistige, sondern auch eine äußerliche Heimat ist, ein Zufluchtsort in Krankheit und Alter. Auch während die Schwester außerhalb desselben arbeitet, ist und bleibt sie ein Kind ihres Mutterhauses, von ihm abhängig, an dasselbe gewiesen. Ihre Arbeit thut sie nach kontraktlicher Regelung im Einvernehmen mit dem Vorstande ihrer Station, aber in jedem Zweifels-, Konflikts- oder Notfall findet sie beim Mutterhaus Halt, Korrektur, Entscheidung. Die Schwester hat ebensowenig auf irgend ein bestimmtes Arbeitsfeld, wie auf eine gewisse Rangstufe Anspruch. Die, welche heute einen leitenden Posten hat, kann morgen den einer einfachen Hilfskraft einnehmen und umgekehrt. Wie es die Lehrzeit der Schwester wesentlich erleichtert, so ist es für ihr ganzes Thun und Lassen, für ihr irdisches Glück von entscheidender Bedeutung, daß sie ihr Mutterhaus ganz als ihre Heimat ansehen lernt und sich wie das Kind im Hause fühlt.

Die Diakonissin. Die Aspirantin. Ernst christlich gesinnte Jungfrauen oder Witwen, zwischen 18 und 36 Jahren, welche durch nähere Pflichten nicht gebunden sind und die Kraft Leibes und der Seele dem Herrn zuliebe in den Dienst der Barmherzigkeit an seinen Gliedern innerhalb der Ordnungen eines Diakonissen-Mutterhauses stellen wollen, können als Probeschwestern aufgenommen werden.

An Papieren hat eine Aspirantin ihrem Meldungsbrief beigeschlossen einzureichen: selbstverfaßten Lebenslauf, Einwilligung der Eltern, versiegeltes seelsorgerliches Zeugnis, ärztliches Attest, Tauf- und Konfirmationsschein.

Die Eintretende muß mit einer bescheidenen aber soliden Ausstattung versehen sein.

Die Eigenschaften Apgesch. 6, 3, namentlich auch unbescholtener Wandel, sind unbedingte Voraussetzung des Eintritts.

Die Probeschwester und Novize. Während der ersten 6 Wochen nach dem Eintritt ist die sog. Vorprobe, nach welcher dem ersten Eindruck entsprechend entschieden wird, ob man beiderseitig den Eintritt in die eigentliche Probezeit für geraten hält. Nun folgt das erste Probe-

jahr. Die Schwester trägt zwar Haube und Schürze der Anstalt, aber sonst noch ihr eigenes Kleid, steht unter spezieller Leitung der Probemeisterin und wird mit den durch das Haus gebotenen Mitteln geschult. Sie hat die Hauptaufgabe, sich in den Beruf einzuleben, die gegebenen Verhältnisse und Arbeiten verstehen und üben zu lernen.

Der Schritt vom ersten ins zweite Probejahr geschieht durch eine kleine Feier im Schwesternkreis. Von nun an trägt sie das Arbeitskleid der Diakonissen, wird auch auf auswärtigen Stationen unter Leitung eingesegneter Schwestern verwandt. Dies Noviziat hat keine bestimmte Dauer. Es soll eine Zeit des Wachstums und der Bewährung sein bis zur Einsegnung. In manchen Anstalten giebt es „Beischwestern", welche der Sache nach ungefähr mit den Novizen zusammentreffen.

Die Diakonissin. Durch die nach einigen Jahren erfolgende Einsegnung wird die Novize Diakonissin. Nun trägt sie auch das Sonntagskleid der Schwestern und in den meisten Anstalten ein silbernes Kreuzchen. Die Einsegnung führt die Schwester in ihren Beruf ein. Sie gelobt dabei Gehorsam, Willigkeit und Treue in demselben. Dies ist kein römisches Gelübde; also wird damit nicht ein unter allen Umständen geschehendes Verbleiben im Beruf zugesagt. Freilich soll eine Schwester, wenn sie sich einsegnen läßt, den Diakonissenberuf als Lebensberuf ansehen und wie sie nur nach Gottes Willen in denselben eintritt, so nur nach Gottes Willen denselben verlassen. Dieser letztere Fall liegt namentlich vor, wenn die Schwester ihren Eltern nötig ist, nicht aber, wenn beliebige andere Verwandte oder Freunde zeitweilig oder dauernd Ansprüche an ihre Hilfe machen. Unberechtigten Anforderungen derart gegenüber hat sie Recht und Pflicht der Abweisung aus Berufstreue. — Dementsprechend übernimmt auch das Mutterhaus ernste Verpflichtungen: die Diakonissin wie eine Tochter zu halten, ihr alles zum Leben Nötige darzubieten, in Krankheit und Alter für sie zu sorgen. Übrigens bleibt eine Schwester im unbeschränkten Besitz ihres etwaigen Vermögens. Bei unwürdigem Verhalten steht natürlich dem Mutterhaus der Ausschluß der Schwester frei.

Wie in der Lehrzeit die Probeschwester, so hat sich auch die Diakonissin nicht ihre Arbeit selbst zu wählen, sondern bekommt dieselbe zugeteilt; nur etwa darin hat sie hie und da die Wahl, ob sie Pflegerin oder Lehrerin sein will. Auch läßt sie sich beliebig auf auswärtige Stationen senden (doch sendet Kaiserswerth nicht ohne besonderes Einvernehmen auf orientalische Stationen). Von Vorständen oder Pfleglingen oder deren Angehörigen nimmt keine Schwester ein Geschenk an.

Der Rahmen des Berufslebens ist das Gemeinschaftsleben innerhalb der Schwesternschaft. Durchgängig wird sich ersteres um so segensreicher gestalten, je glücklicher und beglückender das letztere ist. Auf dessen Pflege ist deshalb von den einzelnen Schwestern und von der Leitung des Hauses besonderes Gewicht zu legen.

Litteraturnachweis.

Vorbemerkungen. 1. Es sollte nur eine Auswahl des Wichtigsten und zugleich am leichtesten Erreichbaren gegeben werden. Letztere Rücksicht bedingte z. B. die stete Beziehung auf die Sammelwerke (PRE.², Päd. Enc., Piper, Zeugen der Wahrheit) sowie die Verweisungen auf des Verfassers weibl. Diakonie.

2. In erster Linie sind dabei die Bedürfnisse derjenigen berücksichtigt, welche den „Berufsunterricht" in Brüder- und Schwesternhäusern erteilen.

3. Diejenigen, welche ausführlichere Litteraturangaben verlangen, sind zu verweisen auf

Schäfer, Diakonik (Zöcklers Handbuch der theol. Wissenschaften. 2. Aufl. Nördlingen 1885. IV S. 449 ff.).

Schäfer, Die weibliche Diakonie in ihrem ganzen Umfang dargestellt. I. Bd. Die Geschichte der weiblichen Diakonie. 2. Aufl. Stuttgart 1887 (XVI u. 328 S.). II. Bd. Die Arbeit der weiblichen Diakonie. 1880. (XVI u. 320 S.). III. Bd. Die Diakonissin und das Mutterhaus. 1883 (XVI u. 357 S.).

Lehmann, Die Werke der Liebe. 2. Aufl. Leipzig 1883 (VIII u. 380 S.).

Seidel, Katalog der Fachbibliothek des Landesvereins für innere Mission der evangelisch-lutherischen Kirche im Königreich Sachsen. Dresden 1886 (XII u. 128 S.).

Über innere Mission im allgemeinen.

Wichern, Die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche. Denkschrift. 2. Aufl. Hamburg 1849 (VIII u. 284 S.). — Lehmann, die Werke der Liebe. 2. Aufl. Leipzig 1883 (VIII u. 380 S.). — Kleine Bibliothek für innere Mission, herausgegeben vom Landesverein f. innere Mission im Königreich Sachsen. Dresden 1874 ff. Bis jetzt 13 Hefte. — Martius, Die innere Mission. Gütersloh 1882 (VIII u. 192 S.). — Schäfer, Die weibliche Diakonie in ihrem ganzen Umfang dargestellt. I. Bd. Die Geschichte der weiblichen Diakonie. 2. Aufl. Stuttgart 1887 (XVI u. 328 S.). II. Bd. Die Arbeit der weiblichen Diakonie. 1880 (XVI u. 320 S.). III. Bd. Die Diakonissin und das Mutterhaus. 1883 (XVI u. 357 S.). — Schäfer, Diakonik (Zöcklers Handbuch der theolog. Wissenschaften. 2. Aufl. Nördlingen 1885. IV. S. 449 ff.).

Schäfer, Die innere Mission in Deutschland. Stuttgart. I. Bd. Rothert, Hannover 1878 (XII u. 244 S.). II. Bd. Schmidt, Württemberg 1879 (XVI u. 288 S.). III. Bd. Beck, Bayern diess. d. Rh. 1880 (X u. 238 S.). IV. Bd. Michelsen, Lübeck 1880 (X u. 104 S.). V. Bd. Iken, Bremen 1881 (XIV u. 98 S.). VI. Bd. Schütze, Schlesien 1883 (XII u. 296 S.). — Höpfner, Das Werk der inneren Mission in der evangelischen Kirche der Rheinprovinz. Bonn 1876 (IV u. 256 S.). — Hilfsbüchlein, zunächst für die Synodal-Vertreter der inneren Mission in der Provinz Sachsen. Magdeburg 1879 (147 S.). — Die innere Mission in Berlin. Berlin 1883.

Lehmann, Festreden vom Gebiet der inneren Mission. Leipzig 1875 (VIII u. 415 S.). — Schäfer, Reden und Predigten vom Gebiet der Diakonie und

inneren Mission. Stuttgart 1876. 5 Bde. — Schlosser, Reden im Freien ꝛc. Frankfurt a. M. 1881 (IV u. 423 S.).

Fliegende Blätter aus dem Rauhen Hause zu Horn bei Hamburg. Hamburg 1845 ff. Beiblatt 1850 ff. — Die Verhandlungen der Kirchentage und Kongresse für innere Mission, seit 1848 meist in Berlin bei W. Hertz oder Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses erschienen. — Blätter für das Armenwesen, herausgegeben von der Zentralleitung. Stuttgart 1848 ff. — Bausteine, Illustriertes Monatsblatt für innere Mission. Leipzig. Seit 1868/1869. — Schäfer, Monatsschrift für Diakonie und innere Mission. Hamburg 1876/77—1879/80. — Deren Fortsetzung ist: Schäfer, Monatsschrift für innere Mission mit Einschluß der Diakonie, Diaspora-Pflege, Evangelisation und gesamten Wohlthätigkeit. Gütersloh 1881 ff.

Herzog, Plitt, Hauck, Realencyklopädie. 2. Aufl. Leipzig 1877—86, bis jetzt 17 Bde. (PRE.[2] citiert). — Schmid, Encyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens. Gotha 1859—1878. 11 Bde. Es ist hier stets nach der ersten Auflage citiert. Wer die im Erscheinen begriffene zweite Auflage besitzt, kann ja leicht die betreffenden Ziffern ändern. — Piper, Die Zeugen der Wahrheit. Leipzig 1874 u. 1875. 4 Bde.

§ 1. **Wesen der inneren Mission.** Vergl. die oben angegebenen allgem. Schriften. — Reimpell, Begriff und Wesen der inneren Mission im Sinne Wicherns. (Schäfer, Monatsschrift f. i. M. II. 1882. S. 443 ff.). — Haupt, Biblische Gesichtspunkte für die Beurteilung der inneren Mission (Schäfer, Monatsschrift f. i. M. I. 1881 S. 9 ff.; II. 1882 S. 145 ff.; — Kaftan, Die innere Mission in ihrem Verhältnis zu Kirche und Staat (Schäfer, Monatsschrift f. i. M. III. 1883 S. 53 ff.). — Pentzlin, Über den Begriff der inneren Mission (Schäfer, Monatsschrift f. i. M. I. S. 549 ff.). — Schmidt, Schriftgemäße Gedanken über Fragen der inneren Mission (Schäfer, Monatsschrift f. i. M. VII. 1887 S. 1 ff.).

Die Daten über die Wortverkündigung durch Laien stellt für die alte Kirche am vollständigsten zusammen: Paniel, Pragmatische Geschichte der christlichen Beredsamkeit und der Homiletik I, 1 u. 2. Leipzig 1839 u. 41.

Die Daten über die Reformversuche findet man übersichtlich angegeben: Zöckler, Handbuch der theol. Wissenschaften. 2. Aufl. Nördlingen 1885. 4 Bde. Vgl. das Register s. v. Reformation, Reformationszeitalter, namentlich auch Reformatoren.

§ 2. **Liebesthätigkeit in der apostolischen Zeit.** Uhlhorn, Die christliche Liebesthätigkeit. Stuttgart. I. Bd. Alte Kirche. 1882 (IV u. 421 S.). II. Bd. Mittelalter. 1884 (IV u. 531 S.). — Ratzinger, Geschichte der kirchlichen Armenpflege. 2. Aufl. Freiburg im Breisgau 1884 (XIV u. 616 S.) [kathol.]. — Schultz, Die Nächstenliebe und ihre Erweisungen im Alten Testament (Schäfer, Monatsschrift f. i. M. V. 1885 S. 111 ff.). — Schäfer, Weibliche Diakonie. I. 2. Aufl. Stuttgart 1887 S. 1 ff.

§ 3. **Liebesthätigkeit in der „Märtyrerkirche".** Uhlhorn und Ratzinger (vergl. oben). — Schäfer, Weibliche Diakonie. I. 2. Aufl. Stuttgart 1887 S. 39 ff.

Cyprianus: (Hagenbach †) Leimbach, Cyprianus (PRE.[2] III. S. 409 ff.). — Wiese, Cyprianus (Piper, Zeugen. I. S. 591 ff.).

Laurentius: Krummacher, Laurentius (Piper, Zeugen. I. S. 626 ff.).

§ 4. **Liebesthätigkeit in der „Reichskirche".** Uhlhorn und Ratzinger (vergl. oben). — Schäfer, Weibliche Diakonie. I. 2. Aufl. Stuttgart 1887. S. 42 ff.

Ephräm: (Rödiger †) Spiegel, Ephräm (PRE.[2] IV. S. 255 ff.). — Gelpke, Ephräm der Syrer (Piper, Zeugen. II. S. 32 ff.).

Basilius d. Gr.: (Klose †) Möller, Basilius der Große (PRE.[2] II. S. 116 ff.). — Moll, Basilius der Große, Bischof von Cäsarea (Piper, Zeugen. II. S. 42 ff.).

Makrina: Schäfer, Weibliche Diakonie. I. 2. Aufl. Stuttgart 1887 S. 56 ff. — Möller, Makrina (PRE.² IX. S. 161 f.). — Kölling, Geschichte der Arianischen Häresie. Gütersloh. (I. Bd. 1874. II. Bd. 1883.) II. S. 440 ff.

Chrysostomus: Burk, Chrysostomus (PRE.² III. S. 225 ff.). — Krummacher, Johannes Chrysostomus, Bischof von Konstantinopel (Piper, Zeugen. II. S. 84 ff.). — Schäfer, Weibliche Diakonie. I. 2. Aufl. Stuttgart 1887. S. 50 ff.

Olympias: Schäfer, Weibliche Diakonie. I. 2. Aufl. Stuttgart 1887. S. 47 ff.

Ambrosius: Plitt, Ambrosius (PRE.² I. S. 331 ff.). — Schmieder, Ambrosius, Bischof von Mailand (Piper, Zeugen. II. S. 98 ff.).

Augustinus: Dorner, Augustinus (PRE.² I. S. 781 ff.). — Bindemann, Aurelius Augustinus (Piper, Zeugen. II. S. 116 ff.).

Hieronymus: Hagenbach †(Zöckler) Hieronymus (PRE.² VI. S. 103 ff.). — Schmieder, Hieronymus (Piper, Zeugen. II. S. 108 ff.).

Fabiola: Vergl. Uhlhorn a. a. O.

Paula: Lagrange, Geschichte der heiligen Paula. Brixen 1869 (572 S.) [katholisch].

Pammachius: Vergl. Uhlhorn a. a. O.

Beide Melanien: Vergl. Uhlhorn a. a. O.

Paulinus: Henke † (Hauck) Paulinus (PRE.² XI. S. 349 ff.).

Gregor d. Gr.: Zoepffel, Gregor I. (PRE.² V. S. 364 ff.). — Plitt, Gregor der Große (Piper, Zeugen. II. S. 285 ff.).

§ 5. **Liebesthätigkeit im Mittelalter.** Uhlhorn und Ratzinger (vergl. oben).

Severinus: Hauck, Severinus (PRE.² XIV. S. 168 ff.). — Köpke, Severinus in Noricum (Piper, Zeugen. II. S. 263 ff.).

Karl d. Gr.: Köpke, Karl der Große (Piper, Zeugen. II. S. 516 ff.).

Franziskus von Assisi: Engelhardt † (Zöckler) Franz (Franziskus) von Assisi und der Franziskanerorden (PRE.² IV. S. 652 ff.). — Ehrenfeuchter, Franziskus von Assisi (Piper, Zeugen. III. S 72 ff.).

Elisabeth: Herzog, Elisabeth (PRE.² IV. S. 179 ff.). — Ranke, Elisabeth, Landgräfin von Thüringen (Piper, Zeugen. III. S. 28 ff.).

§ 6. **Liebesthätigkeit im Zeitalter der Reformation und der Orthodoxie.** Riggenbach, Das Armenwesen der Reformation. Basel 1883 (IV u. 56 S.). — Koffmane, Luther und die innere Mission. Berlin 1883 (IV u. 78 S.). — Hering, Die Liebesthätigkeit der deutschen Reformation (Studd. u. Kritt. 1883. S. 661 ff.). — Harnack, Luther über die christliche Liebe und Liebesthätigkeit in persönlicher und sozialer Beziehung (Schäfer, Monatsschrift f. i. M. IV. 1884. S. 3 ff.).

Luther: Köstlin, Martin Luther. Sein Leben und seine Schriften. 2. Aufl. Elberfeld 1883. 2 Bde. — Köstlin, Luther (PRE.² IX. S. 38 ff.). — Heubner, Martin Luther (Piper, Zeugen. III. S. 325 ff., vergl. auch S. 309 ff. u. S. 611 ff.).

Bugenhagen: Plitt, Bugenhagen (PRE.² II. S. 775 ff.). — Vogt, Johann Bugenhagen (Piper, Zeugen. III. S. 356 ff.). — Vogt, Johannes Bugenhagen Pomeranus. Bd. IV aus Nitzsch, Leben und ausgewählte Schriften der Väter und Begründer der lutherischen Kirche. Elberfeld 1867 (VIII u. 442 S.).

Heß: Köstlin, Johann Heß (PRE.² VI. S. 61 ff.). — Köstlin, Johann Heß (Piper, Zeugen. III. S. 450 ff.).

Katharina Zell: E. Frommel, Katharina Zell, Luise Scheppler, Pfarrfrau und Pfarrmagd. Berlin 1870 (VIII u. 89 S.). (Bd. VII von Ziethe, Frauenspiegel.) — Röhrich, Katharina Zell (Piper, Zeugen. III. S. 561 ff.).

Joh. Val. Andreä: Tholuck (Wagenmann) Johann Valentin Andreä (PRE.² I. S. 388 ff.). — Steinmeyer, Johann Valentin Andreä (Piper, Zeugen. IV. S. 258 ff.). — Schmidt, Die innere Mission in Württemberg. Hamburg 1879 (Bd. II Schäfer, Die innere Mission in Deutschland. S. 14 f.). — Wurm, Joh. Val. Andreä, Calw 1887 (240 S.).

§ 7. **Liebesthätigkeit in der Zeit des Pietismus und des Rationalismus.** Sachsse, Ursprung und Wesen des Pietismus. Wiesbaden 1884 (VI u. 382 S.). — H. Schmid, Die Geschichte des Pietismus. Nördlingen 1863. — Ritschl, Geschichte des Pietismus. Bd. I. II. 1. 2. Bonn 1880 ff. — Riggenbach, Pietismus (PRE.² XI. S. 672 ff.).

A. H. Francke: Kramer, August Hermann Francke. Ein Lebensbild. Halle a. S. 1880 u. 1882. 2 Bde. — Kramer, August Hermann Francke (PRE.² IV. S. 609 ff.). — Tholuck, August Hermann Francke (Piper, Zeugen. IV. S. 411 ff.). — Kramer, A. H. Francke's pädag. Schriften. 2. Aufl. Langensalza 1885 (XII u. 465 S.).

v. Canstein: Plath, Karl Hildebrand Freiherr von Canstein. Halle 1861. (X u. 133 S. u. Cansteins Porträt). — Arnold † (Kramer), Karl Hildebrand Freiherr von Canstein (PRE.² III. S. 131 ff.).

Beata Sturm: Schmidt, Die innere Mission in Württemberg. Hamburg 1879 (Bd. II. Schäfer, Die innere Mission in Deutschland). S. 22 ff. — Rieger, Beata Sturmin, die württembergische Tabea. Stuttgart 1730 (XXVI u. 376 S. nebst Porträt).

Die Väter des Bunzlauer Waisenhauses: Stolzenburg, Geschichte des Bunzlauer Waisenhauses. Breslau 1854 (XVI u. 334 S.). — Bretschneider, Hat die alte evangelische Kirche Schlesiens auch innere Mission getrieben? Neusalza. O. 1864 (VIII u. 176 S.). — Palmer †, Ernst Gottlieb Woltersdorff (PRE.² XVII. S. 314 ff.).

J. A. Urlsperger: Ostertag †, Johann August Urlsperger (PRE.² XVI. S. 233 ff.). — Schmidt, Die innere Mission in Württemberg. Hamburg 1879 (Bd. II. Schäfer, Die innere Mission in Deutschland). S. 26 ff. — Riggenbach, Stockmeyer, Prätorius, Zur hundertjährigen Gedächtnisfeier der Christentumsgesellschaft. Basel [1880] (47 S.). — Christian Friedrich Spittler im Rahmen seiner Zeit. I. Basel [Jahreszahl fehlt]. S. 382 ff.

Kießling: v. Schubert, Altes und Neues aus dem Gebiete der inneren Seelenkunde. II. Bd. Leipzig 1884. — Bodemann, J. Tob. Kießling nach seinem Leben und Wirken. Nördlingen 1855 (VIII u. 172 S.). — Kotschy, Johann Tobias Kießling, ein Vorbild für die Diasporapflege (Schäfer, Monatsschrift f. i. M. I. 1881, S. 289 ff.).

Hauge: Odland, Hans Nielsen Hauge (PRE.² V. S. 646 ff. — Michelsen, Hans Nielsen Hauge, der Laienprediger (Schäfer, Monatsschrift für Diakonie u. i. M. III. 1879 S. 193 ff.).

Oberlin: Burckhardt, Johann Friedrich Oberlins, Pfarrer im Steinthal, vollständige Lebensgeschichte und gesammelte Schriften. Stuttgart 1843. 4 Bde. — Bodemann, Johann Friedrich Oberlin, Pfarrer im Steinthal. 3. Aufl. Stuttgart 1879 (224 S. nebst Oberlins Porträt). — Hackenschmidt, Johann Friedrich Oberlin (PRE.² X. S. 675 ff.). — Krummacher, J. Fr. Oberlin, (Piper, Zeugen IV. S. 717 ff.).

Falk: Moller, Johann Daniel Falk (Schmid, Päd. Enc. II. S. 325 ff.). Rosalie Falk, Erinnerungsblätter. Weimar 1868.

Pestalozzi: v. Zezschwitz, Der Pädagog Heinrich Pestalozzi. Erlangen 1871 (42 S.). — Palmer, Pestalozzi (Schmid, Päd. Enc. V. S. 860 ff.). — v. Raumer, Geschichte der Pädagogik. 5. Aufl. Gütersloh. II. S. 296 ff. —

§ 8. **Innere Mission in der Neuzeit.** Reimpell, Zur Vorgeschichte der inneren Mission in Deutschland (Schäfer, Monatsschrift f. i. M. V. 1885. S. 401 ff.). — Lauxmann, Die innere Mission unserer Zeit (Schäfer, Monatsschrift f. i. M. V. 1885. S. 433 ff., etwas ausgeführter in besonderer Broschüre: Die innere Mission in der Gegenwart. Bericht für die XXII. Jahresversammlung der Südwestdeutschen Konferenz für innere Mission. Karlsruhe 1886. Evangel. Schriftenverein für Baden (22 S.).

Zeller: Thiersch, Christian Heinrich Zellers Leben. Basel 1876. 2 Bde. — Wilkens, Christian Heinrich Zeller (Schäfer, Monatsschrift f. Diak. u. i. M. I. 1877 S. 385 ff.). — Strebel, Christian Heinrich Zeller (Schmid, Päd. Enc. X. S. 633 ff.).

Spittler: Christian Friedrich Spittler im Rahmen seiner Zeit. Basel [ohne Jahreszahl] (VIII u. 460 S.) — Kober, Christian Friedrich Spittlers Leben. Basel 1887 (XIV u. 356 S. nebst Spittlers Porträt).

v. Kottwitz: Jacobi, Erinnerungen an den Baron Ernst von Kottwitz. Halle 1882 (56 S.). — Baur, Baron Kottwitz (Neue Christoterpe Bremen 1883 S. 203 ff.) — Witte, Das Leben Dr. Friedrich August Gotttreu Tholuck's. I. Bd. Bielefeld und Leipzig 1884. S. 125 ff.

v. d. Recke: Ein geheiligtes Liebesleben (Bausteine XII. 1880. S. 17 ff.). — Erinnerungen aus dem Leben der Gräfin Mathilde von der Recke-Volmerstein, geb. Gräfin von Pfeil und Klein-Ellguth. Breslau 1873 (IV u. 284 S.).

Chalmers: Köstlin, Thomas Chalmers (PRE.² III. S. 168 ff.). — Gerlach, Die kirchliche Armenpflege, nach dem Englischen des Th. Chalmers. Berlin 1847 (XXIV u. 245 S.).

Elisabeth Fry: Leben und Denkwürdigkeiten der Frau Elisabeth Fry. 3. Aufl. Hamburg 1858. 2 Bde. — Lehmann, Elisabeth Fry (PRE.² IV. S. 704 ff.).

Amalie Sieveking: [E. Poel] Bevorw. v. Wichern. Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Amalie Sieveking. 2. Aufl. Hamburg 1860 (XVIII u. 512 S.). — Ranke, Amalie Sieveking (Schäfer, Monatsschrift f. Diak. u. i. M. III. 1879. S. 49 ff.). — Bertheau, Amalie Sieveking (PRE.² XIV, S. 223 ff.).

Goßner: Dalton, Johannes Goßner. 2. Aufl. Berlin 1878 (XIV u. 481 S. nebst Goßners Porträt). — Wilkens, Johannes Goßner (Schäfer, Monatsschrift f. Diak. u. i. M. II. 1878. S. 241 ff.). — Hollenberg, Johannes Evangelista Goßner (PRE.² V, S. 282 ff.). — Schäfer, Weibliche Diakonie I. 2. Aufl. Stuttgart 1887. S. 111 ff.

Barth: Werner, Ch. G. Barth, Dr. th., nach seinem Leben und Wirken gezeichnet. Calw 1865–69. 3 Bde. — Weitbrecht, Dr. Barth nach seinem Leben und Wirken. Stuttgart 1875 (131 S.). — Ein Kinderfreund. Barth in seiner Stellung zur Rettungsanstalt in Stammheim. Calw 1865 (IV u. 192 S.) Gundert, Dr. Christian Gottlob von Barth (PRE.² II. S. 108 ff.). — Wilhelm Kopp, Christian Gottlob Barths Leben und Wirken. Calw und Stuttgart 1886 (304 S.).

Wichern: Oldenberg, Johann Hinrich Wichern. Sein Leben und Wirken. Hamburg 1882—87. 2 Bde. — Krummacher, Johann Hinrich Wichern. Ein Lebensbild aus der Gegenwart. Gotha 1882 (VI u. 161 S.). — J. Wichern, Das Rauhe Haus. Hamburg 1883 (X u. 319 S.). — Schäfer, Johann Hinrich Wichern (PRE.² XVII. S. 40 ff.).

Fliedner: Georg Fliedner, Theodor Fliedner. Durch Gottes Gnade Erneuerer des apostolischen Diakonissen-Amtes in der evangelischen Kirche. 2. Aufl. Kaiserswerth 1886 (VI u. 144 S.). — Schäfer, Weibliche Diakonie. I. 2. Aufl. Stuttgart 1887. S. 87 ff. — G. Fliedner, Dr. th. Theodor Fliedner (PRE.² IV. S. 581 ff.).

Löhe: [Deinzer], Wilhelm Löhes Leben. Gütersloh 1873 ff. I. II. III. 1. — Schäfer, Weibliche Diakonie. I. 2. Aufl. Stuttgart 1887. S. 138 ff. — Stählin, Johann Konrad Wilhelm Löhe (PRE.² VIII. S. 711 ff.).

Kapff: Karl Kapff, Lebensbild von Sixt. Karl von Kapff. Stuttgart 1881. 2 Bde. — Lauxmann, Prälat Kapff (Schäfer, Monatsschrift f. Diak. u. i. M. IV. 1880. S. 145 ff.).

Huber: Elvers, Viktor Aimé Huber. Sein Werden und Wirken. Bremen 1872 u. 1874. 2 Bde.

Heldring: [L. Heldring] bevorw. v. Baur. A. d. Holländ. von Müller, O. G. Heldring, sein Leben und seine Arbeit. Gütersloh 1882 (XVI u. 416 S. nebst Heldrings Porträt). — Müller, Erinnerungen an O. G. Heldring (Schäfer, Monatsschrift f. Diak. u. i. M. IV. 1880. S. 433 ff.).

John Bost: John Bost und die Anstalten von Laforce (Schäfer, Monatsschrift f. i. M. IV. 1884. S. 41 ff.). — Dalton, Ferienreise, Bremen 1886 S. 195 ff.

Härem: Michelsen, Peter Härem. Ein Lebensbild. (Schäfer, Monatsschrift f. Diak. u. i. M. IV. 1880. S. 289 ff.).

§ 9. **Krippe.** Schäfer, Weibliche Diakonie. II. Hamburg 1880. S. 2 ff. — Helm, Die Krippe im Breitenfeld zu Wien. Leipzig 1851 (74 S.). — Mettenheimer, Geschichte der Schweriner Säuglingsbewahranstalt (Krippe) in den ersten fünf Jahren ihres Bestehens. Ludwigslust 1881 (IV u. 91 S.). — Niemeyer, Ärztlicher Ratgeber für Mütter. Stuttgart 1877 (VIII u. 382 S.).

§ 10. **Warteschule (Kleinkinderschule).** Schäfer, Weibliche Diakonie II. Hamburg 1880. S. 11 ff. — Leyrer, Die christliche Kleinkinderpflege mit besonderer Rücksicht auf Württemberg. Stuttgart 1879 (IV u. 86 S. nebst 5 Tafeln Abbildungen). — Flashar, Kleinkinderschulen (Schmid, Päd. Enc. IV. S. 30 ff.). — Ranke, Die Erziehung und Beschäftigung kleiner Kinder in Kleinkinderschulen und Familien. 7. Aufl. Elberfeld 1886 (VIII u. 396 S.).

§ 11. **Sonntagsschule (Kindergottesdienst).** Schäfer, Weibliche Diakonie. II. Hamburg 1880. S. 26 ff. — Tiesmeyer, Die Praxis der Sonntagsschule. 2. Aufl. Bremen 1877 (XII u. 321 S.). — Schelle, Der Kindergottesdienst (Kleine Bibliothek für innere Mission. Heft VII). (24 S.). — König, Beiträge zur 100jährigen Geschichte der Sonntagsschule (Schäfer, Monatsschrift f. i. M. III. 1883. S. 161 ff.; IV. 1884. S. 53 ff.). — Mallet, Sonntagsschulen (PRE.² XIV. S. 435 ff.). — Prochnow, Der Sonntagsschulfreund. Ein Blatt für Lehrer und Lehrerinnen der Sonntagsschule. Berlin 1869 ff.

§ 12. **Waisenhaus.** Kämmel, Waisenhäuser (Schmid, Päd. Enc. X. S. 230 ff.). — de Gerando-Buß, Die öffentliche Armenpflege. Stuttgart 1844. II. 1. S. 36 ff. — Richter, Evangelische Waisennot und Waisenpflege in der Diaspora (Schäfer, Monatsschrift f. Diak. u. i. M. IV. 1880. S. 354 ff.). — Ladame, Les Orphelinats de la Suisse et des principaux pays de l'Europe. Paris 1879 (XIV u. 220 S. nebst Abbildungen und Plänen.) — Fechter und Schäublin, Das Waisenhaus in Basel. Denkschrift. Basel 1871 (VI u. 100 S. nebst 3 Abbildungen und 1 Plan).

§ 13. **Erziehungsvereine.** Hesekiel, Erziehungsvereine (Kl. Bibliothek f. i. M. Heft I). (20 S.). — Die Erziehungsvereine, mit besonderer Rücksicht auf den Verein zu Neukirchen bei Mörs (Fliegende Blätter. XXXV. 1878. S. 15 ff.). — Wilkens, Pfarrer Andreas Bräm, der Gründer der Erziehungsvereine (Schäfer, Monatsschrift f. i. M. IV. 1884. S. 241 ff.).

§ 14. **Knabenarbeitsanstalt und Knabenhort.** Armenpfleger-Kongreß zu Weimar 1884. Nr. 3. — Zeitschrift „Knabenhort". München 1883 ff.

§ 15. **Handarbeitsschule für Mädchen.** Schäfer, Weibliche Diakonie. II. Hamburg 1880. S. 49 ff. — Dürre, Pädagogisches Wanderbuch. Gotha 1858 (VI u. 180 S.). — Kehr, Geschichte der Methodik des deutschen Volksschulunterrichts. III. 1. Lieferung. Gotha 1879. S. 89 ff. — Maria Rebe, Die Haushaltungskunde und ihre Stellung zu dem Unterrichte in den weiblichen Handarbeiten. 2. Aufl. Gotha 1885 (XXVI u. 184 S.). — Reorganisation des Unterrichts in den weiblichen Handarbeiten. Zwei Vorträge, herausgeg. v. dem Vorstand des Mecklenburgischen Industrieschulvereins. Ludwigslust 1881 (28 S.).

§ 16. **Mägdeschule.** Schäfer, Weibl. Diakonie. II. Hamburg 1880. S. 59 ff. — E. Frommel, Skizzen zu einem Herrschaften- und Dienstbotenspiegel (Schäfer, Monatsschr. f. Diak. u. i. M. III. 1879. S. 461 ff.). — Schlosser, Die Fürsorge für die konfirmierte weibliche Jugend des Arbeiterstandes. Frankfurt a. M. 1875 (24 S.). — Lehmann, Die Erziehung der Töchter des Arbeiterstandes in Stadt und Land. Hamburg [ohne Jahreszahl]. (23 S.)

§ 17. **Mägdeherberge.** Schäfer, Weibl. Diakonie. II. Hamburg 1880. S. 65 ff.

§ 18. **Fabrikarbeiterinnenherberge.** Berichte der verschied. Anstalten. — Liesen, Arbeiterinnen-Hospiz u. -Verein zu M.-Gladbach. M.-Gladbach 1882 (28 S.).

§ 19. **Sonntagsverein (Jungfrauen-Verein).** Schäfer, Weibl. Diakonie. II. Hamburg 1880. S. 68 f. III. Hamburg 1883. S. 238 ff. — Mädchenzeitung. Berlin 1869 ff.

§ 20. **Lehrlingsdaheim und Lehrlingsverein.** Berichte der verschied. Anstalten. — Kopp, Der Jugendgeistliche in Stuttgart (Schäfer, Monatsschrift f. Diak. u. i. M. II. 1878. S. 319 ff.). — Schnabel, Was kann von kirchlicher Seite zur geistlich-sittlichen Pflege der konfirmierten Jugend geschehen? (Schäfer, Monatsschrift f. i. M. III. 1883. S. 361 ff.).

§ 21. **Herberge zur Heimat.** Perthes, Das Herbergswesen der Handwerksgesellen. 2. Aufl. Gotha 1883 (X u. 86 S.). — Rathmann, Die Herbergen zur Heimat nach ihrer bisherigen Entwickelung. Hamburg [Jahreszahl fehlt]. (IV u. 72 S.) — Häpe, Die Herberge zur Heimat (Kleine Bibliothek f. i. M. Heft IX u. X). (40 S.) — Burckhardt, Die sittlich-religiöse Einwirkung der „Herberge zur Heimat" auf ihre Gäste (Schäfer, Monatsschrift f. i. M. V. 1885. S. 334 ff.) — Rocholl, Dunkle Bilder aus dem Wanderleben. 2. Aufl. Bremen 1885 (189 S.). — Hackebeil, Reisehandbuch für christliche Handwerksgesellen. Dresden und Leipzig 1885 (128 S.). — Die Herbergen zur Heimat. Denkschrift des Central-Ausschusses. Berlin 1883 (16 S., eine Tabelle und ein Plan).

§ 22. **Jünglingsverein.** Hesekiel, Die Mission an den Jünglingen. Berlin 1864 (IV u. 63 S.). — Krummacher, Über die Entwicklung und den gegenwärtigen Stand der Jünglingsvereinssache in den verschiedenen Ländern der Erde (Schäfer, Monatsschrift f. Diak. u. i. M. III. 1879. S. 300 ff.). Separat erschienen. Elberfeld 1881 (IV u. 83 S.). — Krummacher, Lebensbilder von Freunden und Förderern der evangelischen Jünglingsvereine. Elberfeld 1882 (VIII u. 261 S.). — Tiesmeyer, Die Praxis des Jünglingsvereins. Bremen 1885 (VIII u. 272 S.). — Seidel, Die evangelischen Männer- und Jünglings-Vereine Sachsens. Dresden 1885 (IV u. 70 S.). — D. v. Oertzen, Die Jünglings-Vereine in Deutschland. Heilbronn 1886. 54 S. (Zeitfragen des christl. Volkslebens, XI, Heft 7).

§ 23. **Verein junger Kaufleute.** Zauleck, Die deutschen christlichen Vereine für junge Kaufleute (Schäfer, Monatsschrift f. Diak. u. i. M. IV. 1880. S. 56 ff.).

§ 24. **Rettungshaus.** Wichern, Rettungshäuser (Schmid, Päd. Encykl. VII S. 300 ff.). — Schäfer, Weibliche Diakonie. II. Hamburg 1880. S. 73 ff. — [Lichtwark], Rettungshausbote. Okt. 1880 ff. — Schäfer, Die Bedeutung und die Bedürfnisse der Rettungshäuser sonst und jetzt (Schäfer, Monatsschrift f. i. M. VII. 1887. S. 20 ff. Wiederabgedr. als Nr. 5 der Flugschriften des Mecklenb. Landesaussch. f. i. M. Rostock 1886). — Das Rettungshauswesen. Denkschrift des Central-Ausschusses. Berlin 1882 (22 S.). — Völter, Geschichte und Statistik der Rettungsanstalten für arme verwahrloste Kinder in Württemberg. Stuttgart 1845 (VIII u. 262 S.). — Kobelt, Die Arbeit an den Verwahrlosten und Blöden (Schäfer, Monatsschrift f. Diak. u. i. M. I. 1877. S. 235 ff.). — Kobelt, Der Lindenhof und das Elisabethstift zu Neinstedt a. Harz (Schäfer, Monatsschrift f. i. M. I. 1881. S. 447 ff.).

§ 25. **Magdalenium. (Kampf gegen Prostitution.)** Schäfer, Weibl. Diakonie. II. Hamburg 1880. S. 89 ff. — Herbst, Die Magdalenensache. Elberfeld 1867 (VIII u. 144 S.). — Niemann, Die Magdalenensache (Schäfer, Monatsschrift f. i. M. III. 1883. S. 121 ff.). — Michelsen, Der internationale Bund gegen das Kontrollsystem (Schäfer, Monatsschrift f. i. M. IV. 1884. S. 182 ff.). — Dalton, Der soziale Aussatz. Hamburg 1884 (64 S.).

§ 26. **Trinkerasyl. (Kampf gegen Alkohol.)** Hirsch, Die beiden Trinker-Asyle in Lintorf (Schäfer, Monatsschrift f. i. M. VI. 1886. S. 481 ff.).

— Baer, Der Alkoholismus. Berlin 1878 (X u. 622 S.). — Martius, Der Kampf gegen den Alkoholmißbrauch. Halle a. S. 1884 (VIII u. 348 S.). — Martius, Die speziellen Aufgaben der innern Mission in dem neuerwachten Kampfe gegen die Trunksucht. Magdeburg 1884 (52 S.). — Fuchs, Der Alkoholismus und seine Bekämpfung (Zeitfragen des christlichen Volkslebens. VIII. Heft 8.) Heilbronn 1883 (69 S.). — († Schwarz), Lehmann, Enthaltsamkeit. (PRE.² IV. S. 246 ff.).

§ 27. **Arbeiterkolonie und Verpflegungsstation.** Schlosser, Die Vagabundennot. 2. Aufl. Bielefeld 1879 (29 S.). — Der Berliner Asyl-Verein für Obdachlose. Berlin 1882 (71 S.). — v. Bodelschwingh, Die Ackerbau-Kolonie „Wilhelmsdorf" nach ihren bisherigen Erfahrungen. 2. Aufl. Bielefeld 1883 (32 S.). — v. Bodelschwingh, Vorschläge zur Vereinigung aller deutschen Arbeiter-Kolonieen. Bielefeld 1883 (96 S.). — Stursberg, Ueber Arbeiterkolonieen und Naturalverpflegung der wandernden Bevölkerung. Gotha 1883 (30 S.). — Huzel, Das System der kommunalen Naturalverpflegung armer Reisender. Stuttgart 1883 (IV u. 114 S.). — Die Arbeiter-Kolonie. Zeitschrift, Gütersloh 1884 ff. — Richter, Die, so im Elend sind, führe in dein Haus. Breslau 1884 (20 S.).

§ 28. **Gefangenen- und Entlassenen-Pflege.** Julius, Vorlesungen über die Gefängnis-Kunde. Berlin 1828 (CLXVIII u. 368 S. nebst 4 Plänen). — Ave-Lallement, Das deutsche Gaunertum. Leipzig 1858. 4 Bde. — Natorp, Kreuz und Kerker. Düsseldorf 1867 (IV u. 187 S.). — Schröter, Hundertjährige Geschichte der Einzelhaft. Hamburg 1877 (24 S.). — Schröter, Das Moabiter Zellengefängnis. Berlin 1877 (40 S.). — Bienengräber, Das Gefängnißwesen zur Orientierung für Nichtfachmänner (Fliegende Blätter XXXV. 1878. S. 147 ff.). — Feldhahn, Die jugendlichen Verbrecher als Zeugen wider unsere Zeit (Schäfer, Monatsschrift f. i. M. I. 1881. S. 394 ff.). — Stursberg, Die innere Mission an den Gefangenen. Düsseldorf 1881 (20 S.). — Mahn, Die Pflege der Entlassenen (Kleine Bibliothek f. i. M. Heft VIII. 28 S.). — Schäfer, Weibliche Diakonie. II. Hamburg 1880. S. 101 ff. — Berichte der Rhein.-Westfäl. Gefängnisgesellschaft. — Oldenberg, Johann Hinrich Wichern. II. Hamburg 1887. S. 198 ff. S. 215 ff. S. 271 ff.

§ 29. **Pflege der evangelischen Diaspora in Deutschland.** Die evangelische Diaspora und ihre Versorgung (Luth. Kirchenzeitung 1877. S. 683 ff.). — Natorp, Evangelische Bruderliebe. Barmen 1878 ff. — v. Criegern, Der Gustav-Adolf-Verein in den ersten 50 Jahren seines Bestehens. Leipzig 1882 (138 S.). — Zenker, Der Gustav-Adolf-Verein in Haupt und Gliedern. Leipzig 1882 (148 S. und ein Stahlstich). — Funke, Das Werk der lutherischen Gotteskasten und verwandten Unterstützungsvereine. Hannover 1883 (VIII u. 255 S.). — Scherrer, Das Werk des protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins in der Schweiz. St. Gallen 1883 (VIII u. 244 S.). — Nöltingk, Bericht über die Wirksamkeit der Unterstützungskasse für evangelisch-lutherische Gemeinden in Rußland. St. Petersburg 1884 (VI u. 237 S.). — Berichte der Hauptversammlungen des Gustav-Adolf-Vereins. — Zimmermann, Gustav-Adolf-Stiftung (PRE.² V. S. 470 ff.). — Nöltingk, Die Unterstützungskasse in Rußland (Schäfer, Monatsschrift f. Diak. u. i. M. II. 1878. S. 354 ff.). — Scheffer, Gedanken über das christliche Vereinswesen mit besonderer Berücksichtigung der evangelischen Diaspora (Schäfer, Monatsschrift f. i. M. I. 1881. S. 172 ff.).

§ 30. **Pflege der deutschen evangelischen Diaspora im Ausland.** Wichern, Die evangelischen Deutschen in der europäischen Diaspora (Verhandlungen des IV. Kirchentages in Berlin 1853. Berlin 1853. S. 153 ff.) — Reichard, Louis Meyer (Schäfer, Monatsschrift f. i. M. I. 1881. S. 1 ff.). Sincero v. Angelico, Die evangelischen Gemeinden deutscher Zunge in

Italien (Schäfer, Monatsschrift f. i. M. I. 1881. S. 458 ff.). — Brennekam, Die Deutschen in der französischen Schweiz (Schäfer, Monatsschrift f. i. M. II. 1882. S. 352 ff.). — Hülsen, Die deutsche evangelische Gemeinde in Konstantinopel — ein Diasporabild (Schäfer, Monatsschrift f. i. M. III. 1883. S. 457 ff.). — Noël, Die Fürsorge der evangelischen Kirche in Deutschland für die Pflege der deutschen evangelischen Gemeinden im Auslande (Schäfer, Monatsschrift f. i. M. VI. 1886. S. 201 ff.).

§ 31. **Pflege der regelmäßig wandernden Bevölkerung.** Grashof, Aus dem Leben der Hollandsgänger (Schäfer, Monatsschrift f. i. M. II. 1882. S. 328 ff.). — Schauenburg, Die Arbeit unter den Hollandsgängern (Schäfer, Monatsschrift f. i. M. VI. 1886. S. 23 ff.). — Das Ostgehen oder die Schnitter des Warthebruchs (Fliegende Blätter XXIII. 1866. S. 3 ff.). — Zur Schnitterfrage (Fliegende Blätter XXIII. 1866. S. 42 ff.). — Fürsorge der Württembergischen Regierung für die Eisenbahnarbeiter (Fliegende Blätter XXV. 1868. S. 273 ff.). — Zustände unter den Eisenbahn- und Chausseearbeitern Ostpreußens (Fliegende Blätter XXVII. 1870. S. 128 ff.). — Saran, Die Aufgaben der Kirche und Schule gegenüber der Flußschiffer-Bevölkerung (Fliegende Blätter XXXIV. 1877. S. 224 ff.).

§ 32. **Seemannsmission.** Gleiß, Die skandinavische Seemannsmission und das Bethelschiff in Kopenhagen (Schäfer, Monatsschrift f. i. M. II. 1882. S. 396 ff.). — Deutsche Seemanns-Mission (Fliegende Blätter XLI. 1884. S. 105 ff.).

§ 33. **Auswanderermission.** Schröter, Die deutsche Auswanderung. Denkschrift. Hamburg 1881 (48 S.). — Schröter, Ratgeber für Auswanderer. Hamburg 1881 (32 S.). — Borchard, Kirchliches Adreßbuch für Nord-Amerika. Bielefeld und Leipzig 1884 (69 S. und eine Karte). — Kirchliches Adreßbuch für Nord-Amerika. Leipzig 1882 (24 S.).

§ 34. **Fürsorge für die Taubstummen.** Hill, Der gegenwärtige Zustand des Taubstummenbildungswesens in Deutschland. Weimar 1866 (XXI u. 326 S.). — Hill, Die Geistlichen und Schullehrer im Dienste der Taubstummen. 3. Aufl. v. Oehlwein. Weimar 1882 (VIII u. 143 S.). — Walther, Geschichte des Taubstummenbildungswesens. Bielefeld und Leipzig 1882 (VIII u. 438 S.). — Matthias, jetzt Vatter, Organ der Taubstummen- und Blindenanstalten in Deutschland. Friedberg 1854 ff. — Firnhaber, Taubstummenbildung (Schmid, Päd. Encykl. IX. S. 371 ff.).

§ 35. **Fürsorge für die Blinden.** Klein, Lehrbuch zum Unterricht der Blinden. Wien 1819 (XXVI u. 455 S.). — Klein, Geschichte des Blinden-Unterrichts. Wien 1837 (IV u. 204 S.). — Pablasek, Die Fürsorge für die Blinden von der Wiege bis zum Grabe. Wien 1867 (IV u. 358 S.). — Der Blindenfreund. Zeitschrift. Düren 1881 ff. — Die Verhandlungen der Blindenlehrerkongresse mit verschiedenem Verlagsort. — Georgi, Anleitung zur Behandlung blinder Kinder im Kreise ihrer Familie bis zur Aufnahme in die Blindenanstalt. Dresden 1857 (45 S.). — Wagner, Blindenanstalten. (Schmid, Päd. Encykl. I. S. 705 ff.). — Hebold, Das blinde Kind im elterlichen Hause und in der Volksschule. Berlin 1862.

§ 36. **Fürsorge für die Idioten und Epileptischen.** Disselhoff, Die gegenwärtige Lage der Kretinen, Blödsinnigen und Idioten in den christlichen Ländern. Bonn 1857 (XIV u. 170 S.). — Brandes, Der Idiotismus und die Idiotenanstalten. Hannover 1862 (VIII u. 142 S.). — Barthold, Der Idiotismus und seine Bekämpfung. Stettin 1868 (II u. 51 S.). — Pfleger, Über Idiotismus und Idiotenanstalten. Wien 1882 (44 S.). — Schäfer, Weibliche Diakonie. II. Hamburg 1880. S. 108 ff. — Zeitschrift für das Idiotenwesen. Dresden 1880 ff. — Palmer, Die Fürsorge für die Epileptischen. Bielefeld 1879 (20 S.). — Sengelmann, Idiotophilus. Norden 1885. 3 Bände.

— Köhler, Cretinismus und Blödsinn im kindlichen Alter (Schmid, Päd. Encykl. I. S. 882 ff.). — Die Verhandlungen der Konferenzen für Idioten-Heilpflege.

§ 37. **Fürsorge für die Verkrüppelten.** Gleiß, Pastor Knudsen und der Verein für Verkrüppelte in Kopenhagen (Schäfer, Monatsschrift f. i. M. VI. 1886. S. 465 ff.). — Schäfer, Nachwort (Schäfer, Monatsschrift f. i. M. VI. 1886. S. 473 ff.).

§ 38. **Ferienkolonie, Kinder-Sol- und Seebad.** Krabbe, Die Kinderpflege in den Bädern, besonders in den Solbädern (Schäfer, Monatsschrift f. Diak. u. i. M. III. 1879. S. 216 ff.). Auch separat erschienen: Krabbe, Die Kinderpflege in den Solbädern. Hamburg 1880. (IV u. 72 S.). — Röstel, Fürsorge für arme, schwächliche und kranke Kinder (Kinderheilstätten, Ferienkolonieen). (Verhandlungen des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit zu Weimar 1884 Nr. 3. 72 S.). — Röstel, Statistik der deutschen Ferienkolonieen und Kinderheilstätten in Sol- und Seebädern (Verhandlungen des deutschen Vereins für Armepflege und Wohlthätigkeit zu Bremen 1885 Nr. 3. 19 S.).

Über Heilpädagogik im ganzen instruiert: Stötzner, Altes und Neues aus dem Gebiete der Heilpädagogik. Leipzig 1868 (II u. 86 S.).

§ 39. **Krankenpflege und Krankenhaus.** Häser, Geschichte christlicher Krankenpflege und Pflegerschaften. Berlin 1857 (VIII u. 126 S.). — Nightingale, Die Pflege bei Kranken und Gesunden. Deutsch von Wolf. Leipzig 1861. (XVI u. 224 S.). — Schäfer, Weibliche Diakonie. II. Hamburg 1880. S. 132 ff. — Sick, Die Krankenpflege in ihrer Begründung auf Gesundheitslehre. Stuttgart 1884 (548 S.). — Kündig, Erfahrungen am Kranken- und Sterbebette. 5. Aufl. v. Anstein. Basel 1883 (VIII u. 338 S.). — Windel, Beiträge aus der Seelsorge für die Seelsorge. Wiesbaden 1872 ff. (verschiedene Hefte). — Lindner, Die Notstände unter den Siechen auf dem flachen Lande und die Möglichkeit der Hilfe (Schäfer, Monatsschrift f. Diak. u. i. M. II. 1878. S. 193 ff.). — Macher, Das Anna-Kinderspital in Graz. Graz 1873 (VIII u. 88 S.). — Die Pflege unheilbarer Kranker, eine Aufgabe der kirchl. Armenpflege. Denkschrift des Prov. Ausschusses f. i. M. in der Prov. Sachsen. Magdeburg 1884 (26 S.). — Guttstadt, Krankenhaus-Lexikon für das Königreich Preußen. Berlin 1885—86. 2 Bände.

§ 40. **Irrenhaus.** Koch, Psychiatrische Winke für Laien. 2. Aufl. Stuttgart 1880 (X u. 109 S.). — Scholz, Vorträge über Irrenpflege. Bremen 1882 (IV u. 135 S.). — Dalhoff, Unsere Gemütskranken. A. d. Dänischen von Michelsen. Karlsruhe 1883 (206 S.).

§ 41. **Bibelsache.** Bibelblätter, herausgegeben von der Bibelges. in Basel 1853 ff. — Grimm, Kurzgefaßte Geschichte der lutherischen Bibelübersetzung. Jena 1884 (VIII u. 86 S.). — Schott, Dr. Martin Luther und die deutsche Bibel. 3. Aufl. Stuttgart 1883 (48 S.). — Palmer Davies, Die Bibel und deren Verbreitung. Berlin 1875 (23 S.). — Schoell, Bibelgesellschaft (PRE.² II. S. 368 ff.). — Herzog, Bibellesen der Laien und Bibelverbote in der katholischen Kirche (PRE.² II. S. 375 ff.). — Thilo, Geschichte der Preußischen Hauptbibelgesellschaft in ihrem ersten Halbjahrhundert. 1814—1864. Berlin 1864 (XII u. 356 S.). — Bertram, Geschichte der Canstein'schen Bibelanstalt in Halle. Halle 1863 (IV u. 88 S.). — O. F. Fritzsche, Deutsche Bibelübersetzungen (PRE.² III. S. 553 ff.).

§ 42. **Traktat- und Schriftensache.** Schäfer, Traktatgesellschaften (PRE.² XV. S. 791 ff.) — [Bodemann], Die Verbreitung christlicher Schriften. Hamburg 1868 (94 S.). — Löwe, Kritische Musterung der Traktate deutsch-evangelischer Gesellschaften. Hamburg 1852 (VIII u. 115 S.). — [Schnell], Erfahrungen auf dem Traktatgebiete. 2. Aufl. Basel 1879 (24 S.). — [Schnell], Die fünfzig ersten Jahre des Vereines zur Verbreitung christlicher Schriften in

Basel. Basel 1884 (34 S.). — Stähelin, Das Traktatwesen. 2. Aufl. Basel 1873 (32 S.). — Gerlach, Verlagsanstalten zur Herausgabe christlicher Schriften in Deutschland (Schäfer, Monatsschrift f. Diak. u. i. M. III. 1879. S. 385 ff.). — Gerlach, Kritische Übersicht der deutschen Volkskalender (Schäfer, Monatsschrift f. Diak. u. i. M. II. 1878. S. 158 ff.).

§ **43. Volksbibliothek.** Schaubach, Zur Charakteristik der heutigen Volkslitteratur. Hamburg 1863 (VIII u. 216 S.). — [Bodemann], Verbreitung. Vergl. § 42. — Lobeck, Die Sorge für das Volksschriftenwesen. Leipzig 1877 (VI u. 53 S.). — Barthel und Röpe, Vorlesungen über die deutsche Nationallitteratur der Neuzeit. 9. Aufl. Gütersloh 1879. S. 454 ff. — Höpfner, Praktischer Wegweiser durch die christliche Volkslitteratur. 2. Aufl. Bonn 1873 (X u. 344 S.). — Noltenius, Die Volksbibliotheken der inneren Mission (Schäfer, Monatsschrift f. i. M. III. 1883. S. 11 ff. u. IV. 1884 S. 448 ff.). — Schlosser, Christlicher Bücherschatz. Frankfurt a. M. 1879 ff. — S. R., Die Gartenlaube (Schäfer, Monatsschrift f. Diak. u. i. M. III. 1879. S. 481 ff.). Tiesmeyer, Orientierende Uebersicht über die Kinderzeitungen (Schäfer, Monatsschrift f. Diak. u. i. M. II. 1878. S. 529 ff.). — Fr. Schäfer, Christliche Volksschriftsteller (Monatsschrift f. i. M. IV. 1886. S. 89 ff.).

§ **44. Kolportage.** Rade, Weltliche und christliche Kolportage (Schäfer, Monatsschrift f. i. M. VI. 1886. S. 433 ff.). — [Bodemann], Verbreitung. Vergl. § 42.

§ **45. Stadtmission.** Lehmann, Die Werke der Liebe. 2. Aufl. Leipzig 1883 S. 211 ff. — Lehmann, Die Stadtmission. Leipzig 1875 (Heft III der Kl. Bibl. f. i. M.) (20 S.). — Die Stadtmissionen. Denkschrift des Central-Ausschusses. Berlin 1885 (48 S.). — Kayser, David Nasmith. Hamburg 1853 (IV u. 192 S.). — Schäfer, Wie ist den Gefahren zu begegnen, welche die Unkirchlichkeit und Sittenverderbnis in den großen Städten für das Land hat? (Schäfer, Monatsschrift f. i. M. II. 1882. S. 97 ff.) — Fürer, Der Einfluß der großen Städte auf das Land (Schäfer, Monatsschrift f. i. M. II. 1882. S. 9 ff.). — Pank, Die großen Städte und das Evangelium (Verhandl. des 18. Kongresses f. i M. zu Danzig. Hamburg 1876. S. 58 ff.). — Jentzsch, Aus der Berliner Stadtmission. 2. Aufl. Berlin 1878 (22 S.). — Blätter aus der Stadtmission. Berlin 1878 ff. — Hausig, Die Londoner Stadtmission (Fliegende Blätter XLI. 1884. S. 281 ff.). — Der Notschrei des Londoner Auswurfs und die Antwort der Barmherzigkeit (Schäfer, Monatsschrift f. i. M. V. 1885. S. 241 ff.).

§ **46. Gemeindepflege.** Schäfer, Weibliche Diakonie. II. Hamburg 1880. S. 168 ff. — v. Funke, Gemeinde-Diakonie (Heft II der Kl. Bibl. f. i. M.). Leipzig 1875 (23 S.). — Gemeindediakonie — die Pflicht jeder Kirchgemeinde (Bausteine X. 1878. S. 51 ff.). — Kohlschütter, Über die allgemeinere Einführung der Gemeindediakonie in Sachsen (Bausteine XIV. 1882. S. 83 ff.). — Werner, Die Gemeindepflege und die Gewinnung von Kräften für dieselbe. Darmstadt [ohne Jahreszahl]. (32 S.) — Römheld, Die Verpflanzung der inneren Mission, insbesondere der weiblichen Diakonie auf das Land. Gotha 1883 (IV u. 76 S.). Schuster, Gemeindediakonie (Schäfer, Monatsschrift f. i. M. VI. 1886 S. 402 ff.).

§ **47. Armenpflege.** Hahn, Armenpflege (PRE.² I. S. 648 ff.). — Schuster, Das Zusammenwirken staatlicher, kirchlicher und freiwilliger Armenpflege (Schäfer, Monatsschrift f. i. M. III. 1883. S. 170 ff.). — de Gérando-Buß, Die öffentliche Armenpflege. Stuttgart 1843—1846. 4 Bände. — Gerlach, Die kirchliche Armenpflege. Nach dem Englischen des Dr. Th. Chalmers. Berlin 1847 (XXIV u. 245 S.). — Emminghaus, Das Armenwesen und die Armengesetzgebung in Europäischen Staaten. Berlin 1870 (VIII u. 728 S.(. — Luthardt, Armenpflege und Unterstützungswohnsitz. (Heft 2, Bd. VI der Zeitfragen des christlichen Volkslebens). Heilbronn 1880 (70 S.). — v. Melle, Die Entwicklung des öffentlichen Armenwesens in Hamburg. Hamburg 1883

(IV u. 362 S.). — Merz, Armut und Christentum. Stuttgart und Tübingen 1849 (XII u. 238 S.). — Luthardt, Die Armenpflege des Staats und ihr Verhältnis zur freiwilligen Armenpflege (Schäfer, Monatsschrift f. Diak u. i. M. IV. 1880. S. 529 ff.). — Hesekiel, Grundsätze christlicher Armenpflege (Schäfer, Monatsschrift f. i. M. VI. 1886. S. 393 ff.).

§ 48. **Pflege in Zeiten der Seuche und des Krieges.** Schäfer, Weibl. Diakonie. II. Hamburg 1880 (S. 204 ff.). — v. Criegern, Das rothe Kreuz in Deutschland. Leipzig 1883 (XIV u. 282 S.). — J. Wichern, die freiw. Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger durch den deutschen Verein vom roten Kreuz (VIII u. 152 S.). — Disselhoff, Jubilate! Kaiserswerth 1886. S. 207 ff. — Moynier, deutsch von Stange, Das rote Kreuz, seine Vergangenheit und seine Zukunft. Minden in Westfalen 1883 (VIII u. 180 S.). — Handbuch der deutschen Frauenvereine unter dem roten Kreuz. Berlin 1881 (VIII u. 360 S.). — Wichern, Kriegsdienste der freiwilligen Liebesthätigkeit. Hamburg 1874 (IV u. 227 S.). — Bartusch, Die freiwillige Krankenpflege der deutschen Frauenvereine (Schäfer, Monatsschrift f. Diak. u. i. M. III. 1879. S. 159 ff.).

§ 49. **Sonntagsfrage.** Liebetrut, Der Tag des Herrn und seine Feier. Berlin 1837 (XX u. 368 S.). — Oschwald, Die christliche Sonntagsfeier. Leipzig 1850 (XXIV u. 149 S.). — Liebetrut, Die Sonntagsfeier, das Wochenfest des Volkes Gottes im Neuen Bunde. Hamburg 1851 (XVI u. 147 S.). — Schröter, Die Sonntagsentheiligung und das Verbrechen. Düsseldorf 1876 (24 S.). — Brösel, Das Recht des Arbeiters auf den Sonntag. Leipzig 1876 (II u. 50 S.). — Niemeyer, Die Sonntagsruhe vom Standpunkte der Gesundheitslehre. 2. Aufl. Leipzig 1883 (VIII u. 75 S.). — Rieger, Staat und Sonntag. Heilbronn 1877. 91 S. (Zeitfr. des christl. Volkslebens. II. Heft 4). — Zahn, Geschichte des Sonntags. Hannover 1878 (79 S.). — Rohr, Der Sonntag vom sozialen und sittlichen Standpunkt. Bern 1879. — Bourwieg, Was ist zur Beförderung der Sonntagsheiligung seit 1848 in Deutschland geschehen. (Schäfer, Monatsschrift f. Diak. u. i. M. I. 1877. S. 322 ff.). — Haupt, Der Sonntag und die Bibel (Schäfer, Monatsschrift f. Diakonie u. i. M. II. 1878. S. 33 ff.). — Brösel, Die Schweizer Gesellschaft für Sonntagsheiligung (Schäfer, Monatsschrift f. Diak. u. i. M. II. S. 228 ff.). — Reimpell, Bibl. Begründung des Sonntags (Schäfer, Monatsschrift f. i. M. IV. 1884. S. 93 ff.). — Zöckler, Sonntagsfeier (PRE.² XIV. S. 428 ff.).

§ 50. **Schulfrage.** Kolbe, Evangelisches Monatsblatt für die deutsche Schule. Organ des Deutschen Evangelischen Schulvereins. 1881 ff. — Zillessen, Monatliche Mitteilungen des Vereins zur Erhaltung der evangelischen Volksschule. 1879 ff. — Denkschriften der Schulkongresse. — Strack, Die moderne Schulgesetzgebung. Heilbronn 1878 (Pädagog. Fragen IV. Heft). (32 S.). — Möbius, Die christliche Schule. Gotha 1874 (VIII u. 142 S.). — Michael, Schule und innere Mission. Leipzig 1878 (16 S.). — Der deutsche evangelische Schulkongreß. Barmen 1883 (15 S.). — Bayer, Über den Einfluß des öffentlichen Lebens auf die Erziehung der Jugend. Hamburg 1881 (40 S.). — Splittgerber, Die gegenwärtige Lage der evangelischen Volksschule in Preußen und die Simultanschule. Berlin [ohne Jahreszahl] (8 S.). — Horn, Über Hollands Volksschulwesen. Leipzig 1877 (35 S.). — Brandt, Wie erziehen wir unsere Jugend zur Kirche? Gütersloh 1877 (22 S.). — Zillessen, Der Kampf des positiven Christentums mit der sog. modernen Weltanschauung auf dem Gebiete der Volksschule. Langenberg 1882 (16 S.). — Warneck, Die Mission in der Volksschule. Gütersloh 1883 (19 S.). — Marx, Welchen Gefahren ist gegenwärtig durch das öffentliche Leben die Jugenderziehung ausgesetzt und was hat zur Abwendung dieser Gefahren zu geschehen? (Schäfer, Monatsschrift f. i. M. IV. 1884. S. 321 ff.)

§ 51. **Wohnungsfrage.** Arminius, Die Großstädte in ihrer Wohnungsnot und die Grundlagen einer durchgreifenden Abhilfe. Leipzig 1874 (VIII und

260 S. nebst einem Plan). — Sax, Die Wohnungszustände der arbeitenden Klassen und ihre Reform. Wien 1869 (VI u. 208 S.). — Engel, Die moderne Wohnungsnot. Leipzig 1873 (VIII u. 102 S.). — v. d. Goltz und Kinzel, Ländliche Arbeiterwohnungen. Königsberg und Tilsit 1865 (48 S. u. XXI Tafeln). — Balmer-Rink, Die Wohnung des Arbeiters. Basel 1883 im Elsaß. (30 S. u. XXII Grundrisse). — Schall, Das Arbeiter-Quartier in Mülhausen Berlin 1876 (IV u. 48 S. und ein Plan).

§ 52. **Persönlichkeit, Verein, Anstalt.** Schöpff, Die Persönlichkeit als ein menschlicher Faktor in der Arbeit der inneren Mission (Schäfer Monatsschrift f. i. M. VI. 1836 S. 3 ff.). — Die Bedeutung der Persönlichkeit für die Arbeit der inneren Mission (Kobelt, Blätter vom Lindenhofe I. Nr. 4. Juli 1882.). — Uhlhorn, Wohlthätigkeitsanstalten (PRE.² XVII. S. 300 ff.). — Uhlhorn (vergl. oben). — Ratzinger (vergl. oben).

§ 53. **Vereinsgeistliche.** Lehmann, Werke der Liebe. S. 199. 241. 339. — Rathmann, Warum bedürfen wir einen Provinzial-Agenten für innere Mission in den Provinzen Ost- und Westpreußen? Herausgegeben vom Ostpreußischen Provinzial-Verein f. i. M. Königsberg 1878 (12 S.). — Die Protokolle der Konferenzen der theolog. Berufsarbeiter der inneren Mission (vergl. auch Schäfer, Monatsschrift f. i. M. I. 1881. S. 375 ff.; III. 1883. S. 154 ff.) — Die Berichte des sächsischen Prov.-Ausschusses f. i. M. in Magdeburg, namentlich der VIII. 1886. — Schäfer, Bibliotheken für innere Mission (Schäfer, Monatsschrift f. i. M. VII 1887. S. 37 ff.).

§ 54. **Brüder und Diakonen.** Wichern, Diakonen- und Diakonissenhäuser (PRE.² III. S. 581 ff.). — Kobelt, Briefe über die innere Mission (Schäfer, Monatsschrift f. Diak. u. i. M. IV. S. 203 ff.). — Berichte des Rauhen Hauses, namentlich vergl. diejenigen von 1844, 1878/79, 1883—86.

§ 55. **Diakonissen.** Schäfer, Weibliche Diakonie. Stuttgart 1880—1887. 3 Bände. — Schäfer, Zur Erinnerung an die Diakonissen-Einsegnung. Gütersloh 1884 (X u. 125 S.) — Disselhoff, Jubilate! Kaiserswerth 1886 (VIII, 350 u. V S.).

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Zur Literatur der inneren Mission.

Aus dem Verlage der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg, durch jede Buchhandlung zu beziehen:

An die socialdemokratischen Arbeiter. Ein Flugblatt. Fünfte Auflage. 16 Seiten. 10 Pfg. 20 Exemplare 1 M. 100 Exemplare 4 M.

Baltian, Superintendent. **Die Magdalenensache.** 30 Pf.

Baur, W., Generalsuperintendent Dr., **Die Genfer und schweizerische Gesellschaft** zur Heiligung des Sonntags. 30 Seiten. 50 Pf.

— **Die Hinderung der Sonntagsfeier** und ihre Ueberwindung. 32 S. 40 Pf.

— **Ueber die Magdalenensache** und den Magdalenenstift in Berlin. 20 Pf.

— **Unsere weibliche Jugend.** Seelsorgerliche Winke und Erfahrungen. 120 Seiten. 80 Pf. kart. 1 M.

Bayer, H. A., Konsistorialrat und Hofprediger. **Ueber den Einfluß des öffentlichen Lebens auf die Erziehung der Jugend.** 40 S. 50 Pf.

Biernatzky, K. L., Was ist zur Wiederherstellung einer christlichen Sonntagsfeier in Deutschland geschehen? 55 S. 80 Pfg.

Bunsen, Ch. C. J., Elisabeth Fry an die christlichen Frauen und Jungfrauen Deutschlands. Mit Vorwort von **Amalie Sieveking.** 83 S. 80 Pf.

Chastel, E., Historische Studien über den Einfluß der christlichen Barmherzigkeit. Mit Vorwort von **Dr. Wichern.** 272 S. 2 M.

Dalton, Der sociale Aussatz. Ein Wort üb. Prostitution u. Magdalenenasyle. 1 M.

Denkschrift über die Beförderung der Sonntagsheiligung. 38 S. 30 Pf.

Fliegende Blätter aus dem Rauhen Hause. Organ des Central-Ausschusses für die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche. Begründet von Dr. Wichern, fortgeführt von Pred. F. Oldenberg, Generalsuperintendent Dr. Baur und Pred. J. Wichern. Monatlich 2 Bogen. Preis eines Jahrgangs 3 M. Alle Jahrgänge von 1844 bis 1863 u. 1865 bis 1874, 1876 bis incl. 1886 erlassen wir dagegen bis auf Weiteres für 40 M. (statt 125 M.)

Frick, Dr., **Was fordert die Gegenwart von uns, damit der Jugend unseres Volks die Güter des Evangeliums bewahrt werden?** 36 S. 25 Pf.

Frommel, Max, Generalsup. **Von der ewigen Jugend.** Abendpredigt auf dem Congreß für innere Mission in Stuttgart. 30 Pf.

Fürer, W. P., **Die Volkslustbarkeiten und die innere Mission.** 20 S. 30 Pf.

Fürsorge für entlassene Sträflinge. Ein Bericht. 31 S. 30 Pf.

Goltz, von der, Freih. Prof. Dr., **Licht und Schattenseiten der gegenwärtigen Culturentwicklung.** 24 S. 40 Pf.

Huber, V. A., Genossenschaftliche Briefe aus Belgien, Frankreich u. England. 2 Bde. 364 S. und 556 S. 4 M.

Kapff, v., Prälat, **Die Revolution,** Ursachen, Folgen u. Heilmittel. 151 S. 80 Pf.

— **Die innere Mission in der Familie.** 36 S. 20 Pf.

Kriegsdienste der freiwilligen Liebesthätigkeit. Bericht über die von Dr. **Wichern** begründete Felddiakonie. 227 S. 2 M.

Lehmann, P., **Die Erziehung der Töchter des Arbeiterstandes.** 30 Pf.

Liebe, Barmherzige, Leben und Wirken der Elisabeth Fry und Amalie Sieveking. Mit deren Bildnissen. 113 S. 1 M. Eleg. geb. 2 M.

Liebetrut, Fr., Dr., **Die Sonntagsfeier.** (Gekrönte Preisschrift.) 147 S. 1 M.

Lücke, Fr., Dr., **Die zwiefache innere und äußere Mission der evangelischen Kirche.** 23 S. 30 P.

Zur Literatur der inneren Mission.

Aus dem Verlage der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg,

durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Lebensbilder aus der inneren Mission: *M*

I. Bähring, Gerhard Groot und Florentius. 212 S. 1,50
II. Leben der Frau Elisabeth Fry. 2 Bände. 297 und 264 S. 3,60
III. Eckart, Sara Martin, die Schneiderin. 131 S. 0,80
IV. Orme, Roger Miller. 152 S. 1,20
V. Kayser, David Nasmith. 192 S. 1,20
VI. Bähring, Johannes Tauler. 160 S. 1,20
VII. Leben des Johannes Falk. 88 S. 0,80
VIII. Brandis, Leben des Sir Thomas Fowell Buxton. 381 S. 1,80
IX. Kayser, William Wilberforce. 178 S. 1,20
X. Capitain Hedley Vicar's Leben und Heldentod. 178 S. 1,20
XI. Das Pfarrhaus zu Beckenham. 244 S. 2,00
XII. Dorothea Sibylla, Herzogin von Liegnitz und Brieg. Ein Spiegelbild für fürstliche Mitarbeit an dem Werke der inneren Mission. 119 S. 1,00
XIII. Das Leben des württemberg. Pfarrers Johannes Denner. 351 S. . 1,50
XV. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Joh. Wilh. Rautenberg. 282 S. 1,20
XVI. Burchard Friedrich Lemm. Ein Bild aus der Verborgenheit. 156 S. 1,00

[Diese 16 Bände (3385 S.) kosten zusammengenommen und, so lange der kleine Vorrath reicht, bei direkter Einzahlung (statt 21 M. 20 Pf.) **nur 10 M.**]

Meyeringh, F., Ein Wort über Jünglings- und Gesellenvereine. 46 S. 50 Pf.

Mission unter den Gefallenen. Mit Vorwort von **C. Wichern.** 112 S. 1 M.

Oldenberg, Fr., Johann Hinrich Wichern. Leben und Wirken. 2 Bände. 602 und 431 S. 16 M. Gut geb. 18 M.

— **Johann Hinrich Wichern,** Dr. theol. Ein Nachruf. 68 S. 60 Pf.

— **Ein Streifzug in die Bilderwelt.** 111 S. 60 Pf.

Pank, P., **Die großen Städte und das Evangelium.** 47 S. 40 Pf.

Pfeifer, E., Eine Magdalene. 124 S. 80 Pf.

Preisversuch, erster gekrönter, über den Segen der Sonntagsfeier. 30 Pf.

Schröter, A., Die hundertjährige Geschichte der Einzelhaft. 24 S. 40 Pf.

— **Die deutsche Auswanderung,** Denkschrift. Herausgegeben vom Central-Ausschuß f. i. Mission. 48 S. 75 Pf.

— **Ratgeber für Auswanderer.** 32 S. 15 Pf. 10 Ex. 1 M. 100 Ex. 7 M. 50 Pf.

Stein, Was will die innere Mission? 182 S. 1 M. 60 Pf.

Verhandlungen des 18. Congresses f. i. Mission zu **Danzig.** 152 S. M. 1,50.
— des 19. Congresses für innere Mission zu **Bielefeld.** 87 S. = 1,20.
— des 20. Congresses für innere Mission zu **Magdeburg.** 136 S. = 2,00.
— des 21. Congresses für innere Mission zu **Stuttgart.** 160 S. = 2,50.
— des 22. Congresses für innere Mission zu **Bremen.** 171 S. = 2,50.
Die fünf Congreßverhandlungen zusammengenommen M. 5.

Wichern, J. H. Dr., **Die Ursachen der so vielfach erfolglosen Bemühungen** in der heutigen Kindererziehung. 51 S. 60 Pf.

— **Der Dienst der Frauen in der Kirche.** 80 S. 3. Aufl. 50 Pf. Steif broch. 60 Pf. (5 Exempl. 2 M.) Cart. m. Goldschn. 80 Pf.

— **Das Rauhe Haus, seine „Kinder" und „Brüder".** 3. Aufl. 120 S. 1 M.

— **Sammlung von Jahresberichten** über das Rauhe Haus. Von der Zeit der Begründung 1833 bis jetzt (über 1200 S.) 6 M.

— — Einzelne Berichte daraus per Druckbogen von 16 S. 15 Pf.

Wichern, J., Pred., **Das Rauhe Haus** und die Arbeitsfelder der Brüder des Rauhen Hauses. 1833—1883. 318 S. 2 M. Eleg. geb. 3 M.

Verlag der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg.

Was will die innere Mission?

Acht Vorträge
über
den in der Liebe thätigen Glauben
von
P. Harald Stein.

Deutsche autorisirte Ausgabe von P. O. Gleiß.

Mit einem Vorwort begleitet von
Dr. J. Hesekiel,
Generalsuperintendent der Provinz Posen.

182 Seiten. M. 1.60.

Inhalt: Das Glaubens- und Liebesleben der alten Kirche. — Die Bedeutung des handelnden Christenthums. — Die innere Mission, der Ursprung des Namens und die Entwicklung. — Die bewahrende Liebe an Kindern, an den jungen Mädchen, an Jünglingen. — Die rettende Liebe der Trunksucht, dem Verbrechen, der Unzucht gegenüber. — Die heilende Liebe gegenüber Hülflosen, Armen und Kranken. — Die Arbeiter.

Aus dem Vorwort des Generalsuperintendenten Dr. Hesekiel:

„Offenbar aus der unmittelbarsten persönlichen Anschauung und Erfahrung heraus gehalten, durchweht diese Vorträge ein in seltenem Maaße erquicklicher Zug der Liebe zu den in geistlicher Noth und Lebensgefahr befindlichen Brüdern, ein Sehnen, ihnen zu helfen, sie zu retten, eine Wonne an diesem Liebesdienst und eine sieghafte Zuversicht auf die Hülfe dessen, der gekommen ist, nicht zu verderben, sondern zu erretten. In dieser Innerlichkeit und Brünstigkeit liegt die Macht der Vorträge. Auf der anderen Seite gehört der Verfasser zu denen, die innere Mission nicht neben der Kirche, geschweige wider die Kirche, sondern in ihrem Dienst und zu ihrem Bau treiben, die in ihr die nothwendige Aeußerung der ewigen Liebes- und Lebenskräfte sehen, die der Herr seiner Kirche verliehen hat, und die er ihr in Wort und Sacrament immer auf's Neue giebt. Es ist das Geläute der heimathlichen Kirche, das allen den Rettungsversuchen und Liebeswerken, von denen die Vorträge handeln, die Richtung giebt. —"

„Und so mögen denn Alle, die sie lesen, dadurch ein wenig angetrieben und ermuntert werden, hinauszufahren auf die Höhe, um den Brüdern Rettung zu bringen, dabei aber nie versäumen, auf das Geläut der Glocken zu horchen, das ihnen in ihrem Werk die Richtung zeigen soll — nach der Heimath hin!"

Aus dem Verlage der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg wird empfohlen:

Biblisches Wörterbuch
zum praktischen Bibelgebrauch.

Von

C. R. J. Strauß,

Superintendent, Kreisschulen-Inspektor und Pastor.

Wohlfeile Subscriptions-Ausgabe. 1226 Seiten. Preis 6 Mark.

(Später tritt der Ladenpreis von 10 Mark wieder ein.)

Das ist nicht ein Werk, was Einer in einem Jahre schreiben könnte. Es ist die Frucht langjährigen, treuen Studiums und Sammelns. Es ist kein bloßes Sachregister, auch keine Real- und Verbal-Concordanz im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern ein Wörterbuch der christlichen Theorie und Praxis in der Sprache der heiligen Schrift, der Gestalt, daß bei jedem einzelnen Begriffe die betr. Bibelstellen und Beispiele zusammengestellt sind. Wir erinnern uns nicht, eine ähnliche Zusammenstellung schon anderwärts gefunden zu haben. Das Werk ist ein gutes Hülfsmittel namentlich für Geistliche und Religionslehrer. — Am Schluß ist ein interessanter Anhang gegeben, die Umwandlung der biblischen Münzen, Maaße und Gewichte in solche des Deutschen Reiches enthaltend.

Geschichten und Bilder
zur
Förderung der inneren Mission.

Begründet von Dr. **Wichern.**

Alle Monate eine Nummer. Preis jährlich 1 M. 20 Pf.

Ein Volksblatt, das die Liebe zu den Werken der christlichen Barmherzigkeit zu pflanzen und zu pflegen sucht und das seit lange bei Jung und Alt als ein guter Freund sich bewährt hat. So oft er ins Haus tritt, bringt er Geschichten mit, die lehrreich zu lesen, und Bilder, die mit Vergnügen zu beschauen sind. Wer ein gutes und unterhaltendes Blatt haben will, das er am Familientische vorlesen, das er auch dem Nachbar geben und in der Gemeinde verbreiten kann und das manch fruchtbares Saatkorn in die Herzen streut, dem dürfen die Geschichten und Bilder mit gutem Recht empfohlen werden.

Weihnachtslieder
für Schule und Haus.

Gesammelt und zum Theil neu bearbeitet

von

Caroline Wichern.

Vierte Auflage. — 48 Seiten. — Mark 0,40.

Wohlfeile Ausgabe 5 Exempl. 1 M. — 20 Exempl. 3 M. — 50 Exempl. 6 M.

Sechzig Weihnachtslieder mit Noten dazu, aus alter und neuer Zeit, geistlichen und volksthümlichen Charakters, zum Besten gehörend, was wir an Liedern für die selige und fröhliche Weihnachtszeit haben. Wie für den häuslichen Gebrauch, so möchten wir namentlich für Kleinkinderpflegen, für Sonntagsschulen und Vereine diese Sammlung empfehlen.

Aus dem Verlage der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg,

durch jede Buchhandlung zu beziehen:

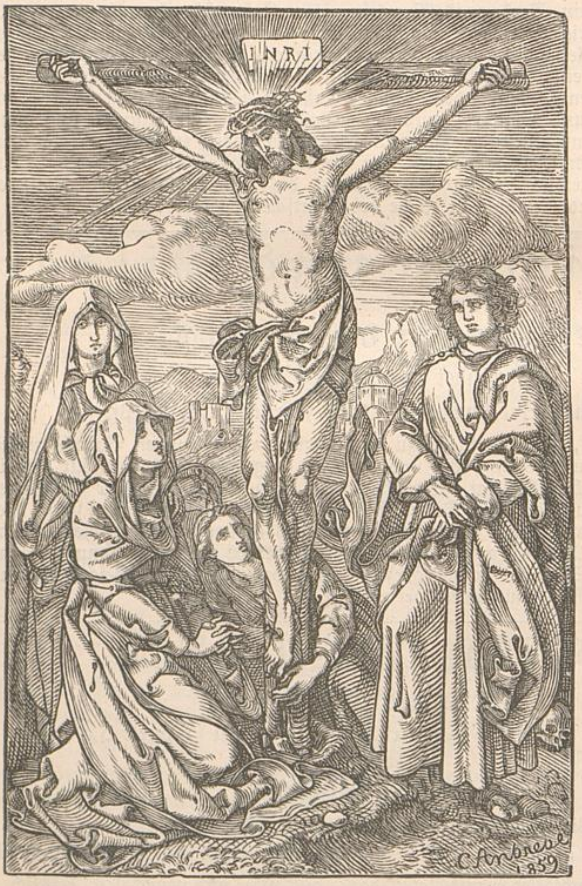
Zur Förderung christlich-volksthümlicher Kunst

empfehlen wir

als schönsten Zimmerschmuck

Drei große Holzschnitt-Bilder,

nach **A. Dürer** u. **M. Schön**, gez. v. **C. Andreae**, geschn. v. **A. Gaber**.



Anbetung der Weisen.

Auferstehung des Herrn.

Die Kreuzigung.

Preis eines Blattes in Tondruck,

87 cm. hoch und 64 cm. breit,

4 Mark.

Alle 3 Blätter zusammengenommen kosten nur

9 Mark.

Vermöge ihrer Größe u. Schönheit eignen sich diese Bilder ganz besonders zum Wandschmuck größerer Räume, als: **Betsäle, Schul-, Kranken-, Wohn-, Speise-** und **Schlafzimmer;** vornehmlich sollten auch **Sonntagsschulen** damit bedacht werden.

R : 13